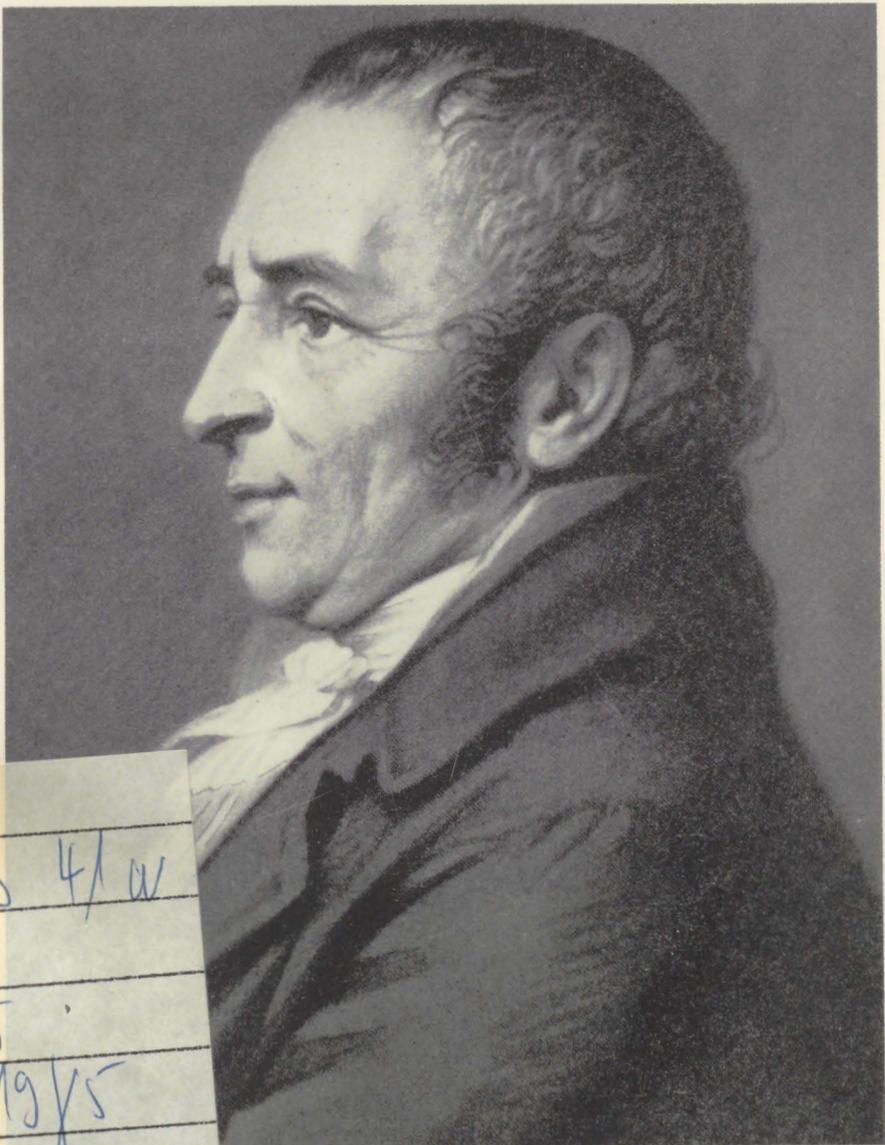


BADISCHE HEIMAT



MEIN HEIMATLAND

Landesverein Badische Heimat e. V., Freiburg



02B 4/w
65
1985

MK

TRT

N

Johann Peter Hebel — 225. Geburtstag

Herausgeber

**Landesverein
Badische Heimat e. V.**für Heimatkunde und Heimatpflege,
Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst,
Familienforschung
Präsident: Ludwig Vögely
Schriftleiter: Heinrich Hauß
Redaktion: 7500 Karlsruhe,
Jahnstraße 9

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12
7800 Freiburg i. Br., Tel. (0761) 73724Für den Inhalt der einzelnen Beiträge
sind ausschließlich deren Verfasser
verantwortlich.Diese Zeitschrift erscheint viertel-
jährlich. Der Verkaufspreis ist durch
den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Ab 1. Jan. 1982

Jahrespreis

für Einzelmitglieder DM 35,—

Alle Rechte der Vervielfältigung und
Verbreitung behält sich der Landesver-
ein vor: veröffentlichte Manuskripte
gehen in das Eigentum des Landesver-
eins über.Alle Sendungen für die Zeitschrift
sind an die Redaktion, Jahnstraße 9,
7500 Karlsruhe, zu richten.Für unverlangte Manuskripte und
Besprechungsstücke wird keine
Haftung übernommen.

Zahlstellen des Landesvereins

Postcheckkonto Karlsruhe 16468-751

Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873

BLZ 680 301 00

Öffentl. Sparkasse Freiburg,

Girokonto 200 3 201

BLZ 680 501 01

Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.

Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse Freiburg

Vermerk: Spende Badische Heimat bitte nicht

vergessen

Gesamtherstellung

und Anzeigenverwaltung:

G. Braun, Druckerei und Verlage,

Karl-Friedrich-Straße 14-18

7500 Karlsruhe 1

Telefon (0721) 165-1

Telex 7 826 904 vgb d

Reproduktionen:

Repretechnik Specht, Karlsruhe

Zu diesem Heft

Ludwig Vögely, Karlsruhe 175

S Erb vum Hebel — unsri Pflicht

Karl Kurrus, Freiburg 177**I. J. P. Hebel — 225. Geburtstag**

Das Bild der Heimat in Johann Peter Hebels Dichtung

Prof. Dr. Karl Foldenauer, Karlsruhe 179

Johann Peter Hebel und das gesellige Leben in Karlsruhe

Ludwig Vögely, Karlsruhe 187

Hebels frommer Rat

Dr. Uli Däster, Nussbaumen 205

Johann Peter Hebels „Heimliche Enthauptung“:

Querverbindungen zur mündlichen Überlieferung

Dr. J. B. Smith, University of Bath 213

Auf der Suche nach Gerechtigkeit — Recht und

Rechtsbehauptung in drei Kalender-Anekdoten Hebels

Georg Hirtsiefer, Much 223

Erdmann Wagner — ein „vergessener“ Hebelillustrator

Karl Fritz, Schopfheim-Fabmau 229

„Der gelehrige Leser begreift's ein wenig“

Johannes Kaiser, Breisach a. Rh. 231

Bemerkungen zu einigen Leitlinien der Rezeption von Hebels

„Kalendergeschichten“

Heinrich Hauss, Karlsruhe 241

Die Hebel-Rezeption in der gegenwärtigen Mundartdichtung

Johannes Kaiser, Breisach a. Rh. 257

Um den vollständigen und authentischen Hebel bittend,

die Hebel-Forschung vor einem Anfang

Prof. Dr. Ludwig Rohner, Schwäbisch Gmünd 265

Hebel in Japan

Prof. Dr. Fumibiko Yokawa, Hiroshima 273

Auf den Spuren Hebels als Prüfungskommissar

Friedrich Teutsch, Lahr 278

Beitrag zu Johann Peter Hebels Erlanger Studentezeit

Prof. Dr. Herbert Lüthy, Riehen 283

Johann Peter Hebel — Eine Wiederbegegnung zu seinem

225. Geburtstag — Zur Ausstellung der Bad. Landesbibliothek

Karlsruhe und des Museums am Burghof Lörrach

Gerhard Moebring, Lörrach 285**II. Das Jubiläumsjahr 1984 im Rückblick**

Festansprache des Ministers für Wissenschaft und Kunst

des Landes B.W. *Prof. Dr. Helmut Engler* zum 75. Jubiläum

des Landesvereins Badische Heimat in Karlsruhe 289

Rede des *Bürgermeisters Kurt Gauly* zum 75. Jubiläum

des Landesvereins Badische Heimat 294

Ansprache des 1. Landesvorsitzenden *Ludwig Vögely* 297

Bericht über die Veranstaltungen des Landesvereins

„Badische Heimat“ im Jubiläumsjahr 1984

Ludwig Vögely 300**III. Museen unserer Heimat**

Das „Schwarzwälder Trachtenmuseum“ in Haslach im Kinzigtal

Manfred Hildenbrand, Hofstetten 303**IV. Der Begriff „Heimat“ in progressiver Definition** 310**V. Buchbesprechungen** 311

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatpflege / Natur- und Denkmalschutz
Volkskunde und Volkskunst / Familienforschung

Herausgegeben im Auftrage des
Landesvereins Badische Heimat e. V.

Präsident: Ludwig Vögely, Karlsruhe

Schriftleitung: Heinrich Hauß, Karlsruhe

65. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis

Vergangenheit und Gegenwart eines spätmittelalterlichen Kleinbauernhauses in Stetten am kalten Markt		
Klaus Hörter, Adelsheim	4	649
Abraham a Sacta Clara als Pädagoge		
Prof. Dr. Friedrich Maurer, Tübingen	4	686
K. F. L. C. Freiherr von Drais		
Dr. Leonhard Müller, Karlsruhe	2	457
K. F. Drais von Sauerbronn — Ein badischer Erfinder		
Ausstellung zu seinem 200. Geburtstag		
Dr. Heinz Schmitt, Karlsruhe	2	463
„Wiewoll ich hab gesündet sehr“ — Die Reuerinnen in Freiburg		
Dr. Johannes Werner, Elchesheim	4	674
Der Literat als Diplomat		
Varnhagen von Ense als Vertreter Preußens am Badischen Hof 1816—1819		
Hans-Leopold Zollner, Etlingen	4	702

2. Kunst/Kunstgeschichte

Die Malerin Gerlinde Grund		
Prof. Dr. Peter Assion, Marburg	4	643
Der Pfaffenweiler Marienteppich		
Franz Hilger, Pfaffenweiler	4	626
Ermann Wagner — ein vergessener Hebelillustrator		
Karl Fritz, Schopfheim-Fahrnau	2	229
Die Keramikerin Eva Fritz-Lindner		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	4	635
Der Maler Wilhelm Winkler		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	4	629

3. Literatur

Hebels frommer Rat		
Dr. Uli Däster, CH Nussbaumen	1	205
Johann Peter Hebels Formel vom Glück		
Prof. Dr. Karl Foldenauer, Karlsruhe	4	724
Bemerkungen zu einigen Leitlinien der Rezeption von Hebels „Kalendergeschichten“		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	1	241
Rückblick auf das Hebeljahr 1985		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	4	739
Novellist oder Kalendermann		
Zum 100. Geburtstag von Franz Hirtler		
Franz Hirtler, Allensbach	4	711
Auf der Suche nach Gerechtigkeit — Recht und Rechtsbehauptung in drei Kalender-Anekdoten Hebels		
Georg Hirtsiefer, Much	1	223
„Der gelehrige Leser begreift's ein wenig“		
Johannes Kaiser, Breisach	1	231
Beitrag zu Johann Peter Hebels Erlanger Studentenzeit		
Prof. Dr. Herbert Lüthy, CH Riehen	1	283
Johann Peter Hebel und das Elsaß		
Prof. Dr. Raymond Matzen, Straßburg	4	733
Johann Peter Hebel — Eine Wiederbegegnung zu seinem 225. Geburtstag		
Gerhard Moehring, Lörrach	1	285
Um den vollständigen und authentischen Hebel bittend		
Die Hebel-Forschung vor einem Anfang		
Prof. Dr. Ludwig Rohner, Schwäbisch Gemünd	1	265
Johann Peter Hebels „Heimliche Enthauptung“		
Querverbindungen zu mündlichen Überlieferung		
Dr. J. B. Smith, University of Bath	1	213

	<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
Auf den Spuren Hebels als Prüfungskommissar		
Friedrich Teutsch, Lahr	1	278
Johann Peter Hebel und das gesellige Leben in Karlsruhe		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	1	187
<i>4. Landschaft/Orte</i>		
Der Kraichgau — eine wenig berühmte, aber lobenswerte Landschaft		
Willy Bickel, Bretten	2	347
Der Kraichgau — Beharrung und Wandel		
Prof. Bertold Rudolf, Karlsruhe	2	326
Ein Dorf im Kraichgau		
Albert Gamon, Bad Soden	2	371
Jüdische Friedhöfe im Kraichgau		
Udo Theobald, Karlsruhe	2	375
Gochsheim, Kleinod auf dem Kalksteinfelsen		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	2	384
Die Rose der Ebersteiner		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	2	398
Eichtersheim im Angelbachtal und seine großen Söhne		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	2	401
<i>5. Volkskunde/Regionalismus/Heimat</i>		
Das Bild der Heimat in Johann Peter Hebels Dichtung		
Prof. Dr. Karl Foldenauer, Karlsruhe	1	179
Heimatgeschichtliche und heimatkundliche Jahrbücher im Kraichgau		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	2	479
„Höchstversuchter Füllebegriff“ — Heimat als Kategorie und Prinzip —		
Zum 100. Geburtstag von Ernst Bloch		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	4	715
<i>6. Denkmalschutz/Denkmalpflege/Naturschutz</i>		
Werk von Heinrich Hübsch in Gefahr		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	2	321
Bodenseekreis erstellt Lehrpfad		
Landratsamt Bodenseekreis	4	752
<i>7. Mundart</i>		
Mundart im Kraichgau		
Irma Guggolz	2	425
Marliese Klingmann	2	423
Stadtplooner und Strooßebauer		
Marliese Klingmann, Eschelbronn	2	323
Zur Hebel-Rezeption der gegenwärtigen Mundartdichtung		
Johannes Kaiser, Braisach	1	257
S Erb vum Hebel-unsri Pflicht		
Karl Kurrus, Freiburg	1	177
<i>8. Kirchen</i>		
Chronik der katholischen Kirche		
Josef Dewald, Karlsruhe	4	755
Evangelische Kirche in Baden		
Hermann Erbacher, Karlsruhe	4	763

	<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
Der Schwärzwälder im Breisgau		
Johann Peter Hebel	1	254
Der allezeit vergnügte Tabakraucher		
Johann Peter Hebel	1	262
Der Bettler		
Johann Peter Hebel	1	270
Der Wegweiser		
Johann Peter Hebel	1	276
Der zufriedene Landmann		
Johann Peter Hebel	1	280
Johann Peter Hebel		
Walter Helmut Fritz	1	253
Hebel		
Gerhard Jung	1	272
Mein Lewenslaaf		
Irma Guggolz	2	425
Kraichgau		
Irma Guggolz	2	425
Bange Froog		
Irma Guggolz	2	426
Musik der Hügel		
Irma Guggolz	2	426
Aa des gebt's noch		
Marliese Klingmann	2	423
Hoomet		
Marliese Klingmann	2	423
Vor lauter Basse		
Marliese Klingmann	2	424
Nie widder?		
Marliese Klingmann	2	424
Sunnestrahle		
Marliese Klingmann	2	424
Kraichgau		
Eugen Pfaff	2	427
Wenn's weihnachtet		
Rosemarie Bannholzer	4	625
Wa isch Weihnachte		
Rosemarie Bannholzer	4	673
In dunkle Winterdag		
Rosemarie Bannholzer	4	746
Tempus Hibernum		
Sarah Kirsch	4	784
Flußgott		
Margot Scharpfenberg	4	628
<i>14. Buchbesprechungen</i>		
Buchbesprechungen	1	311
	2	489
	4	773

9. Persönlichkeiten

	<i>Hefz</i>	<i>Seite</i>
Treue Verbundenheit mit seiner Ortenau-Heimat: Dr. Oskar Kohler		
Franz Josef Wehinger, Karlsruhe	4	748
Zum 30. Todestag von Prof. Dr. Adolf Schönke		
Eckart Pieske, Stuttgart	4	749
Ernst Niefenthaler		
Gerhard Jung, Lörrach	2	466
Philipp Flettner		
K. u. A. Fritz, Fahrnau	2	468
Friedrich Maurer zum Gedenken		
Alois Wolf, Freiburg	2	470
Robert Hensle zum 80. Geburtstag		
Prof. Dr. Peter Assion, Walldürn/Marburg	2	473

10. Museen unserer Heimat

Das „Schwarzwälder Trachtenmuseum“ in Haßlach		
Manfred Hildenbrand, Hofstetten	1	303
Römermuseum in Stettfeld		
Sigried Alföldy, Wisenbach	2	440
Das Melanchthon-Museum in Bretten		
Dr. Helmut Feil, Bretten	2	450
Das „Lerchennest“ in Steinsfurt		
Edmund Kiehle, Eppingen	2	453

11. Vereinsnachrichten

Festansprache des Ministers für Wissenschaft und Kunst des Landes B. W. zum 75. Jubiläum des Landesvereins Badische Heimat in Karlsruhe		
Prof. Dr. Helmut Engler, Stuttgart	1	289
Rede des Bürgermeisters Kurt Gauly zum 75. Jubiläum des Landesvereins Badische Heimat in Karlsruhe		
Kurt Gauly, Karlsruhe	1	294
Ansprache des 1. Landesvorsitzenden		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	1	394
Bericht über die Veranstaltungen des Landesvereins „Badische Heimat“ im Jubiläumsjahr 1984		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	1	300
Inhaltsverzeichnis „Badische Heimat“		
Jahrgänge 1971—1984	3	493

12. Texte zu „Baden“

Kraichgau		
Eugen Pfaff	2	427
Mein Dorf		
Friedrich Ratzel	2	428
Kraichgauer Landfahrt		
Konrad Winkler	2	430

13. Gedichte

S Erb vom Hebel — unsri Pflicht		
Karl Kurrus	1	177
Letztes Wort		
Hermann Burte	1	230
Wächterruf		
Johann Peter Hebel	1	238

Zu diesem Heft

*Sehr geehrte Mitglieder und Freunde des Landesvereins
„Badische Heimat“*



Adolf Glattacker — Hebel im Kreise seiner Freunde

Der Landesverein „Badische Heimat“ muß, will er Ihnen weiterhin die Hefte bei gleichbleibender Qualität zur Verfügung stellen, sehr sparsam wirtschaften, das ist Ihnen nichts Neues. Auf der Suche, wo Geld an den Heften am schmerzlosesten gespart wer-

den kann, boten sich zwei Dinge besonders an:

1. Wegfall des Streifbandes bei der Versendung der Hefte. Das ergibt eine jährliche Einsparung bis zu 6000,— DM. Dies ist die Erklärung dafür, daß Sie dieses Heft ohne

Streifband erhalten haben. Es ist ein Versuch, und wir bitten um Benachrichtigung, falls Sie das Heft in einem für Sie nicht befriedigenden Zustand aus dem Briefkasten ziehen mußten.

2. Jede Verbesserung im Satz kostet viel Geld; dies trifft besonders für die Autorenkorrekturen zu. Wir bitten deshalb unsere Autoren höflichst, aber eindringlich, nur druckreife, leserlich geschriebene Manuskripte einzusenden. Zusätze, besonders erhebliche, bei der Autorenkorrektur können wir künftig nicht mehr oder auf ausdrücklichen Wunsch nur auf Kosten des Autors berücksichtigen. Wir bitten um Verständnis für diese Maßnahmen.

Die Mitgliederversammlung am 20. Mai 1984 in Freiburg konnte nicht die gesamte Tagesordnung abhandeln, und der endgültige Beschluß über die vorgelegte Satzungsänderung kam aus Zeitmangel nicht zustande. Die Versammlung beschloß daher,

im Frühjahr eine außerordentliche Mitgliederversammlung anzuberaumen. Diese *außerordentliche Mitgliederversammlung findet am Sonntag, 28. April 1985, in Baden-Baden statt*. Ich lade alle Mitglieder freundlichst zu dieser Tagung ein und bitte um rege Teilnahme. Die offizielle Einladung ist diesem Heft beigelegt, daraus ersehen Sie auch das Rahmenprogramm. Auf Wiedersehen in Baden-Baden!

Dieses Heft ist in seinem Schwerpunkt *Johann Peter Hebel* gewidmet, dessen 225. Geburtstag wir am 10. Mai 1985 feiern. Es ist für den Landesverein „Badische Heimat“ eine Selbstverständlichkeit, des „milden Schutzgeistes“ (E. Baader) unsres Landes zu gedenken. Das ist nicht leicht, denn allenthalben wird aus diesem Anlaß zur Feder gegriffen. Wir hoffen dennoch, dem komplexen Leben und Werk Hebels neue Aspekte abgewonnen zu haben.

Ludwig Vögely

„Bald ist es Zeit, theuerste Freunde, daß wir gegenseitig erfahren, ob wir denn auch alle wieder daheim sind. *Ich bin zu Hause, aber daheim nicht*“ (Hebel an Haufe am 27. 10. 1823).

„Wer war er nun? Nichts von dem, was er in der Welt war und was er nicht ungern die Welt über sich reden ließ“
(Reinhold Schneider, 1959).

S Erb vum Hebel — unsri Pflicht

Karl Kurrus

Zweihundertfünfzigzwanzig Johr,
dur frohi Zit, dur Kriag un Gfohr,
sin Blätter in dem Gschichtsbuach wore,
sit unser Hebel isch gebore.

Si Alemannewort, üsgstrait,
isch gwachse un het Frichte trait,
s isch lebig gsi, gestert un hit
un gwiß aü iber unsri Zit.
S wachst grad so rechts wia links vum Rhin,
wu mir derheime sin.

Im Saaimann gän mr Ehr un Lob!
Was het er fir e großi Gob
bi uns im Gmiat ufgweckt!
Wia gläubig-froh
het er im Geist
si Hand nuf zua dr Sterne gstreckt,
si Schatz fir rich un arm
dr Heimet z Fiaße glegt. —

Dr Mensch, er isch jo s einzig Gschöpf,
wu dreifach Gnad bikumme:
Verstand, un Gmiat, un s Wort!
Dr Mensch allei kann,
was er denkt un gspiirt,
verständlich mache mit dr Sproch. —

Dr Hebel het is glehrt, was s Wort kann si,
s üreige Wort vu uns derheime,
mit sinre bsundre Melodi.

Dia herznooch Sproch isch s heiligst Liad,
wu s vu dr Heimet git!
Aü hit!

Jo, unsri Alemannesproch am Rhin
isch echt,
wia d Mensche,
wenn si dr Wohret pflichtig sin.

E herzhaft gstandne Mann,
wu s Recht un d Wohret ehrt;
e herzig-hüslig Wiib,
wu d Kinder bete lehrt;
e frohe junge Mensch —
sei glicklig, wenn d en kennsch —
des isch lebend'ge Geist,
so, wia s dr Hebel heischt. —

In dene lange, lange Johr
het s vili Krizweg gha.
Wia mänke Sturm un mänki Gfohr
wäre als d Matte na,
wenn d Mensche s Gwisse gfrogt.

Doch nai!
Anstatt zuam Wort hi z stob,
mitnander virschi goh,
het si dr Teifel plogt. —

S het aber in dr schwere Zit
aü ufrecht-guati Mensche gha,
wu trotz em Unrecht, Hass un Niid,
vum grade Weg nit ra.

Drei Name will i leichte lo;
si gen is Beispil hit.
Mr wän in d Schwiz, in s Elsiß goh,
un s Badisch fiahrt is grad eso
zua ufrecht-große Lit.

Carl Jacob Burckhardt heißt dr ein.
Was het er gmahnt un gschafft,
aß doch dr Friden blib erhalte! —
Si hän s mißachtet, d Teifelsgwalte,
si Wort vu heil'ger Kraft.

Un Albert Schweitzer, er isch gwiß
im Bruader Bruader gsi;
bscheide fir sich, im diane groß;
e First im menschlig-si!

*E drittmol zeig i, voller Fraid,
e Mensch vu finster Art.
Was unsri Lina Kromer gsait,
isch tiaf im Herz verwahrt.*

*S Wort vu derbeime hän si g'ebt
in unsre Hebelsproch,
grad s glich, wia s d Mütter ihne glehrt.
Un d Welt verstoht si doch!*

*S Wort wird im Werk
un s Werk im Wort
zuam Guate hi vollendet,
solang s nit, voller Ibermuat,
vum ew'ge Gsetz sich wendet.*

*Mir alli stehn jo in dr Pflicht,
fir s Wort un Werk vu Mensche,
wu s Vorbild vorglebt hän,
aß mir aü s Best dri gen.*

*Des alemannisch Wort am Rhin
bringt rechts wia links s Verstoh,
s isch s ehrlich Pfand, no s Hebels Sinn,
zuam Miteneander-goh!*

*Wer so an unsri Heimet denkt,
im Nochber s Wort, s Vertroie schenkt,
tuat s Hebels Erb treulich verwalte,
un hilft is ehrlich Fride gstatte!*

Das Bild der Heimat in Johann Peter Hebels Dichtung

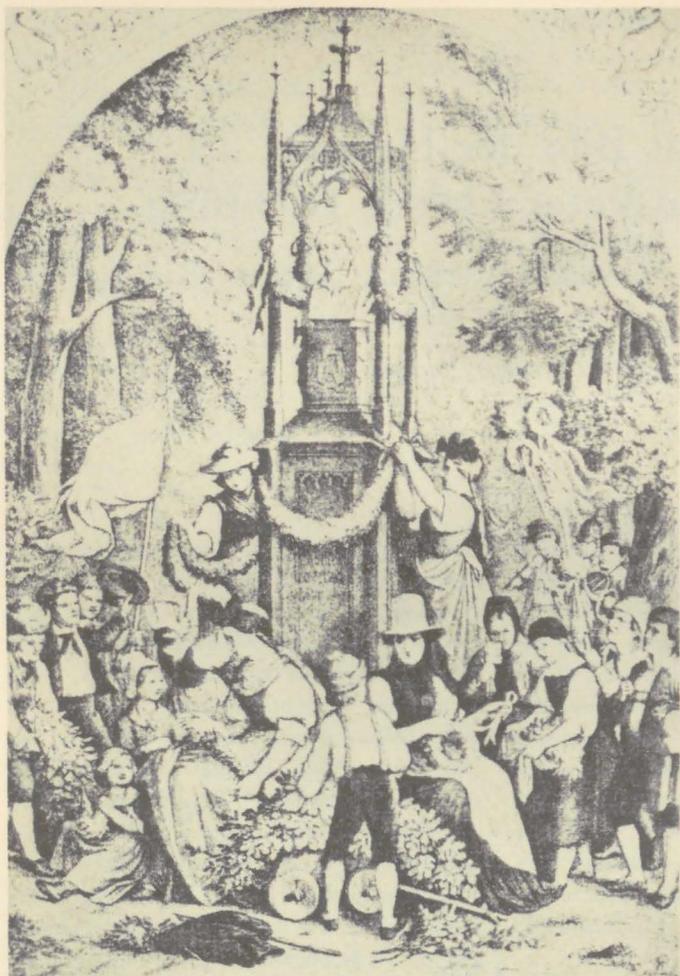
Ansprache gehalten vor dem Ortsverein der „Badischen Heimat“
am 6. Mai 1984

Karl Foldenauer, Karlsruhe

Das Wort „Heimat“ ist heute wieder in aller Munde. Es hat einen neuen Glanz bekommen. Hat es auch einen neuen Sinn erhalten? so fragen wir zugleich, denn noch haben wir in wacher Erinnerung den Mißbrauch dieses Wortes für nationale und nationalistische Zwecke, und noch wissen wir, wie sehr sich dieser Begriff verband mit Gegenständen der Volkskunde, mit Heimatmuseen und ihren Exponaten, die für das jeweils Modische zeugen sollten. Martin Walser hat dies alles in dem Wort zusammengefaßt: „Heimat, das ist sicher der schönste Name für Zurückgebliebenheit.“¹⁾

Mit solchen Warnungen im Bewußtsein, suchen wir nach Orientierung und Klarheit, denn wir wissen, wie schnell sich handfeste materielle Interessen und tagespolitische Tendenzen mit hehren Worten schmücken, und die Ernüchterung erfolgt manchmal nur allzu spät. Fragen wir heute und prüfen wir, ob nicht Johann Peter Hebel uns hier Ratgeber sein könnte. Er hat sich ja selbst als der „Hausfreund“ ausgegeben, als der große Ratgeber seiner Leser, wobei wir jedoch beachten müssen, daß er sich als Schriftsteller gab und verstand, daß wir deshalb immer mitbedenken müssen, welche Rolle und Bedeutung der dichterischen Form seiner Werke hier zukommt.

Hebel empfiehlt sich uns hier noch aus einem anderen Grunde. Je mehr wir in sein Werk eindringen, desto deutlicher wird uns, was das 19. Jahrhundert und auch noch zum Teil unser Jahrhundert angerichtet haben, wenn es um das Verständnis dieses Werkes und dieses Mannes ging. Gerade Begriffe wie „Heimat“, „Heimatlid“, „Volkschriftsteller“, „Dialektpoet“, Begriffe nach denen wir hier und jetzt fragen, haben uns den Blick verstellt für das Werk J. P. Hebels. Hebel war nicht der idyllische, hausbackene und enge Dichter, wie man ihn so lange verstand, gut für Lesebücher und Erbauungszitate oder für einen heiteren Schwank oder ein zierliches Dialektgedicht. Kein Begriff hat ihm so zugesetzt und den Weg zu seinem Werk so verstellt, wie der Begriff ‚Heimat‘ und was damit alles so landläufig zusammenhing und damit verbunden wird. Hebel hat sich nie dafür geeignet, in die Nähe eines Wilhelm Ganzhorn²⁾ gebracht zu werden, der mit seinem so populären Lied „Im schönsten Wiesengrunde / ist meiner Heimat Haus“ ein paar niedliche Strophen und Abziehbildchen schuf, die dazu geeignet waren, eigenes Versagen und eigene Unsicherheit zu kompensieren, die aus der Heimat eine Besänftigungslandschaft machen wollten und einen Kompensationsraum. Schieben wir den



Lucian Reich — Erinnerungsblatt an die Einweihung des Hebeldenkmals im Karlsruher Schloßgarten

Vorhang beiseite, den das 19. und 20. Jahrhundert vor das Werk J. P. Hebels gehängt haben und fragen wir: wie behandelte Hebel das Heimatmotiv?

Zunächst ist einmal festzustellen, es handelt sich gar nicht um ein Motiv, das frei veränderbar oder verfügbar ist, sondern Hebel hatte immer wieder einen wesentlichen Anlaß, von diesem Thema zu sprechen. Sodann findet sich das Wort Heimat nur spärlich im Werk Hebels, oft in der Form von „daheim“ oder „zuhause“, also in ganz bescheidener

Weise, weil er auch um die Gefährdung solcher Wörter wußte.

Hätte man Hebel gefragt, wo seine Heimat ist, dann wäre wohl die Antwort gewesen: im protestantischen Markgräflerland. Die Topographie dieses Landes mit den Orten Hausen und Hertingen, mit Lörrach und Steinen, Haltingen und Kandern, kennt jeder Hebelleser, auch wenn er sich mit den Namen dieser erzählten Topographie³⁾ begnügt. Aber dem aufmerksamen Hebelleser fällt vielleicht sogleich auch ein, daß nicht nur von Achern,

Altkirch und Auggen die Rede ist, sondern ebenso von Algier, Amiens und Amsterdam, von Falun in Schweden und von Südtirol, von Mailand und Philadelphia, von Moskau und Jerusalem: Hebel zeichnet uns in seinem Werk einen Weltkreis, wie er damals bekannt war, auch wenn die Namen nur grobe Hinweise geben, die Reiserouten oft allzueinfach skizziert werden, so ist es doch der Versuch, den Leser über seinen eigenen Bereich hinauszuführen, wenn auch nicht im Sinne einer Geographielektion, sondern einer Bewußtseinszerhellung, daß es draußen noch viel mehr gibt; oder daß es anderswo auch nicht anders ist. In der Geschichte „Die Probe“ lautet dies so: „Landsmann, Ulm ist überall, die guten Zeiten sind nirgends mehr.“ (402)⁴) Die Verwurzelung im Heimatboden bedeutet Einmaligkeit, nicht Enge. Aus dem konkreten Raum erhebt sich der Mensch in die Weite.

Mit diesem „überall“ steht Hebel in einer mächtigen Strömung seiner Zeit. Die Aufklärung hatte den Typus des Weltbürgers geschaffen, der sich überall wohlfühlt, wo nur das Licht der Vernunft scheint, einer Vernunft, die im Sinne des Rationalismus ebenso international ist wie er selbst. Er war stolz darauf, ein „Kosmopolit“ zu sein, d. h. kein Vaterland im Sinne des Heimatstaates zu haben, sondern in mehreren Ländern zuhause zu sein. Der Aufklärer war ein Wanderer, der überall zu Hause war: Ubi bene ibi patria, wo ich gut sein kann, bin ich daheim. Diese Konzeption ist im Werk Hebels deutlich vorhanden, aber es fällt auf, wie stark sie sich mit dem Regionalen verbindet. Die Wanderer und Reisenden in Hebels Erzählungen ziehen hinaus in fremde Länder, aber der „Hausfreund“ führt sie wieder zurück ins eigene Dorf. Sie sind an Einsichten reicher geworden, aber es sind Erkenntnisse, die sie auch zuhause hätten erfahren können, doch die Fremde öffnet die Augen weiter, schärft den Verstand, macht zufrieden und läßt die Werte der eigenen Heimat erst erkennen, weil man auch sich selbst erkannt hat: „Der

Mensch kann nichts Nützlicheres und Besseres kennenlernen als sich selbst und seine Natur . . .“ steht zu Beginn der Geschichte „Der Mensch in Kälte und Hitze“ (58), in der von sibirischer Kälte und afrikanischer Hitze die Rede ist, und wo es dann am Schluß heißt: „Wenn man so etwas liest oder hört, so lernt man doch zufrieden sein daheim, wenn sonst schon nicht alles ist, wie man gerne möchte.“ — Was ist der Mensch doch für ein „wunderliches Geschöpf“ (522), so möchte man mit Hebel sagen, daß es solcher Umwege bedarf, um zur Einsicht zu gelangen. Um die anschauliche Gestalt der Heimat zu kennen, muß man zuerst andere Länder ‚erfahren‘, dies ist wörtlich zu nehmen, denn das Wort erfahren kann ja ganz konkret im Sinne von Reisen verstanden werden. In gleicher Weise schickt Gottfried Keller seine Seldwyler hinaus in die Welt, in Seldwyla selbst kann man nicht gedeihen, erst nach der Rückkehr als Verwandelte sind die Seldwyler Menschen, daß sie sich dann aber nicht mehr in Seldwyla niederlassen, steht auf einem anderen Blatte. Hebel führt seine Gestalten zurück ins Geburtsland, und dort entdecken sie nun die Schönheit des Landes, den Wald, den Fluß und das Dorf, wie sie sich z. B. in dem Gedicht „Die Wiese“ präsentieren, oder in anderen Gedichten hier den Storch und das Spinnlein, die Bäume und die Blumen, den Sturm und das Gewitter, aber auch den als Bettler verkleideten Soldaten, der unerkannt in sein Dorf zurückkehrt und dort sein Mädchen wiederfindet, eine Szene von Homerischer Dimension. Zur Heimat gehören aber auch der Tod, die Gräber und der Friedhof, von ihnen ist in den „Alemannischen Gedichten“ immer wieder die Rede.

Man hat schon des öfteren gesagt, Hebel verdanke seine „Alemannischen Gedichte“ seinem Heimweh, seinem erzwungenen Aufenthalt in Karlsruhe, der „Sandwüste“, dem „Welschkornland“, wie er es auch gelegentlich nannte. Das mag richtig sein, wenn man dabei auch berücksichtigt, daß die Dichter

*Hebeldenkmal im Karlsruher
Schloßgarten*



Heimat anders erfahren, und Heimat haben und Heimat dichten nicht dasselbe sind.⁵⁾ Hebel war in Karlsruhe nicht so unzufrieden, wie manche Interpreten es gerne sehen. Hier gelangte er zu Amt und Würden, hier ward ihm eine Wirkungsstätte eröffnet, wie er sie sich vorher nicht erträumt hatte, von hier konnte er publizistisch, theologisch und politisch agieren und war sich der Beachtung versichert. Daß er gerade von 1799—1802 in

Karlsruhe die „Alemannischen Gedichte“ schrieb, eine einmalige Aufgipfelung, eine Errungenschaft, die ihm danach als fester Besitz zu gehören schien, hängt wohl damit zusammen, daß er in der Ferne, was immer das damals heißen mochte, und in der Entbehrung, eine Wirklichkeit erfuhr, die ihm nur in der Fremde zugänglich war. Bezeichnen wir diese Wirklichkeit ruhig mit dem Wort Heimat und versuchen wir, die Erfahrung

und das Erlebnis der Heimat noch näher kennenzulernen.

J. P. Hebel hat es in der nicht einfachen Geschichte: „Ist der Mensch ein wunderliches Geschöpf“ (522), Gestalt werden lassen. Hier erzählt er von einem 75jährigen Mann, der noch nie in seinem Leben die Stadt Paris verlassen hat, der noch nie eine „Landstraße“, ein „Ackerfeld“ oder den „Frühling“ erfahren hat. Alle drei sind wesentliche Erlebnisfelder im Erzählwerk Hebels. Der König, als er von diesem Mann hört, sucht Gründe für ein solch verwunderliches Benehmen und erhält als einzige Erklärung: „Es nimmt ihn nicht Wunder.“ Worüber sich der König „verwundert“. Die Wörter „Wunder“, „wunderlich“ (im Titel), „verwundern“ sind Schlüsselworte in diesem Text. Der König bringt den alten Mann nun in Schwierigkeiten. Er befiehlt ihm, in Zukunft nur noch mit ausdrücklicher königlicher Erlaubnis aus der Stadt zu gehen. Ein verwunderliches Gebot, aber sehr weise und klug, denn jetzt fängt der alte Mann plötzlich an, sich über seine Situation Gedanken zu machen, alles wird ihm „langweilig“, „einfältig“ und „alltäglich“. Er möchte Paris verlassen und bittet um die königliche Erlaubnis. Er erhält sie zunächst nicht und erst „nach Verlauf . . . eines schmerzlich durchlebten Jahres“, steht plötzlich ein „Kaleschlein“ vor seinem Haus. Der König gab die Erlaubnis und schuf durch ein großzügiges Geschenk die Möglichkeit, jetzt aus der Stadt zu fahren. Aber nun kommt die Pointe. Trotz Drängens seiner Frau fährt er nicht hinaus: „Was tun wir draußen? Paris ist doch am schönsten inwendig.“ Ein Lob der Großstadt? Verachtung für Landstraße, Ackerfeld und Frühling? Dies wäre eine böse Verkennung der ganzen Geschichte. Sie ist ein Lob auf den König, der seinem Untertan, das sich „Verwundern“ lehrt, als erste Fähigkeit, um sich und seine Umwelt kennenzulernen und als zweites ihm die Einsicht vermittelt: erst in der Fremde erkennt man die Heimat. Entfremdung als Weg zur Entdeckung, oder: Hebels Aufenthalt in Karlsruhe öffnete

ihm die Augen und schenkte ihm die Muse für die „Alemannischen Gedichte“, dem hohen Lob auf seine Heimat, die erst in der Ferne ganz dichterisches Bild wurde.

Reinhold Schneider hat diesem Zusammenhang von Heimat und Fremde, von „Unterland“ und „Oberland“, von Freiburg und Karlsruhe, von Liebe und Zuneigung einerseits und Amt und Pflicht andererseits in einer posthumen Erzählung mit dem Titel „Der Wächterruf“⁶⁾ sehr behutsam nachgespürt. Die anschauliche Gestalt dieser Heimat kennen wir: die Landschaft, die Pflanzen und Tiere und die Menschen. Aber diese Heimat hat auch eine mythische und religiöse Dimension. Die guten Geister: der „Dengle-Geist“ am Feldberg, der Dieter, der als Mann im Mond ist, das sehr hintergründige „Hexlein“, ein archaisch-unheimliches Gedicht und viele andere schützenden Kräfte, aber auch gefährdende. Die Menschen leben in einer Welt von guten und hilfreichen Geistern, und wir dürfen hier auch die Engel einbeziehen und die ganze Welt des Numinosen.

Es könnte dieser ganze Bereich auch mit dem Wort aus dem Widmungsgedicht an einen Freund und die „ehrsame Gemeinde Hausen“ gekennzeichnet werden als die „goldene Zeit der frohen Kindheit mir noch wert und lieb“.⁷⁾ Hier wird der Anteil der Erinnerung und der Sehnsucht erkennbar, aber darauf allein gründet Heimat nicht. Sie hat noch eine andere Wirklichkeit, und die Begegnung mit ihr vollzieht sich auch auf anderer Ebene.

Alle Kalendergeschichten J. P. Hebels sind durchzogen von objektiv verpflichtendem Sinn. Nennen wir nur einige solche Strukturen: „Recht muß herrschen“ heißt lapidar die Überschrift der Geschichte, in der von König Friedrich und seinem Nachbarn dem Müller erzählt wird und wie der Müller Recht bekam. Es ist nur die bekannteste Erzählung unter vielen aus dem „Rheinischen Hausfreund“, wo von Recht und Gerechtigkeit die Rede ist.

*Hebeldenkmal im Karlsruher
Schloßgarten, Ausschnitt*



Der russische Marschall Suwarow und Napoleon figurieren für Selbstdisziplin und Treue. Andreas Hofer wird als Verräter gebrandmarkt, und was für die Großen gilt, hat auch Gültigkeit für die Untertanen. Man könnte aus dem Werk Hebels einen ganzen Katalog von öffentlichen Tugenden und menschlichen Verhaltensweisen erstellen, muß dabei aber den Witz, die Schlagfertigkeit und die Kunst seines Erzählens einbezie-

hen. Sie alle werden mitgeprägt durch einen versöhnlichen Humor, der um die Brüchigkeit und Unzulänglichkeit der Welt weiß. Hebel will ergötzen und beleben, und dies vollzieht er, indem er schreibt, als ob er spräche. Man achte einmal auf die zahlreichen Dialoge in seinen Gedichten und Geschichten und auf Formeln wie „sozusagen“, „sagen wir einmal“, „wie gesagt“, „damit ist gemeint“, „darunter ist zu verstehen“; also

Wendungen gestischer Natur. Sein Schreiben ist kommunikative Handlung.

Hebels Bild der Heimat läßt sich in konzentrischen Kreisen darstellen. Im Mittelpunkt, im innersten Kreis, befindet sich das Land und das Heimatdorf, zutiefst geprägt von der Gestalt der Mutter. Der nächste Kreis ist das Land im weiteren Sinne, und ganz außen ist die Welt. Aber diese Kreise und Schichten werden zusammengehalten durch Verbindlichkeiten des öffentlichen und privaten Lebens, was zuhause gilt, hat auch draußen Geltung, und was für die Großen der Welt verbindlich ist, gilt auch für die Kleinen — und umgekehrt.

Hebel wußte, daß es des Engagements und der Aktivitäten bedurfte, um diese Heimat zu erhalten und zu formieren. Hier beginnt ein noch wenig beachtetes Kapitel des Hebelverständnisses. Was Hebel in seinen Geschichten darstellt, ist nicht gesichertes Erbe, sondern erlebte und gewünschte Wirklichkeit.

Hebel lebte in einer unruhigen Epoche. Die französische Revolution und die Napoleonischen Kriege waren die bewegenden Kräfte dieser Zeit. Kaum ein Land wurde so intensiv in die Ereignisse hineingezogen wie Baden. Aber was heißt hier Baden? Es ist ja ein Kind Napoleons, und es mußte zuerst einmal zu Beginn des 19. Jahrhunderts seine Identität finden. Die Heidelberger und Mannheimer, die Freiburger und Karlsruher, die Breisgauer und Durlacher waren jetzt alle Badner geworden. Woher sollten sie ihre integrierenden Kräfte nehmen, woher den Mut, Vergangenes zu überwinden, sich dem Neuen aufzuschließen. Das „kleine Land politischer Größe“ (Karl von Rotteck) brauchte Identität und eine Integrationsfigur. Hebel wußte, daß ein solches Bauwerk nur durch ein umfassendes Engagement und eine volle Aktivität zu gestalten war. 1821 trat er als Prälat an die Spitze der unierten evangelisch-protestantischen Landeskirche und wurde damit auch Mitglied der Ersten Kammer des Landtages und der kirchlichen Generalsynode. Im

Mittelpunkt seines parlamentarischen Interesses standen Kirche, Schule und soziale Fragen. Wir kennen seine Bemühungen um die Errichtung einer Taubstummenanstalt und einer Anstalt für Blinde. Wir wissen um seinen Kampf gegen die Zensur, war er doch selbst einmal ihr Opfer geworden; er setzte sich für die Freiheit wissenschaftlicher Publikationen ein und für die Pressefreiheit. Er nimmt sich besonders „der verwarloseten von allen Büchern“⁸⁾, des „Volksbuches“ und des „Schulbuchs“, an. So entstehen ab 1818 die „Biblischen Geschichten“ (erschieden 1824), Texte, die sprachlich und inhaltlich von hoher integrierender Bedeutung für das Land Baden waren. Dies zeigt sich auch an der katholischen Ausgabe, die, nur unwesentlich verändert, schon 1825 bei Herder in Freiburg erschien. Was die Politiker gezimmert hatten, nämlich den Rheinbundstaat Baden, sollten die Theologen und Schriftsteller innenarchitektonisch ausstatten. So war Hebels Bemühen und Stolz nicht nur darauf gerichtet, den Dialekt literaturfähig und „klassisch“ zu machen, sondern auch das „Volksbuch“ und das „Schulbuch“ „mehr als jedes andere in seiner Art vollendet und klassisch“ zu machen. Der „Rheinische Hausfreund“ wurde zum Volksbuch, die „Biblischen Geschichten“ zum „Schulbuch“, die diesen Ansprüchen genügten. Hohe politische Auszeichnungen zeigen, daß sein Engagement Anerkennung fand, daß man begriffen hatte, welche Bedeutung Hebel im öffentlichen Leben zukam. Dies alles konnte er nur von Karlsruhe aus bewirken. Hier war ihm die Nähe zum Hof, zum Parlament, zur Kirchenverwaltung gegeben. Diese Tätigkeiten waren notwendig, um das zu erhalten und zu erreichen, was Hebel unter Heimat verstand.

Hier liegt auch eine letzte Dimension des Hebelschen Heimatverständnisses. Heimat war für ihn dort, wo das Wort Gottes verkündet wurde, und zwar in einer ganz bestimmten konkreten Gegend. Für Hebel war

es das Land Baden. Ohne konkrete Individuation war für ihn Glaubensverkündigung nicht möglich. Daher auch seine selbstverständliche Hinnahme Palästinas und alles Orientalischen als Land Christi, wie es uns in der Bibel begegnet.

Sein Bild der Heimat war tiefgründig und weit. Es schloß Landschaft und Sprache, Politik und Geschichte, den begrenzten Raum und den Blick in die Weite ein, aber Hebel wußte auch, daß dies kein statisches Heimatbild sein konnte, sondern die geschichtliche Dynamik mußte durch persönliche Dynamik und Engagement beantwortet und ergänzt werden. Heimat war eine beständige Aufgabe, denn sie war und ist bis heute nur dort, wo es Menschen ermöglicht wird, sich zu verwirklichen als Menschen.

Dieser Anspruch ist so hoch, daß ein ganzes Jahrhundert ihn bei Hebel nicht erkannt hatte, und wir haben heute vielleicht die Forderungen verstanden, die von Hebels Werk ausgehen. Aber können wir sie auch verwirklichen?

Anmerkungen

1) Martin Walser: *Heimatkunde*. In: *Heimatkunde. Aufsätze und Reden*, Frankfurt 1968, S. 40.

2) Vgl. Hermann Bausinger: *Auf dem Wege zu einem neuen, aktiven Heimatverständnis. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte*. In: *Der Bürger im Staat*, 33. Jg. H. 4, Nov. 1983. S. 211—226.

3) Vgl. Klaus Oettinger: „Ulm ist überall. Zur Kallendergeographie des Rheinländischen Hausfreundes“. In: *Badische Heimat* H. 1, März 1982/62. Jg. S. 123—126.

4) Hebel-Texte sind zitiert nach der Winkler-Ausgabe der „*Poetischen Werke*“, München o. J.; Seitenzahlen jeweils in Klammern.

5) Vgl. dazu den grundlegenden Aufsatz von Wolfgang Binder: „*Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung*“. In: *Hölderlin — Aufsätze*. Frankfurt 1970, S. 76—111.

6) In: R. Schneider: „*Der ferne König*“, Freiburg 1959.

7) J. P. Hebel: *Alemannische Gedichte*. Stuttgart (Reclam) Univ. Bibl. 1960, S. 11.

8) Vgl. Katz, Peter: *Ein Gutachten Hebels*. In: *Theolog. Zschr.* 15/1959, S. 267—287, hier S. 276.

Johann Peter Hebel und das gesellige Leben in Karlsruhe

Ludwig Vögely, Karlsruhe

„Dezembernebel begleiteten Hebels Einzug in die Landeshauptstadt. Schwer holperte der Reisewagen über das buckelige Pflaster, und sollte die Stunde der Ankunft in die Abendzeit gefallen sein, so konnte ein Blick durchs Fenster davon überzeugen, daß seit Hebels Scheiden vor elf Jahren in der Kümmerlichkeit der Straßenbeleuchtung noch kein Fortschritt erzielt worden war. Frostig war auch der erste Empfang. Keine warmen Freundeshände streckten sich dem Kommenden entgegen. Die ehemaligen Gönner, Mauritiu und Preuschen, wahrten kühle Zurückhaltung. Und als sich Hebel bei der Meldung im Konsistorium als Diakonus vorstellte, wurde ihm im Tone strenger Verweisung bedeutet, daß er irre, Subdiakonus laute sein Titel. Damit war wieder ins Bewußtsein geprägt, was der junge Mann in Lörrach unter Umständen vergessen haben konnte: Karlsruhe war eine Beamtenstadt, und jener Maßstab, der über Wert oder Unwert eines Menschen entschied, war der Titel. Kein Wunder, wenn diese beklemmende Luft der Behördenstuben dem Neuberufenen zunächst den Atem verschlug“¹⁾.

So etwa hat man sich Hebels Einzug in Karlsruhe vorzustellen. Er kam in eine kleine Stadt in einer Umgebung, die Hebel als „Sandwüste“ und als „Welschkornland“ bezeichnet hat. Hebel stand 1792 im 32. Lebensjahr, als er nach Karlsruhe versetzt wurde, und er dachte wohl in keinem Augenblicke daran, daß dies ein Aufenthalt fürs Leben sein würde. Wir wissen, wie er mit Leib und Seele an seiner alemannischen Heimat hing, und das Heimweh nach dem Oberland

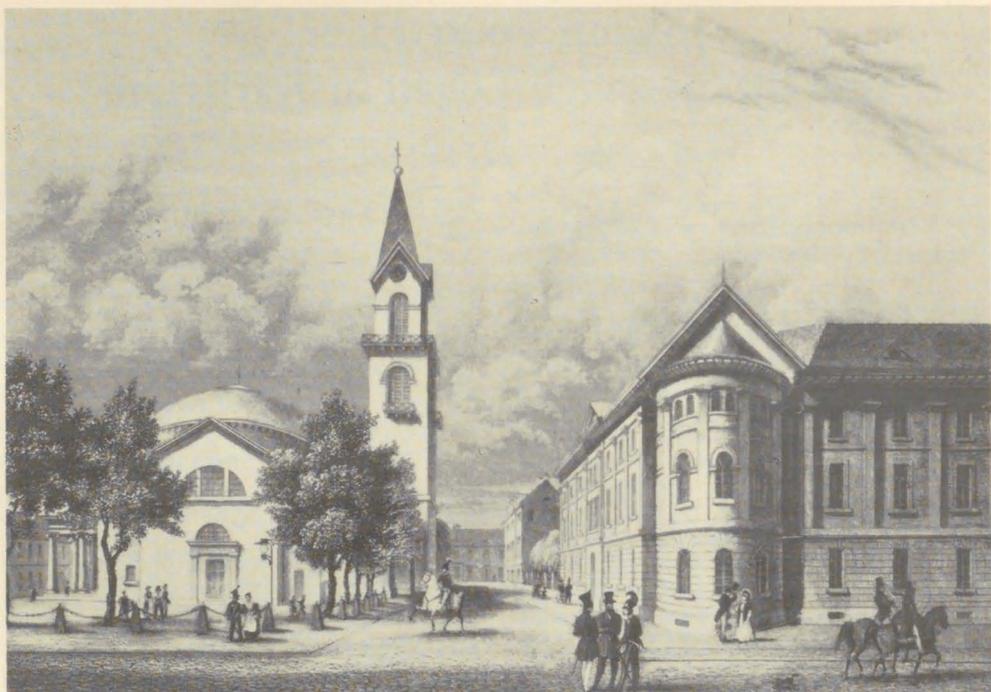
ist er seiner Lebtag nicht losgeworden, seine frühen Briefe legen davon Zeugnis ab. Noch im Oktober 1793 schrieb er an Gustave Fecht, nachdem er in Rastatt, Gaggenau, Gernsbach, Baden-Baden gewesen und unterhalb Bühl auf die Oberländer Landstraße gestoßen war:

„... und fühlte ietzt von neuem und erst recht, was für einen Fluch mir der Himmel auflegte, daß er mich nach Karlsruhe sendete ... Ietzt lauf ich wieder in dem Geräusch der Stadt umher allenthalben umgeben von Häusern und Mauern die doch noch den Vortheil haben, daß sie meinem Auge die unfreundliche, langweilige Sandfläche, das leere todte Wesen der ganzen Gegend verbergen“²⁾.

Am 8./9. Mai 1794 antwortete er auf einen Brief Gustaves:

„Sie meinen, ich lasse mir Karlsruhe nicht mehr abkauffen. Was kann ich dafür, daß mir niemand etwas besseres darum bietet. Umsonst gibt man doch auch nicht wieder her, was man einmal hat ... Daß es mir in K.-Rube ietzt besser behagt, als anfänglich, ist wohl wahr und sehr natürlich. Aber ob es mir ie so lieb werden kann, als das Oberland noch ist ... das ist eine andere Frage. Denn wo mans in seinem Leben am besten hatte, da sehnt man sich wieder hin“³⁾.

In diesen Worten spiegelt sich der ganze Hebel. Er machte seinen Frieden mit Karlsruhe, und obwohl er all die kommenden Jahre hindurch mit dem Gedanken gespielt hat, sich wieder ins Oberland versetzen zu lassen, blieb er, als ihm 1806 die Stelle eines Stadtpfarrers in Freiburg angeboten wurde, in der Residenz und war froh, daß der Großherzog



Das Karlsruher Ständehaus

Foto: Bad. Generallandesarchiv

sein Bleiben wünschte und ihm so gewissermaßen die Entscheidung abgenommen hatte. Hebel hatte sich an die Stadt gewöhnt, und er sah und genoß die Vorteile, welche die Residenz zu bieten hatte.

Man darf bei dieser Betrachtung nicht vergessen, daß Hebel wohl das schönste Stadium der Stadtentwicklung erlebte. Karlsruhe wurde die Hauptstadt des neu geschaffenen Großherzogtums. Es wuchs in der Zeit von 1803 bis 1815 von 4000 auf 15 000 Einwohner an. Offiziere, Beamte, Richter, Gelehrte usw. strömten aus allen Landesteilen in die Residenz, und mit dem äußeren Wachstum wuchs auch das Leben in der Stadt, wurde reicher und interessanter. Die Beziehungen Karl Friedrichs zu Napoleon, die Vermählung der Stephanie Beauharnais mit dem Erbprinzen Karl hoben zusätzlich die

Bedeutung der Stadt, der Friedrich Weinbrenner Gesicht und künstlerische Form gab. Hebel hat an den geistigen und gesellschaftlichen Anregungen, welche die Stadt bot, teilgenommen und hat später — als gefeierte Persönlichkeit — auch im geselligen Leben eine große Rolle gespielt.

Was Hebel in der ersten Zeit in Karlsruhe am meisten vermißt haben wird, war sicher der Freundeskreis, den er in Lörrach zurücklassen mußte. In ihm war er verankert, die Freunde waren ihm unentbehrlich, allen voran die Mitglieder des Proteuserbundes, der „Vogt“ Tobias Günttert, der „Zenoides“ Friedrich Wilhelm Hitzig. Und da war auch Gustave Fecht, die verehrte Freundin, welche mit ihrer Mutter bei ihrem Schwager Günttert wohnte, als dieser Pfarrer in Weil wurde. Hier lag Hebels geistiger und gesellschaftli-

cher Mittelpunkt, in Karlsruhe galt es, neu Fuß zu fassen.

Wie wird man in einer fremden Stadt am schnellsten heimisch? Doch wohl dann, wenn es gelingt, mit den Menschen in Kontakt zu kommen, neue Freunde zu gewinnen und dadurch in den Stand gesetzt wird, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen und geistige Bindungen zu knüpfen. Hebel war ein geselliger Mann, der menschlichen Anschluß suchte und der einen Kreis gleichgesinnter, sympathischer Menschen um sich brauchte, mit denen er den Abend bei Tabak und Wein verbringen konnte. Zudem war er Junggeselle ohne eigenen Haushalt. Das änderte sich zwar mit der Zeit, als er die Stufenleiter der Beförderungen emporkletterte bis zum Prälaten, zunächst war er jedoch ein kleiner Subdiakon mit folgendem Gehalt: 250 fl. bar, 32 Mtr. Früchte, 10 Ohm Wein, 70 fl. an Schulgeld, Sa 463 fl.⁴). Damit konnte er keine großen Sprünge machen. Sicher hat sich Hebel gerade in den ersten Monaten an jene Zeit erinnert, da er Schüler des Karlsruher Gymnasiums illustre war und das bittere Brot der Freitische essen mußte. Damals war er als guter Lateiner 1776 in die von Prof. Tittel ins Leben gerufene „Marchio-Badensis Societas latina“ aufgenommen worden, besuchte regelmäßig die Sitzungen und hielt vier lateinische Reden, die ihm einen Preis von 25 Gulden einbrachten⁵). Das war des jungen Mannes erste Erfahrung im gesellschaftlichen Leben der damals 3000 Einwohner zählenden Stadt.

1792 mußte Hebel neue Verbindungen knüpfen, und er tat dies auf eine ganz einfache und natürliche Weise: er suchte zunächst seine Landsleute. Diese bildeten in der Residenz eine Art „Markgräfler Gmai“⁶). Wer damals aus dem Oberlande nach Karlsruhe kam, das waren Beamte, Professoren, auch Kollegen Hebels. Dieser hatte jahrelang seinen Mittagstisch bei Oberkirchenrat Nikolaus Christian Sander, der auch Junggeselle war, sich aber eine Köchin hielt. Prof. Sander, der „Sander-Niki“ der Hebelschen

Briefe, war dessen Kollege und enger Freund⁷). „Der um zehn Jahre jüngere Hebel hat zeitlebens dem älteren Mitarbeiter achtungsvolle Verehrung bewahrt. Die Prälatenwürde erklärte Hebel nur annehmen zu wollen, wenn der zuerst in Frage kommende Sandernikki ablehnen würde. Der Freundesbund hatte Bestand bis zu Sanders letztem Atemzug am 21. Januar 1824. Er erlosch mit seiner letzten Pfeife: „Beide gingen miteinander aus“⁸).

In einem Brief an Gustave Fecht vom 17. Juni 1806 teilte Hebel mit, daß er sich von Sanders Tisch getrennt habe und jetzt bei Drechsler speise in „Gesellschaft von einem Geheimerat, zwey Graven, einem Obrist, zwey Maiors, zwei Husaren und dem H. Obrist Kolb von Basel. Letzterer ist mir ein gar lieber Mann“⁹). 14 Jahre also hatte Hebel bei Freund Sander seinen Mittagstisch gehabt, bis es in das Caféhaus Drechsler überwechselte.

War bei Prof. Sander naturgemäß tagsüber ein kleiner Kreis beisammen, so erweiterte sich die Gesellschaft des Abends beträchtlich, denn dann traf man sich im „Bären“. Dieses Gasthaus mit dem charakteristischen Erker, das an der Ecke der Bärengasse und Langen Straße gelegen war, hatte damals den besten Ruf, nicht zuletzt seiner Weine wegen, etwa der „Klingelberger“, den Hebel gerne trank. Hier traf man sich zum Abendschoppen und zu lebhafter Unterhaltung, beides nach Hebels Geschmack. „Unser Verein umfaßte die meisten guten Köpfe, welche Karlsruhe damals besaß, und wurde eine Quelle eines lebhaften und heiteren Ideenaustausches“ erzählte Friedrich August Nüßlin, der spätere Direktor des Mannheimer Gymnasiums¹⁰). Außerdem gehörten Weinbrenner, Prof. Sander und der gelehrte, weitgereiste Prof. und Botaniker, Verfasser der „Flora Badensis“, Karl Christian Gmelin zu dem Kreis, den Hebel als „Chrüterma von Badenwiler“ in seinen Kalendergeschichten verewigt hat, und der als „Schlangenfänger und Steindoktor“ im Schatzkästlein erscheint¹¹). Zu dieser



I. P. HEBEL

*Großherzog Bad. Kirchenrath
Vorf. der altman. Gedichte.*

oberrheinischen Gesellschaft gehörte zeitweise auch der spätere Minister L. Winter und nach 1800 der Sohn von J. H. Voß, der bei Weinbrenner studierte, das einzige „Nordlicht“ in dieser Runde. Vielleicht fiel Hebel in dieser geselligen Gesellschaft der Text zu seinem Abendlied ein¹²):

Abendlied,
wenn man aus dem Wirtshaus geht

Jetzt schwingen wir den Hut.

Der Wein, der war so gut.

Der Kaiser trinkt Burgunder Wein,

Sein schönster Junker schenkt ihm ein,

Und schmeckt ihm doch nicht besser,

Nicht besser.

Der Wirt, der ist bezahlt,

Und keine Kreide malt

Den Namen an die Kammertür
Und hintendran die Schuldgebühr.
Der Graf darf wiederkommen,
Ja kommen.

Und die letzte Strophe:

Jetzt Brüder, gute Nacht!
Der Mond am Himmel wacht,
Und wacht er nicht, so schläft er noch.
Wir finden Weg und Haustür doch
Und schlafen aus im Frieden,
Ja Frieden.

Aber wie es oft bei derlei Gesellschaften zu gehen pflegt, sie bestehen nicht auf Dauer. Durch Wegzug mehrerer Mitglieder löste sich „Stein um Stein aus dem Stammtischgefüge“¹³), und die Bären-gesellschaft löste sich auf. Mit einiger Wehmut schrieb Hebel am 27. August 1803 an Nüßlin: „... die Philister und Knoten, die Friseurs und Stallknechte sollten Sie ietzt im Bären auf den Stühlen sitzen sehen, wo einst wir Heroen saßen“¹⁴). Und wo trafen sich dann die noch verbliebenen Heroen? Zum Glück gab es Ersatz: das Drechslersche Kaffeehaus. Für Hebel hatte das Kaffeehaus sicher den Reiz des Neuen, denn so etwas hatte es in Lörrach nicht gegeben. Hier fand der von den Amtsgeschäften Ermüdete entspannende Unterhaltung; bei Drechsler saßen die ihm gemäßen gebildeten Männer. Im Karlsruher Wochenblatt von 1790 Nr. 32 ist folgendes zu lesen: „Herr Nägele ist gesonnen, sein mitten im großen Zirkel zwischen Geheimrat Gerstlacher und Herrn Hofrat Böckmann liegendes Kaffeehaus zu verkaufen“¹⁵). Dies entspricht nachmals dem Schloßplatz Nr. 8. Drechsler kaufte das Haus von Nägele, der es von 1792—1795 in Besitz hatte, und unter seinem Namen erlangte es seine Berühmtheit. Dazu trug wesentlich das um 1800 anhebende Rätsel- und Scharadenwesen bei. Das Rätselraten wurde Mode, Hebel ein Meister im Er-sinnen solcher geistiger Knacknüsse. Er schrieb an Freund Hitzig im März 1804:

„Das Charadenwesen ist hier bei uns zur Sucht geworden. Drechslers Cafféhaus sah eine Zeitlang aus, wie eine Börse. Wo man hinsah, zog einer ein Papirlein aus der Tasche, oder hatte eins in den Händen, und studirte dran, oder tauschte eins mit seinem Nachbarn aus. Aber der menschliche Geist strebt immer höher und vorwärts, und so kamen dann die Logogriphen an Tagesordnung“¹⁶). Mit den Logogriphen (Buchstabenrätsel), Palindromen (Rückwärtsrätsel) und den Anagrammen (Umstellrätsel) wurde das Raten auf eine hohe und viel Scharfsinn erfordern-de Stufe gestellt, so daß Hebel im gleichen Briefe schrieb: „Aber darauf ließ sich doch außer G. Rath Herzog, O. L. Medikus, Hofrat Volz, einem alten emigrierten Pfarrer und meiner Wenigkeit niemand groß ein.“ Hebel, der leidenschaftlich beim Rätseln mitmachte, war trotzdem ein scharfer Beobachter. Er schrieb weiter: „Da gab es denn während man dem Spiel zusah und zuhörte, mancherley stille Beobachtungen zu machen. Man konnte den Scharfsinn und Witz, man konnte, da bisweilen literarische Anspielungen einflößen, die Belesenheit und Kenntnisse, man konnte sogar ein paar moralische Eigenschaften, und den eigenen Gang der Ideenassoziation bei dem und iemem belauschen, und das war für mich bey dem Spiel das interessanteste.“ Hebel selbst stellte sich oft so vor: „Ich helfe Kisten laden, doch mach ich auch Charaden.“ Und als er beim Zusammenbruch des Bankhauses Meerwein sein Vermögen verloren hatte, entstand das Rätsel: „Die erste schluckt, die zweite wird geschluckt, das Ganze ist ein armer Schlucker!“ (Meerwein) In Hebels Werk findet sich eine große Sammlung von Rätseln und Scharaden; man staunt, was für hochstehende Männer Mitverfasser der Scharaden waren: Hofapotheker Schrickel, Medizinalrat Bär, Kirchenrat Gockel, Lyzeumsprof. Petersen, Prof. Doll, Direktor der Pagerie u.v.a.¹⁷).

Man kann sich diese Persönlichkeiten doch kaum vorstellen, wie sie Zettel aus der Ta-



Friedrich Weinbrenner,
Oberbaudirektor.

Oberbaudirektor Friedrich Weinbrenner
Foto: Bad. Generallandesarchiv

sche ziehen, auf denen Rätsel stehen, tauschen und versuchen, die Nüsse zu knacken, jahrelang! Was hat sie dazu getrieben? Nun, es war in jener Zeit nicht üblich, daß sich die Herren, die da bei Wein und Tabak beisammen saßen, mit der Politik beschäftigten. Und das hätte sich doch in den Jahren der Herrschaft Napoleons und seiner Kriege, der französischen Emigranten, der Stadtbesetzungen, der Zeit, da Baden Großherzogtum wurde, der Befreiungskriege usw. doch wirklich angeboten. Hier gewaltige geschichtliche Umwälzungen, da ein beinahe kindliches Vergnügen. Politik, das war die Angelegenheit der Fürsten und deren Diplomaten, die gebildete Gesellschaft mußte sich da heraus-

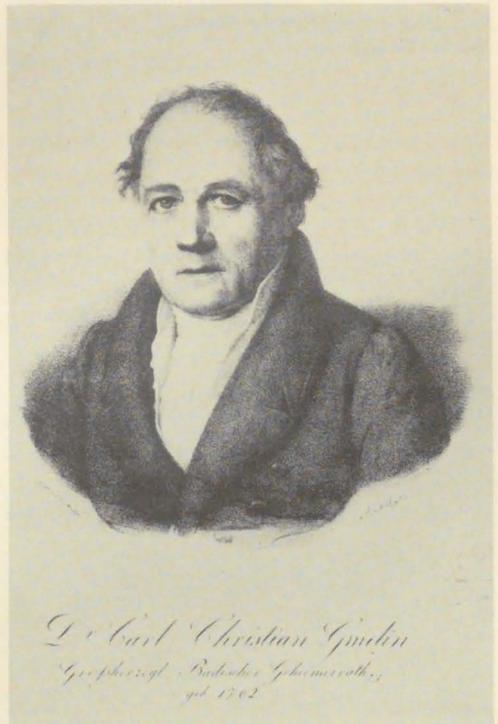
halten. Da gab es außerdem die strenge Zensur, „Biertischpolitik“ wurde keine gemacht¹⁸⁾. Schriftliche oder mündliche Kritik war im absoluten Staat, auch wenn ein aufgeklärter Fürst ihn regierte, unerwünscht, das ging bis hin zur Theaterkritik. Jedermann sollte sich des Räsonierens enthalten. Sogar die Gesellschaft bei Drechsler erregte Mißfallen. Rat Herzberg, der dramatische und administrative Beirat des Theaters schlug 1808 vor, die „besseren Theaterbesucher durch den Cafetier Drechsler, bei welchem die Honoratioren von Karlsruhe zusammen kamen, auf das Unschickliche des Schimpfens über die Vorstellungen hinzuweisen“¹⁹⁾. Bei dieser Sachlage ist es schon viel verständlicher, daß der vom aktuellen Geschehen abgedrängte Geist sich eben mit Rätselraten beschäftigte. „Die Rätsel . . . waren ein Mittel, den politisch geknechteten Geist wenigstens einen beschränkten harmlosen Spielraum zu lassen“²⁰⁾. Das Scharadeswesen dauerte bis gegen 1815. Für Hebel trat die Drechslersche Kaffeehausgesellschaft langsam in den Hintergrund, an ihre Stelle rückte seine aktive Mitgliedschaft im „Museum“.

Die Museumsgesellschaft war der Mittelpunkt des Karlsruher geistigen und kulturellen Lebens, sie ging aus der Karlsruher Lese-gesellschaft hervor²¹⁾. Zunächst sei ein kleiner Rückblick gestattet. Das Lesebedürfnis der Karlsruher blieb viele Jahre auf Bibel, Gesangbuch und Kalender beschränkt. Erst Ende 1756 erschien die erste Probenummer einer Zeitung, die als „Karlsruher Wochenblatt zum Behuf der Polizei, des Haushaltungs- und Handlungswesens, wie auch der Gelehrsamkeit“ ab 5. Januar 1757 jeden Mittwoch versandt wurde²²⁾. Das Privilegium besaß Michael Macklot. Daneben erschien seit 1758 zweimal und seit 1759 dreimal wöchentlich die „Karlsruher Zeitung“, die Jahrzehnte als Lokalblatt und Staatsanzeiger bestand. Die Lesegesellschaft war neu. Sie war einer jener literarischen Zirkel, welche in den Städten im 18. Jahrhundert zu ei-

nem Bedürfnis geworden waren. Im „Karlsruher Wochenblatt“ erschien 1757 folgendes Inserat: „Zu einer hier in Karlsruhe aufgerichteten Gesellschaft, welche abends 8—10 Uhr zusammenkommen will, und womit bereits durch etliche Glieder der Anfang gemacht worden ist, suchet man, um solche zahlreicher zu machen, noch mehrere derselben. Regeln derselben sind noch nicht bestimmt. In der Gesellschaft liest man Zeitungen, raucht Tabak und trinkt Mannheimer Bier, ohne alles Spielen. Mehrere und ausführliche Nachrichten gibt das Intelligenz Comptoir“²³). Das war der Beginn der Karlsruher Lesegesellschaft. Die Idee der Lesegesellschaften entstand im Norden Deutschlands, in den Hansestädten, Universitäts- und Residenzstädten, wanderte nach Süden und führte auch gegen Ende des Jahrhunderts zur Gründung der Karlsruher Lesegesellschaft. Zum Anreger wurde Christoph Friedrich Rinck, der 1783 von Markgraf Karl Friedrich auf eine seiner Ausbildung zum Prediger dienende Deutschlandreise geschickt wurde und dabei auch in gelehrte Kreise gekommen war. Woher kam das Bedürfnis, in der jungen Residenz eine solche Gesellschaft zu gründen? Karlsruhe nahm unter Karl Friedrich auch einen Aufschwung des geistigen Lebens. Die Hauptstadt wurde zum Sammelbecken gebildeter und bedeutender Männer aus allen Teilen des Landes. Sie bildeten mit dem Hofadel und den Offizieren die höhere Gesellschaftsklasse²⁴). Da ein geistiger und gesellschaftlicher Mittelpunkt fehlte, fielen Rincks Gedanken auf einen fruchtbaren Boden und gewannen die Förderung des Markgrafen. So konnte am 3. Dezember 1784, sieben Jahre bevor Hebel nach Karlsruhe kam, die konstituierende Mitgliederversammlung stattfinden. Die Lesegesellschaft, die ursprünglich eine lose Vereinigung war, wurde so zu einem satzungsgemäßen Klub. Von Beginn an achtete man auf ein hohes Niveau und betrachtete die Anlage einer Bibliothek als Hauptaufgabe. Daneben hielt man die wichtigsten

Zeitschriften, z. B. Wielands „Teutscher Merkur“, die „Rheinische Thalia“, den „Göttinger Musenalmanach“, die „Jenaische gelehrte Zeitung“. Die Mitglieder kamen, da die Bücher nicht ausgeliehen wurden, in einem gemeinsamen Leseraum zusammen. Und wo war dies? Die Lesegesellschaft fand beim Löwenwirt Nägele ihre Heimat. Sie mietete im oberen Stock des Hauses, das im sog. Pfannenstiel lag, also in der Nähe des Durlacher Tores, die benötigten Räume: Lese- und Unterhaltungszimmer, wo auch gegessen, getrunken, geraucht und gespielt wurde. Dort traf man sich wöchentlich an zwei Abenden. Es entwickelte sich ein reger Verkehr. Die Männer, die sich in der Lesege-

Dr. Carl Christian Gmelin Foto: Bad. Generallandesarchiv





Prof. Johann Lorenz Böckmann
Foto: Bad. Generallandesarchiv

sellschaft trafen, hatten gemeinsame geistige Interessen, welche Rang- und Standesunterschiede auszugleichen vermochten. Deshalb wurde auch der Kreis derer, die aufgenommen wurden, eng gezogen. Es waren Männer, „die bereits ein Studium vollendet oder sonst Rang und Charakter haben“. Aus dem bürgerlichen Stand waren „Krämer und Professionisten“ ausdrücklich ausgeschlossen²⁵). Hebel war eines der führenden Mitglieder der Gesellschaft. Er schrieb am 18. Mai 1803 an Hitzig: „Dafür (für die Schrift über die Union) schicke ich Dir unsere Lesegesellschaftlichen Machwerke. Nr. 1 ist von Sander, 2.3. von Walz, 4.5. mein kleiner Beitrag, worauf ich aber gar nicht sehr stolz bin. 4. wurde abgesehen, als, vor der Lesegesellschaftlichen

Mahlzeit von 70 Personen, die Büste des Churfürsten mit einem Lorbeerkrantz bekränzt wurde. 1.2.3. während der Mahlzeit beim fröhlichen Becherklang. Nach ihr gabs des Schnacks und Geschnatters, des frohen Lachens und der Blähungen viele. Am Abend war Ball und Illumination des Versammlungshauses wozu Nr. 5 als Inscriptio diente“²⁶).

So feierte man den Kurfürsten. Was die Beiträge betrifft, sagt Zentner in den Erläuterungen des Briefes: „4. war vermutlich die erste Fassung jenes Huldigungsgedichtes, das Hebel später unter der Überschrift: ‚Zum neuen Jahre 1804‘ veröffentlicht hat. 5. die Inscriptio zur Illumination des Versammlungshauses am 16. Mai ist in der Karlsruher Zeitung vom 18. Mai 1803 mitgeteilt“²⁷). Das Neujahrslied beginnt mit der wohlbekanntesten Strophe:

Mit der Freude zieht der Schmerz
Traulich durch die Zeiten.
Schwere Stürme, milde Weste,
Bange Sorgen, frohe Feste
Wandeln sich zur Seiten²⁸).

In wenigen Jahren wuchs die Lesegesellschaft auf 200 Mitglieder an, der Raum, der bei Nägele zur Verfügung stand, wurde endgültig zu klein. Der Wirt fand eine Lösung. Er kaufte ein größeres und auch günstiger gelegenes Haus am Vorderen Zirkel, nachmals Schloßplatz Nr. 8. Dieses Haus, darauf wurde schon hingewiesen, spielte als Drechlersches Kaffeehaus im Leben Hebels die bereits dargestellte Rolle. Die Räume, die nun die Gesellschaft mietete, boten zunächst genügend Spielraum für das gesellige Leben. Zwei Stockwerke standen bereit, die Mitglieder aufzunehmen. Eingerichtet wurden Konversations-, Billard-, Spielzimmer, und im oberen Stock drei Zimmer für die Bibliothek und das Lesekabinett. Aber auch dieses Raumangebot wurde bald knapp. Inzwischen waren ja große politische Veränderungen vor sich gegangen. Baden war Großherzogtum geworden, und die Stadt

Karlsruhe als Residenz vergrößerte ihre Einwohnerzahl beträchtlich. Die Zentralisation der Verwaltung, die durch die angefallenen neuen Landesteile unumgänglich geworden war, brachte einen neuen großen Schub Geistlicher, Beamter und Offiziere nach Karlsruhe. Die Folge war, daß damit auch die Mitgliederzahl der Lesegesellschaft stark anstieg, zumal man die Aufnahmebedingungen gelockert hatte. Man mußte das Domizil bei Nägele aufgeben und mietete 1808 zunächst das an der Nordostecke des Marktplatzes an der Stelle des alten Gymnasiums gelegene Eckhaus des Zimmermeisters Weinbrenner, ein Bruder Friedrich Weinbrenners. Dem Zug der Zeit folgend und dem Klassizismus huldigend, nannte man nun die Lesegesellschaft „Museum“²⁹).

Der Bau eines eigenen Hauses, der notwendig und schon lange geplant war, erfolgte nach den Plänen Friedrich Weinbrenners. Die Grundsteinlegung geschah am 28. Januar 1813. Weinbrenner hatte mit diesem Haus dem Museum eine mustergültige Bleibe geschaffen. Berühmt wurde vor allem der große Saal, „der in klassizistischer Stil-

reinheit der schönste öffentliche Festsaal war, den Karlsruhe je besessen hat“³⁰). Die Glanzzeit der Gesellschaft begann.

Hebels Wirken in der Museums-gesellschaft läßt sich am besten in seinen Briefen aufzeigen. Daß er rasch zum Mittelpunkt der Veranstaltungen und der Unterhaltungen wurde, ist bei seinem Wesen beinahe selbstverständlich, war er doch die Karlsruher Berühmtheit schlechthin, seit 1803 die alemannischen Gedichte erschienen waren. So war er auch eine zeitlang Mitglied der „Commission“, wohl das Leitungsorgan der Gesellschaft. Er schrieb für das gesellige Beisammensein das „Lied für die Gesellschaft des Museums bei ihren freundschaftlichen Mahlen“ und nach der Melodie „Süße, heilige Natur“ zu singen, ein Gedicht von 16 Strophen! Wenigstens die beiden ersten und die zwei letzten sollen hier zitiert werden³¹):

Lieulich tönt zum Becherklang
Saitenspiel und Festgesang,
Und im schönen Wechsel ziehn
Ernst und Scherz durchs Leben hin.

„Das Gasthaus zum Bären
im Jahre 1798“
Nach einem Dia des
Stadtarchives Karlsruhe



Ernst dort in dem Büchersaal,
Fröhlich hier beim Feiermahl;
Freunde dort und Freunde hier,
Forschen, scherzen, singen wir.

Leget traulich Hand in Hand!
Ernst und heilig sei dies Band
Jedem, der nach Wahrheit strebt
Und für Pflicht und Freundschaft lebt.

Manche Stunde werd' uns so
Noch wie diese lieb und froh!
Schnell flieht dieses Leben hin,
Trinkt auf festen Freundessinn!
Schlußchor:
Auf der Freundschaft festen Sinn
Über Welt und Zeiten hin!

Folgen wir nun Hebels Briefen. Daß die Festmahle im Gesellschaftsleben eine große Rolle spielten, zeigt schon das oben stehende Gedicht. Am 21. November 1812 schrieb Hebel an Gustave Fecht:

„Morgen ist Generalversammlung des Museum, wobei ich zum ersten mal in diesem (unsichtbaren) Winterstaat erscheinen werde. Ich hoffe auch diesmal, nicht zur Commission gewählt zu werden. Nachher ist ein Essen von 85 Gedecken, ohne was noch kommt. Erschrecken Sie daher nicht, wenn ungefähr um 3 Uhr Ihre Gläser zusammenklingeln. Es bedeutet nur, daß ich Ihre Gesundheit trinke, und an Sie alle denke, und lieber bei Ihnen wäre.“

Zu dem angeführten Winterstaat meinte er im gleichen Briefe:

„Ich trug bisher nur Sokken unter den langen Beinkleidern und habe mir viele angeschafft, weil ich den ganzen Winter so thun wollte. Iez wär ich übel dran damit und mit meinen alten Strümpfen an denen fast jeder Zehen ein eigenes Fensterlein hat, um herauszuschauen, wenn ich mir nicht zu helfen wüßte. Um die Sokken forttragen zu können schneide ich von den ältesten Strümpfen die Fürfüße weg, und ziehe sie so an. Ists nicht listig?“³²⁾

Das ist der ganze Hebel, eine Kalendergeschichte könnte man daraus machen, aber auch nicht seltene Junggesellennot. Hebel schrieb am 24. 11. den Brief zu Ende:

„Es war eine sehr hübsche Gesellschaft von 121 Personen, lauter frohe Leute. Ietzt bauen wir ein neues Museum. 50 000 Gulden sind dazu als Vorschuß angeboten gegen die Bedingung, daß jährlich der sechste Teil des sämtlichen Einkommens der Gesellschaft zur Abzahlung bestimmt werde.“

Natürlich veranstaltete die Gesellschaft auch rauschende Bälle, die Hebel nicht versäumte, wie aus einem Brief an Gustave Fecht vom 23. Dezember 1812 hervorgeht:

„Dies Jahr gebe ich in keine Redoute. Aber bei allen Bällen im Museum halte ich aus bis Mitternacht. Von der Commission bin ich ietzt weg. Seit der ersten Comödie d. 8. oder 9. November bin ich auch nicht mehr drin gewesen. Eigentlich bin ich den ganzen Winter nur daheim oder im Museum“³³⁾.

Im Winter war Saison, da häuften sich die festlichen Veranstaltungen im Theater, Häusern der besseren Gesellschaft und beim diplomatischen Corps. Bezeichnend dafür ist Hebels Brief an Hitzig vom 30. Januar 1813:

„Wenn der Ueberlauf der hiesigen Winterbelustigung nach dem Wiesenthal flöße, ich glaube, ihr würdet alle toll. Wir sinds. Lezten Sonntag Theater, Montag Redoute im Comödienhaus und Ball beim Franz. Gesandten. Dienstag Comödie. Mittwoch Ball im badischen Hof. Donnerstag Grundlegung des neuen Museums und Schmaus im Alten von 110 Gedecken, Freitag Theater, Ball beim bairischen Gesandten und Museum. Ich elender Mensch, wer will mich erlösen von dem Leibe dieses Todes. Daneben sind alle Gassen voll trauriger Rekruten, alle Häuser voll Einquartirungen und so viele Herzen voll Trauer und ungewisser Erwartungen“³⁴⁾.

Dies ist der reinste Vergnügungskalender, und es macht Schwierigkeiten, sich in die Zeit zu versetzen, welche ein solches Leben möglich machte, während „traurige Rekrut-

ten“ die Stadt bevölkerten, der grausame Rußlandfeldzug Napoleons, der den Tod auch Tausender badischer Landeskin- der forderte, noch nicht lange zurücklag. Wel- ches Nebeneinander von Glanz und Elend, und doch, welch meilenweiter Abstand: Noch spielte der Krieg sich vor der Stadt ab, und die Bevölkerung hatte die Lasten zu tra- gen.

An den Einweihungsfeierlichkeiten zur Fer- tigstellung des neuen Museumsgebäudes nahm Hebel nicht teil. Er erzählte darüber Gustave Fecht in einem Briefe vom 9. De- zember 1814:

„Ich kann Ihnen keinen besseren Beweis able- gen, was ich für ein philosophischer Mensch ge- worden bin, und wie gerne ich die Stunde be- nutze, an Sie zu schreiben, als wenn ich Ihnen sage, daß ich dies in dem Augenblick thue, wo mit großen Feierlichkeiten das neue Museum eingeweiht wird. Schließen Sie aber ia nicht daraus, daß mir etwas fehle, weil ich zurück- bleibe. Nein, es ist mir nur überhaupt nicht, als wenn ich dabey sein möchte. Es verdreußt mich die große Anstalt und Pracht. Denn es ist alles fürstlich eingerichtet, und so vornehm, daß ich nicht wüßte, vergnügt zu seyn. Auch scheue ich die Menge und das Gedräng die seidenen Schuh und Strümpfe, die Tagszeit Abends um 6. Kurz, wenn man nicht mag, so hat man Aus- reden genug, und ich könnte Ihnen noch ein halbes Dutzend niederschreiben — aber ist's mit einem Wort nicht klüger und lieblicher, ich sey bei Ihnen?“³⁵⁾.

Es war ein glänzendes Fest, dem außer der Großherzogin Stephanie noch der Markgraf Ludwig und die Gräfin Amalie v. Hochberg beiwohnten. Die Großherzogin mit Gefolge hielt bis halb drei Uhr morgens aus³⁶⁾. Cha- rakteristisch aber für Hebel ist es, daß ihm die vielen Menschen nicht behagten, daß dem einfachen Mann Pracht und Vornehm- heit zu groß waren. Die Behaglichkeit, die er zeitlebens suchte, fand er im Museum nicht mehr.

Zehn Jahre nach diesem Brief schrieb er am 1. Dezember 1824 an Gustave Fecht und Ka- roline Günttert:

„Ietzt fangen auch die vornehmen Winterbelu- stigungen wieder an, die mir nach und nach Winterbelästigungen werden. Aber ich weiß, was ich thu: ‚s muß nit sy, wenn d'nit witt“³⁷⁾.

Hebel ging es gesundheitlich nicht mehr gut. In der gleichen Epistel gesteht er:

„Ich hatte seit 8 Wochen schlimme Zeit. Ich be- fand mich immer unwohl. Ich hätte mich gut zu einem Arrestanten bei Wein und Brod ge- schickt. Ich hatte zu sonst nichts mehr Appetit, als noch zum Tabakspfeiflein, und Schlafen. Der aufmerksame Patient ist immer sein bester Arzt. Ich merkte, daß ich den Caffé nimmer er- tragen kann. Ich habs nicht um ihn verdient. Ich hab ihn doch nie verachtet, und habe schon viel getrunken in meinem Leben.“

Der letzte Brief Hebels, der sich mit dem ge- sellschaftlichen Leben befaßte, stammt von Ende Dezember 1825 und war an Gustave Fecht und Karoline Günttert gerichtet. Der Tod des Zaren Alexander v. Rußland am 1. 12. 1825 warf seine Schatten auf die Karls- rüher Wintersaison:

„Der Tod des Kaysers erregt hier große Sensa- tion. Auch dem K. von Östreich will man noch kurze Frist geben. Daß bisher die Winterbelu- stigungen eingestellt waren ist mir nicht leid. Der Winter ist nirgends lustiger als daheim am Ofen. Oh, säß ich ein Stündlein an dem Ihri- gen mit einem Pfeifichen Rauch Tabak“³⁸⁾.

Das ist ein melancholischer Ausklang. Hebel entsagt leicht dem städtischen geselligen Le- ben und kehrt in Gedanken heim ins Ober- land, wengleich viele der Freunde inzwi- schen verstorben waren. Es ist kein Zufall, daß Hebel seinen allerletzten Brief an Gu- stave mit „Ewig Ihr Hebel“ unterzeichnet hat. (9. 9. 1826)

Nach dem bisher Gesagten ist es beinahe selbstverständlich, daß Hebel auch das Thea- ter ungemein schätzte, bot es doch geistige Anregung, Genuß und Unterhaltung zu- gleich. Hier traf sich, was Rang und Namen

hatte, und die Aufführungen fanden oft einen geselligen Abschluß in privaten Zirkeln. Hebel war ein eifriger Theaterbesucher. Er bekannte, in die Komödie „derart vernarrt zu sein, daß er nächstens eine ernsthafte Probe mit sich vornehmen müsse, ob er nicht in ein paar Schauspielerinnen verliebt sei“³⁹). Das Theater hatte endlich in dem Schauspiel-direktor Wilhelm Vogel einen Mann erhalten, der in der Lage war, das darniederliegende Theaterwesen wieder zu heben. Er war 1803 mit seiner gut geschulten Truppe nach Karlsruhe übersiedelt, und von da ab hob sich das Niveau der Aufführungen deutlich⁴⁰). Man spielte zunächst im alten Komödienhaus am Linkenheimer Tor, einem ehemaligen großherzoglichen Bauholzschuppen, und bezog 1808 das von Weinbrenner mit allen technischen Erfordernissen der Zeit erbaute neue Hoftheater am Schloßplatz, das am 30. November eingeweiht wurde⁴¹). Hebel, der sofort eine Loge für das ganze Spieljahr abonniert hatte, schrieb dazu an die Straßburger Freundin Sophie Haufe:

„Das 1. Stück, womit er (Vogel) das neue prachtvolle Theater eröffnete war das Waisenhaus (von Spindler). Ich war nicht darin, aber im ganzen Publikum war nur eine Stimme des Mißvergnügens und Tadels“⁴²).

Ein Durchfall also, und Hebel bedauerte die Akteure, besonders die Schauspielerin Frau Leonhard, für die er viel übrig hatte. „Hübsche Aktrizen sah er nicht ungern. Anno 1794, wo er auf seiner Rheinfahrt in Mannheim das Nationaltheater besuchte, hätte nicht viel gefehlt und er wäre für ein hübsches Demoisellchen — vermutlich die anmutige, auch von Schiller hochgeachtete Christiane Henriette Withöft oder die im Reiz erster Jugend prangende Betty Koch — in hellen Flammen gestanden“⁴³).

Es sollte noch „schlimmer“ kommen. Im neuen Theater erschien im November 1808 als erster Gast Henriette Hendel⁴⁴). Diese hatte die Darstellung monodramatischer Szenen aus der Antike in Form von lebenden Bildern zu ihrer Spezialität gemacht. Sie

nahm dabei die „plastischen Attitüden der Lady Hamilton“ zum Vorbild⁴⁵). Diese Neuheit setzte die Karlsruher in Begeisterung, und Hebel befand sich in guter Gesellschaft, als er sich in die Schar ihrer Bewunderer einreichte. Verfolgen wir nun den Gang der Ereignisse anhand von Hebels Briefen. Im November 1808 schrieb er an Sophie Haufe:

„Sie kommt vom Berliner Theater, geht nach Italien um an den Antiken Mimik und Tanz, d. h. die Stellung zu studiren und blieb 8 Tage hier. Sie ist eine der vorzüglichsten deutschen Künstlerinnen und in der Figuration und Darstellung vielleicht einzig . . . Sie spielte 4mal bey vollem Theater. Medea am Sonnt. und Donnerstags darauf Ariadne wurden von ihr auf einzige Art behandelt. Der Text schien ihr nur leitender Faden zu seyn, um alle ästhetisch schönen Attitüden der alten Welt und Kunst zu repräsentieren. Der Beifall und die Bewunderung derer, die ihr Spiel in diesem Sinne nahmen, war ungemein“⁴⁶). Hebel war begeistert: „ . . . muß ich zur Wahrheit sagen, daß ich für die alem. Gedichte mich noch nie so geehrt fühlte als durch die feine Attention und Auszeichnung mit der mich diese Frau während ihres Hiersyns behandelt hat, so daß ich nicht weiß . . . ob ich über ihr, oder über mich selber vernarrt — wollte sagen — entzückt bin.“

Hebel hatte die Hendel in die Geheimnisse der alemannischen Mundart eingeweiht und sie gelehrt, seine Gedichte zu rezitieren. Das hatte die bekannten Folgen. Er schildert sie in einem Brief an Freund Hitzig (27. 10. 1809):

„Am Montag war nicht nur mein, sondern des ganzen Oberlandes Ehrentag. Sie hatte schon während ihres Hieseyns fast alle Tage die all. Gedichte mit mir gelesen . . . Unter den Stücken, die sie deklamieren wollte stand von den all. Gedichten nur Hans und Verene auf dem Zettel. Sie trug es in Gegenwart des Hofes und Adels, des Fürsten von Thurn und Taxis, mehrerer Fremden, die wegen dem Kayser hier waren und mehr als 600 Personen verschiedener Stände unter beständiger Begleitung des allgemeinen Beyfalls vor, der am Ende in ein

so lautes und langes Klatschen ausbrach, daß sie hoffen konnte dem Publikum mit einer Re-
petition gefällig zu seyn, und fieng von neuem
an: Es gefällt mir nummen eini. Aber als ietzt
nach dem Zettel eine Scene aus Makbeth fol-
gen sollte, hielt sie einige Sekunden still,
schaute mich (ich saß im Parquett in den vor-
dersten Reihen) eine Weile lächelnd an, als die
eine Spitzbüberey im Sinn hat, und begann
mir selbst überraschend „z'Fryburg in der Stadt
etc.“ Auch dies vortrefflich und fast mit noch
größerm Beifall, weil es unerwartet war. Aber
nun denke dir ein Weib, das im stolzen könig-
lichen Bewußtseyn alles thun zu dürfen, was es
will, auch wirklich alles thut, was sie will —
in der Stelle

Minen Auge gfallt — — —
gel, den meinsch, i sag der Wer.
dreht sie sich nach mir um, lächelt nach mir,
sagt es isch kei Sie, es isch en Er.
und deutet auf mich. — Eine Schauspielerinn
auf dem Theater, und ein Kirchenrath im Par-
quett!!! . . . Das Klatschen dauerte so lang und
laut, daß sie den Schluß Vers nicht mehr an-
bringen konnte, und statt für den Beyfall
stumm zu danken, that sie es laut, und sagte,
daß sie dieses Glück . . . ihrem Freund Hebel zu
verdanken habe, durch dessen Gegenwart sie
begeistert sey. Meine Fassung kann ich nicht
begreifen, wenn sie, nicht selber durch geheime
Künste auf mich wirkte. Während alle Logen
und Gallerien auf mich schauten, schaute ich
auf sie, und nickte ihr einen leichten anständigen
Dank. In solchen Abentheuern treibt man
sich herum“⁴⁷).

Und schon am 28. 10. wiederholte Hebel So-
phie Haufe den Bericht und schließt mit der
echt Hebelschen Wendung: „Ist schon so et-
was einem Kirchenrath passirt? Mir noch
nie.“ Nun, Henriette Hendel, für die Hebel
eine echte Sympathie empfunden hatte, reiste
wieder ab, und im gleichen Brief bemerkte
er: „Am Montag ging sie fort. Seitdem spie-
len ich und ihr Eichhörnchen, das sie mir
schenkte, zwey betrübte Figuren miteinan-
der“⁴⁸).

Henriette Hendel heiratete später den Prof.
Friedrich Karl Schütz in Halle. 1817 kam es
bei einem Gastspiel des Ehepaares zu einem
Wiedersehen. Die briefliche Verbindung
dauerte bis zum Jahre 1822, und manche Er-
innerung wurde darin wach: „Vom Wechsel
alles Irdischen, der Unerfüllbarkeit der lok-
kendsten Träume leise angeschauert, mag
Hebel zu dem Bild der ‚Zauberin Medea‘
aufgeblickt haben, das sein Zimmer
schmückte . . .“⁴⁹) J. P. Hebel setzte der ver-
ehrten Frau als „Schwiegermutter des Ad-
junkten“ im Schatzkästlein ein literarisches
Denkmal. Seine Bemühungen, dem Ehepaar
zu einem dauernden Engagement in Karls-
ruhe zu verhelfen, blieben erfolglos.

Luftballonaufstiege gehörten zu den belie-
testen Schauspielen des Hofes und der Karls-
ruher Bürger. Sie waren Sensationen ersten
Ranges, die ähnliche Aufregung verursach-
ten wie die erste Fahrt einer Lokomotive⁵⁰).
Ausgelöst wurden diese Unternehmungen
durch die Erfindung der Brüder Montgolfier
in Paris im Frühsommer 1783. Diese Heiß-
luftballons regten den Physiker und Prof. am
Gymnasium Johann Lorenz Böckmann zu ei-
genen Versuchen an, die er in seinem Hause
im Arkadenzirkel 9 durchführte, wo auch
das physikalische Kabinett des Gymnasiums
untergebracht war⁵¹).

Schließlich konnte am 14. Februar 1784 der
erste — natürlich unbemannte — Ballonauf-
stieg gewagt werden. In Gegenwart des
Markgrafen Wilhelm Ludwig ließ Böckmann
einen grün- und weißgestreiften Ballon vom
Hofe seines Hauses aus los. Dieser stieg sehr
schnell und hoch und kam nach acht Minu-
ten Fahrt wieder herunter auf die Erde. Die-
sem gelungenen Experiment ließ Böckmann
andere mit größeren „Luftkugeln“ folgen.
Am 14. September 1784 stieg in Gegenwart
des Hofes ein birnenförmiger Wasserstoff-
ballon auf, der nach einer Stunde Fahrt bei
Neuenbürg niederging, wo er von einer „ehr-
lichen Hausfrau, die ihn für ein Wundertier
hielt, mit Stichen durchlöchert wurde“. Von
1784 bis 1801 ruhte dann die „Luftfahrt“ in

Karlsruhe der schweren Zeiten wegen fast ganz. Hebel schrieb an Freund Gmelin am 9. Juni 1796:

„Um den Mittag ließ Hofr. Böckmann einen Luftballon steigen dem Geburtstag des Prinzen Karls zu Ehren. Um 4 Uhr bis 6. unterhielt eine Gesellschaft so genannter englischer Reuter den Hof und das Publikum mit ihren Künsten, von 6—10 gab der Adel Schauspiel. Nach 10. stieg noch ein erleuchteter Ballon“⁵²).

Ballonaufstiege gehörten eben zu den Attraktionen bei Festlichkeiten des Hofes.

Zu Hebels Lebzeiten wurde noch der Flaschner und Mechaniker Friedrich Drechsler, Karlsruhe, als Hersteller kleiner Montgolfieren bekannt, mit denen er weit herum kam und Aufstiege u. a. in Frankfurt, Straßburg oder Nancy durchführte.

17 Meter hoch war der Heißluftballon, den Johann Andreas Traiteur, Betreiber der Saline Bruchsal, steigen ließ. Da dabei nicht immer alles glatt ging, sangen die Heidelberger Gassenbuben:

Herr Tretter, Herr Tretter!
Der Luftballon schlagt wedder!
Hätt' er unne mehr neingeblose,
Wär' er owe nit ang'stoße!

Ein großes Ereignis, das Hebel miterlebt hat, fand am 28. September 1803 anl. des Besuches von König Gustav IV. von Schweden und seiner Gemahlin Friederike, der Enkelin Karl Friedrichs, statt. Vom Schloßaltan aus sahen die Herrschaften zu, wie Traiteurs Ballon aufstieg. Er war 18 Meter hoch, hatte 14 verschiedenfarbige Längsfelder und zeigte das von zwei Löwen gehaltene schwedische Wappen mit der Inschrift „Heil dem König Gustav Adolf und seinem Hause“. Um den Ballon lief eine in Blau und Rot gehaltene Verzierung mit dem Namenszug des Kurfürsten und seiner Familie mit den Worten „Vivat Karl Friedrich mit dem neuen Kurhause“. Der Ballon landete in Langenkandel in der Pfalz, „wo ihn die zu Tode erschrockenen Bauern so gründlich erlegten, daß nichts von ihm übrig blieb“.

Denkwürdig für Karlsruhe war der erste Aufstieg eines Ballons mit einem Menschen. Der „physikalische Künstler“ Friedrich Siegmann setzte am 9. Juni 1811 in Beiertheim einen Knaben in den Korb seines 22 Meter hohen und 12 Meter weiten Ballons. Als dieser eine gute Höhe erreicht hatte, zogen ihn 30 Mann wieder zur Erde.

Hebel selbst sah 1812 den ersten Freiflug eines Menschen, der kühne Mann hieß Sebastian Bittorf. Dieser — ein ehemaliger Maurer — war mit seinem Ballon in ganz Europa und mußte durch das Feuer unter dem Papierballon viele gefährliche Situationen durch Brände bestehen. Aber am 27. Mai 1812 hatte er Glück. Der 20 Meter hohe Ballon stieg mit Bittorf 500 Meter hoch und landete nach 15 Minuten Fahrt unter dem Jubel der Zuschauer auf dem großen Exerzierplatz. Bittorf starb ein Jahr später eines jämmerlichen Todes, als sein aus schlechtem Papier bestehender Ballon in Mannheim einen Riß bekam, Feuer fing, durch den Wind quer über die Häuser getrieben wurde und der Ballonfahrer auf die Straße abstürzte. Nach diesem Unglück gab es in Karlsruhe vierzig Jahre keine Luftfahrt mehr zu sehen, bis der Fortschritt der Technik einen neuen Anfang ermöglichte.

Ganz privat für sich suchte Hebel auch seine Freuden. Die Lebensführung der Karlsruher war bei der geringen Besoldung der kleinen Beamten, Diener, Angestellten sehr einfach, sie spürten die schlechten Zeiten am meisten. Fleisch gab es in der Regel nur sonntags, dafür standen wochentags Mehlspeisen und Kartoffeln, Gemüse und Obst auf dem Speiseplan. Kaffee konnte man sich kaum leisten. „Der Klassengeist trennte zwar die Hofgesellschaft vom Bürgertum, nicht aber den gebildeten Bürger vom einfachen Mann, und so konnte der Hofrat neben dem Handwerksmeister am selben Tisch sitzen“⁵³). Das war badische und Karlsruher Liberalität! Man erging sich gerne am Sonntag in der Natur. Man wanderte zum Augarten, zum Promenadenhaus in der Kriegsstraße, nach Mühl-

burg oder Beiertheim, nach Gottesau oder Durlach und was dergleichen Ziele noch mehr waren. Überall konnte man preiswert Einkehr halten, manchmal wurde auch zum Tanz aufgespielt. Die bessere Gesellschaft ging gerne auf dem von Hofgärtner Hartweg in englischem Geschmack angelegten Spazierweg durch das Beiertheimer Wäldchen zum Stephanienbad (1817 von Weinbrenner erbaut). Seit Sommer 1810 konnte man mit dem Wagen vom Ettlinger Tor zu dem Bad an der Alb fahren⁵⁴). Der Unternehmer des Bades war der Badwirt Andreas Marbe. Hebel war ein eifriger Besucher Beiertheims, einmal des Bades, zum andern des „Hirschen“ wegen. Er berichtete am 7. August 1807 der Freundin Gustave Fecht: „Ich habe vor 14 Tagen, seit ich hier bin, zum erstenmal wieder im Wasser gebadet, nemlich im fließenden“⁵⁵). Am 5. Juli 1812 berichtete er ihr:

„Viele Leute brauchen ietzt das Beuertheimer Bad, worinn lediglich nichts ist, als Wasser und etwas Schlamm, curmäßig, und erfahren stets die besten Wirkungen davon“⁵⁶). Da kann man wohl dazu sagen, daß der Glaube selig macht. Ausführlich geht Hebel auf das BADELEBEN in dem Brief vom 7. August 1812 an Gustave Fecht ein:

„Ich habe Ihnen schon lange nichts mehr von Beuertheim gesagt. Dort ist ietzt ein ganz neues Leben los. Viele Leute logieren draußen, die das Bad mit gutem Erfolg curmäßig brauchen, und kommen in die Stadt spaziren, wie wir aus der Stadt aufs Land. Alle Sonntag ist draußen große Tafel, woran ich viel Vergnügen finde. Wem es einfällt geht hinaus, und findet unangemeldet einen Platz. Hofkavaliere und gemeine Leute, wer das Geld dazu in der Tasche hat, Männer, Weiber und Kinder sitzen untereinander. Biß man gespeist hat sind die Gallerien und der Tanzsaal angefüllt. Lezten Sonntag speisten 54. Gewöhnlich bleibe ich bis Abends 9 Uhr. Wenn man nur immer Geld genug hätte. Für das Loswerden darfs einem nicht bang seyn“⁵⁷).

Unvergleichlich aber ist jene berühmte Stelle in Hebels Brief vom 20. Mai 1807 an die Freundin, wo er ihr sagt, daß seine heilige Zeit von Ostern bis Pfingsten dauere, daß er da gerne in die Kirche gehe und sich erbaue:

„Denn in dieser Jahreszeit, wo draußen alles blüht, haben wir auch die Blüthe der ganzen Kirche und Religion in den Sonntags Evangelien. Aber ebenso fromm und gerührt kann ich auch seyn, wenn ich den ganzen Sonntags Morgen, in Beuertheim im Hirschen, im Grasgarten unter den Bäumen im Freien, bey einem halben Schöpplein Rothen und Butterbrod in der Sonntagsstille, unterbrochen von Glockengeläut und Bienensummen sitze und im Jean Paul lese“⁵⁸).

Hebel liebte in der Natur keine Menschenmenge, wie sie sich des Sonntags in den Lokalen ansammelte. Deshalb zog es ihn, wenn er in seinem geliebten Jean Paul ungestört lesen wollte, in das nahe und ländliche Beiertheim.

Hebel, der ja immer ein rüstiger Fußgänger gewesen war, wie seine vielen Wanderungen beweisen, mußte dem Alter seinen Tribut zollen. In einem Brief an Gustave Fecht und Karoline Gunttert vom 11. Juni 1823 schrieb er:

„Die Gegend um die Stadt wird zwar alle Jahre schöner. Aber ich mag nicht mehr hinaus. Ich weiß nicht, ist es Trübsinn oder Beschäftigung des Geistes mit anderen Gedanken, daß mir die Schönheit der Natur immer gleichgültiger wird. Ich freue mich derselben fast nur noch in der Erinnerung, wie froh sie mich einst machte. Doch es geht auch natürlich zu, wenn man alle Jahre wieder das nemliche sieht“⁵⁹).

Ist das Resignation? Es ist wohl die Vergeistigung schönster Erinnerungen, welche dem Alternden unverlierbarer Besitz geworden sind. Er braucht die Natur als solche nicht mehr. „Man muß, wenn man kann, die Vergangenheit nicht von der Gegenwart scheiden, wenigstens sie durch ruhige Erinnerung wieder zur Gegenwart machen.“ Und Hebel zitiert Jean Paul dazu, der sagte, daß die Er-

innerung der Nachsommer der menschlichen Freuden sei.

Trotzdem hat Hebel, vielleicht gerade in der Erinnerung früherer Oberländer Wanderungen mit den Freunden, ein Frühlingsfest gestiftet. Im gleichen Briefe schildert er:

„Ich habe schon im Jahre 1816 mit Gustav Broussel, Meerwein und Amtmann Kinzinger ein Frühlingsfest gestiftet, welches wir seitdem alle Jahre feiern. Früh 7 Uhr wird nach Ettlingen gefahren. In Ettlingen im Thal unter freiem Himmel gebrüstückt, Schinken, Monatretlich, Butter und Käs. Den Wein muß Meerwein mitnehmen. Dann gehts nach einer Stunde zu Fuß tiefer ins Thal oder in die Berge. Da denk ich allemal — rathen Sie, an wen? Um 1 Uhr wird zu Mittag gegessen in E., um 5 Uhr auf einem schönen Umweg heimgefahren“⁶⁰).

Damit kann die Betrachtung des geselligen Lebens von Johann Peter Hebel abgeschlossen werden. Und wenn wir in der Abenddämmerung auf dem Karlsruher Marktplatz stehen und zu seiner Gedenktafel hinaufschauen, bekommen die Worte Wilhelm Zentners Wahrheit und Farbe: „Am Abend aber, wenn das schwindende Licht die Gegenstände mit zärtlichem Abschiedsblick streift und sie dem Auge und dem Herzen des Betrachters besonders nahe rückt, liebt es der Herr Kirchenrat, müßig am geöffneten Fenster zu liegen, sieht die Kinder auf den Treppen vor den Häusern, den ‚Staffeln‘, sitzen und ihre Spiele treiben, den Kaminen den Rauch entsteigen, die Erwachsenen ihre Schritte zum Abendessen lenken, während in der kaum bewegten Luft Klaviertöne, vermischt mit dem anheimelnden Geruch frischgebrannten Kaffees schwimmen“⁶¹).

Literaturangabe

Johann Peter Hebels Werke, 2. Aufl., Bd. 1. Herg. Wilhelm Altwegg, Atlantisverl., ohne Jahresang. Zitiert: Altwegg
Johann Peter Hebel, Briefe — herausgegeben und erläutert von Wilhelm Zentner, Karlsruhe 1957,

Bd. I Briefe 1784—1809, Bd. II Briefe 1810—1826. Zitiert: Briefe

Zentner, Wilhelm, Johann Peter Hebel, 1. Aufl. Karlsruhe, ohne Jahresang. Zitiert: Zentner
Zentner, Wilhelm, Johann Peter Hebel in Karlsruhe. In Badische Heimat (Mein Heimatland), 250 Jahre Karlsruhe, 45. Jg. Heft 1/2, 1965. Zitiert: Zentner B. H.

Raif, August Friedrich: Das Karlsruher Gesellschaftsleben zur Zeit Johann Peter Hebels. In Badische Heimat, Jahresheft 1928 „Karlsruhe“, Karlsruhe 1928. Zitiert: Raif

Widmer, Karl: Zur Geschichte der Karlsruher Museumsgesellschaft. In „Die Pyramide“, Wochenschrift zum Karlsruher Tageblatt, 14. Jg. Nr. 8 v. 22. 2. 1925. Zitiert: Widmer

Widmer, Karl, Hebel in Karlsruhe. Vortrag im Karlsruher Geschichts- und Altertumsverein. In „Die Pyramide“ 1919, S. 206

Funck, Heinrich, Wo wohnte Klopstock in Karlsruhe? „Die Pyramide“ 9. Jg. Nr. 22 v. 30. 5. 1920; darin Notiz über das Drechslersche Kaffeehaus. Zitiert: Funck

Bauer, Wilhelm, Das Karlsruher Schauspiel im 18. Jahrhundert. „Die Pyramide“ 14. Jg. Nr. 4 v. 25. 1. 1925. Zitiert: Bauer

Kistner, Adolf, Luftballonaufstiege in Alt-Karlsruhe. „Die Pyramide“ 14. Jg. Nr. 6 v. 8. 2. 1925. Zitiert: Kistner

Fecht, K. G., Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe — Karlsruhe 1887. Zitiert: Fecht

Mangler, Emil, 50 Skizzen zur Geschichte der Stadt Karlsruhe. Selbstverlag der Stadt Karlsruhe, ohne Jahresang. Zitiert: Mangler

Anmerkungen

1) Zentner, S. 79

2) Briefe I, Nr. 14, Okt. 1793, S. 21/22

3) Briefe I, Nr. 19, 26. Okt. 1794, S. 28—32

4) Fecht, S. 299

5) Zentner, S. 32/33

6) Raif, S. 106

7) a) Briefe II, S. 761, Erläuterungen z. Brief Nr. 9: Nikolaus Sander, geb. 1750 in Köndringen, 1773 Prof. am Pädagogium in Pforzheim, 1781 Pfarrer in Unterwössingen, wurde 1791 Prof. der Beredsamkeit und Geschichte in Karlsruhe, zugleich Hofprediger, 1794 Kirchenrat, 1803 Mitglied der lutherischen Kirchensektion, 1821 Oberkirchenrat. Er blieb Junggeselle wie sein Freund Hebel und ging diesem 1824 im Tode voraus. Vgl. Bad. Biographien I, S. 230 ff.

b) Briefe I, Nr. 173 an Sophie Haufe v. 20.—26. 4. 1806, S. 303 ff. In diesem Briefe werden die Preise genannt, die Sander für Frühstück, Mit-

tags- und Abendtisch, Logis, Holz, Licht usw. verlangte.

8) Zentner, S. 92

9) Briefe I, Nr. 175, 17. Juni 1806, S. 307–309

10) Zitiert nach Raif, S. 107

11) Briefe I, S. XXXV/XXXVI: Friedrich August Nüsslin, ehemaliger Schüler Hebels, einer der vertrautesten Freunde, 1780 in Weisweil geboren, auf dem Lörracher Pädagogium Schüler von Fr. W. Hitzig, Abschluß auf dem Gymnasium in Karlsruhe, Studium der Antike und der alten Sprachen in Halle, 1802 Staatsexamen, anschl. an der Erziehungsanstalt Mangrant in Genf, Diakon und Präzeptor in Lörrach, 1807 Versetzung an das Lyceum in Mannheim, dessen Direktor und hoch angesehenen Schulmann, gest. 21. 8.1864.

Karl Christian Gmelin, 1762 in Badenweiler geboren, Lateinschule Müllheim, Studium der Medizin und Naturwissenschaften, 1784 Arzt in Karlsruhe, gleichzeitig Unterricht am Gymnasium. 1784 überführte er das Naturalienkabinett wegen der Kriege nach Erlangen, wo er bis 1797 blieb. Gmelins Hauptwerk ist die 1805–1808 in mehreren Bänden erschienene Flora Badensis, er starb 1837.

12) Altwegg, S. 235

13) Zentner, S. 83

14) Briefe I, Nr. 97, 27. August 1803, S. 173–175

15) Funck, S. 149

16) Briefe I, Nr. 109, 15.–20. März 1804, S. 194–198

17) Raif, S. 107

18) Raif, S. 107

19) Bauer, S. 26–29

20) Altwegg, S. 25

21) Die Darstellung der Geschichte der Lese- und Museumsgesellschaft folgt dem Aufsatz von Karl Widmer, S. 59–65

22) Siehe dazu Mangler, S. 36/37

23) Zitiert nach Fecht, S. 233

24) Widmer, S. 59/60

25) Als Mitglieder nennt Widmer aus den Adels- und Offiziersfamilien: v. Freystedt, v. Göler, v. Schilling, v. Marschall, v. Drajs usw., Beamten- und Arztfamilien: Vierordt, Eichrodt, Klose, Sachs usw., Gelehrte und Staatsminister: v. Edelsheim, Brauer, Gmelin, J. G. Schlosser, Böckmann. Von den Geschäftsleuten war nur der Hofbuchhändler Macklot Mitglied, bezeichnend für die Beamtenstadt.

26) Briefe I, Nr. 92, 18. Mai 1803, S. 163–166

27) Briefe II, S. 800

28) Altwegg, S. 233

29) Briefe I, Nr. 252, 6. April 1809, S. 414–418. Hebel schreibt an Hitzig: „... Die Lesegesellschaft ... hat sich revolutioniert, und wie Frankreich zu einem Kaysertum sich zu einem Museum, oder was noch wird ein Name erfunden werden,

erhoben. Ich wüßte es wohl Proteum zu nennen, wenn Du dabey wärst, so aber ist es nur ein Milonium. Die Einrichtung kostet bereits 2000 fl., ebenso viel beträgt der jährliche Hauszins für ein neues vierstöckiges Haus auf dem neuen Marktplatz.“

30) Widmer, S. 59/60

31) Altwegg, S. 263–265

32) Briefe II, Nr. 362, 21. (24.) November 1812, S. 558–560

33) Briefe II, Nr. 364, 20. (23.) Dezember 1812, S. 561/562

34) Briefe II, Nr. 366, 30 Januar 1813, S. 563–565

35) Briefe II, Nr. 388, 9. Dezember 1814, S. 587/588. Erläuterungen zu diesem Brief auf S. 878: Die feierliche Einweihung des nach Weinbrenners Plänen von F. Arnold erbauten Hauses der Karlsruher Museumsgesellschaft Ecke Ritter- und Lange Straße erfolgte am Abend des 9. Dezember 1814 in Anwesenheit der Großherzogin Stephanie. Nach Festansprache und Festkantate trug sich die Großherzogin als erste ins Gästebuch ein und eröffnete an der Hand des Geh. Referendärs Fritz v. Fahnenberg mit einer Polonaise den anschließenden Ball.

36) Raif, S. 108

37) Briefe II, Nr. 544, 1. Dezember 1814, S. 725

38) Briefe II, Nr. 561, Ende Dezember 1825, S. 740/741

39) Zitiert nach Zentner, S. 188

40) Fecht, S. 308–314

41) Siehe dazu Zentner B. H. S. 109 und Raif S. 109. Dieses Theater wurde in einer der größten Brandkatastrophen der Stadt Karlsruhe 1847 vernichtet. Das Grabmal für die vielen Opfer befindet sich auf dem alten Karlsruher Friedhof.

42) Briefe I, Nr. 245, 13.–15. November 1808, S. 401–404

43) Zentner, S. 187/188

44) Siehe dazu Zentner S. 189 ff., Briefe I, S. XXXIII, Zentner B. H. S. 109, Raif S. 109. Die bewegte Vergangenheit der Hendel wird in diesen Stellen ausführlich beschrieben.

45) Briefe I, S. XXXII

46) Briefe I, Nr. 245, 13.–15. November 1808, S. 401–404

47) Briefe I, Nr. 270, 27. Oktober 1809, S. 440–442

48) Briefe I, Nr. 271, 28. Oktober 1809, S. 442–444

49) Briefe I, S. XXXIV, Zentner gibt auf Seite XXXIII eine einleuchtende Deutung der psychologischen Hintergründe der Freundschaft zwischen Kirchenrat und Schauspielerin

50) Kistner, S. 39–41, in diesem Aufsatz gibt Adolf Kistner eine interessante Darstellung der Geschichte der Ballonaufstiege in Karlsruhe, weit

über die Zeit Hebels hinaus. Die Ausführungen hier fußen auf seiner Arbeit.

⁵¹⁾ Briefe II, S. 770/771: Hofrat Johann Lorenz Böckmann (1741–1802) aus Lübeck, studierte in Jena Theologie und Mathematik, wurde 1764 als Prof. der Mathematik und Physik ans Karlsruher Gymnasium berufen, wo er vier Jahrzehnte lang wirkte.

⁵²⁾ Briefe I, Nr. 27, 7. Juni 1796, S. 47–49

⁵³⁾ Raif, S. 110

⁵⁴⁾ Raif, S. 110

⁵⁵⁾ Briefe I, Nr. 213, 7. August 1807, S. 359–362

⁵⁶⁾ Briefe II, Nr. 351, 5. Juli 1812, S. 544/545

⁵⁷⁾ Briefe II, Nr. 356, 7. August 1812, S. 551/552

⁵⁸⁾ Briefe I, Nr. 203, 20. Mai 1807, S. 346–348

⁵⁹⁾ Briefe II, Nr. 501, 11. Juni 1823, S. 692–694

⁶⁰⁾ Briefe II, S. 898: Christian August Meerwein, 1772 in Emmendingen geboren, 1810 Kreisrat in Lörrach, seit 1813 im Ruhestand, aber bei der Kreisdirektion Durlach weiterbeschäftigt, gestorben 1826.

Joseph Kinzinger kam 1807 als Rechtspraktikant in den bad. Staatsdienst, später Amtmann und Hofgerichtsadvokat.

S. 883: Alexander Graf v. Broussel de la Neufville, Sohn einer franz. Emigrantenfamilie, 1808 Hof- und Jagdjunker, 1820 Forstmeister, zuletzt Intendant der Hofdomänen.

⁶¹⁾ Zentner B. H., S. 108/109

Ankündigung einer historisch-kritischen Gesamtausgabe der Schriften Johann Peter Hebels

In Vorbereitung ist eine historisch-kritische Gesamtausgabe der Schriften Johann Peter Hebels, die im *Verlag C. F. Müller in Karlsruhe* erscheinen wird. Sie wird herausgegeben von Prof. Dr. theol. Gustav Benrath (Mainz), Adrian Braunbehrens, Prof. Dr. phil. Arthur Henkel, Dr. phil. Peter Pfaff (alle Heidelberg). Die Heidelberger Akademie der Wissenschaften hat die Edition unter ihre Forschungsvorhaben eingereiht. Für die poetischen Werke, theologischen Schriften, die Briefe und den teils noch unveröffentlichten Nachlaß sind zehn Bände vorgesehen. Zuerst werden im Winter 1986/87 die Gedichte und die erzählende Prosa mit dem zugehörigen textkritischen Apparatband erscheinen. Sachkommentare werden der Werkausgabe in den Neunzigerjahren folgen.

Die Herausgeber bitten die Sammler und Archive um freundliche Unterstützung und um Mitteilung der vorhandenen Manuskripte, auch der bereits veröffentlichten. Nachricht wird erbeten an: *Adrian Braunbehrens, Hirschgasse 24, 6900 Heidelberg.*

ANTIQUARIATSKATALOG BADEN-WÜRTTEMBERG

erschienen.
Zusendung auf Anforderung.



Wilfried Melchior
Antiquariat & Verlag
Telefon 07042/77226
Schloß Riet
7143 Vaihingen/Enz

Laufend Ankauf von alten
Büchern, ganzen Sammlungen,
Bibliotheken und Nachlässen.
Diskrete Abwicklung.

Hebels frommer Rat

Uli Däster, Nussbaumen, Schweiz

Der Skandal um Hebels Geschichte „Der fromme Rat“ ist bekannt. Sie hatte die Zensur passiert und stand im Herbst 1814 zusammen mit einer ganzseitigen Abbildung bereits gedruckt im „Rheinländischen Hausfreund“ auf das Jahr 1815. Da scheinen katholische Leser Anstoß daran genommen zu haben, und es klingt nicht unwahrscheinlich, der Drucker Sprinzing habe seine Hand mit im Spiele gehabt: er druckte den katholischen Kalender, der auch im eigenen Stammgebiet die Konkurrenz des lutherischen „Hausfreunds“ zu fürchten hatte¹⁾. Jedenfalls nahm sogar der päpstliche Nuntius Testaferrata in Luzern „scharfe Einsicht“ und das Generalvikariat des Bistums Konstanz erließ ein „grobes und unverständiges Schreiben“²⁾, so daß das Großherzogliche Ministerium des Innern in Karlsruhe die gesamte Auflage des Kalenders beschlagnahmte ließ und die weitere Verbreitung mit einer Buße von 20 Talern belegte. Die Seiten mit dem „frommen Rat“, der „ein Märlein der düsternen Vorzeit wieder aufwärme, das zum Geist der Zeit nicht mehr passe“³⁾, mußten herausgenommen und zweimal 40 000 Blatt neu gedruckt werden. In seinen Briefen verharmlost Hebel: man lache hauptsächlich und necke ihn, „nur um der Sache und des unklugen Verfahrens willen ärgert sich jedermann, Katholiken wie Protestanten“⁴⁾; einige der verbotenen, „20 Taler wertigen“ Exemplare verschickt er an seine Freunde und „für ans Fenster zu hängen“⁵⁾ jeweils noch die behördlich genehmigte Variante. Aber er war wohl tiefer betroffen, als er merken ließ; gerade ihn mußte der Vorwurf intoleranten Eifers schmerzen: „Ich habe an dieser Sache keine Sünde, darüber will ich mich richten lassen“⁶⁾. Weil die Angelegenheit einiges Aufsehen erregte, fürchtete er um seinen Ruf bei

denen, welche die nähern Umstände nicht kannten. Aus Protest trat er von der Kalenderredaktion zurück, „um auch ein wenig zu trotzen und jenen Herren einigen Unwillen des Publikums aufzuladen“⁷⁾.

Insofern war „Der fromme Rat“ ein böser Rat, wie Hebel schreibt⁸⁾. Die Geschichte selbst ist bisher, soweit ich sehe, kaum beachtet worden. Als „harmlos und etwas billig“⁹⁾ wurde sie gelegentlich bezeichnet. Das reizt mich, sie etwas genauer zu betrachten. Immerhin hat Hebel sie illustrieren lassen, ihr also doch eine gewisse Bedeutung beigemessen. Und zumindest interessiert mich die Frage, was denn an dem frommen Rat so Anstößiges sei.

Wer danach suchte, konnte schon in der Charakterisierung des Jünglings etwas Antikatholisches wittern: „noch unerfahren, katholisch und fromm“. Gehörte das „noch“ auch zu „katholisch und fromm“, und waren also auch diese beiden Eigenschaften zu überwinden wie die Unerfahrenheit? Die lapidare Knappheit, in der da das Wesen eines Menschen umrissen wird, mag freilich überraschen, und die abrupte Nachbarschaft der drei Begriffe hat eine leicht komische Wirkung; aber daß der lutherische Theologe an diesem Ort eine doppel sinnige Spitze gegen den Katholizismus angebracht hätte, ist ganz unwahrscheinlich. Das Wort „fromm“ bestimmt ja im Titel durchaus positiv einen Rat näher, den der Hausfreund lobt und hochachtet. Die drei Adjektive „unerfahren, katholisch und fromm“ sind von entscheidender Bedeutung für den Konflikt, in den der Jüngling gerät, und der weitere Verlauf wird weder an seiner Frömmigkeit etwas ändern noch an seiner Konfession, wohl aber ist er am Schluß nicht mehr (so) unerfahren, wie er am Anfang „noch“ war.

Der fromme Rath.

(Mit einer Abbildung.)

Die Erzählung zu nebenstehender Abbildung braucht nicht viel Worte, sonst verdirbt mans. Nämlich: „Ein 18jähriger Jüngling, gieng noch unerfahren, katholisch und fromm zum erstenmal aus der Eltern Haus auf die Wanderschaft. In der ersten großen Stadt auf der Brücke blieb er stehen und wollte rechts und links ein wenig umschauen, weil er fürchtete es möchten ihm nimmer viel solche Brücken kommen, an welche unten und oben solche Städte angebaut seyen, wie diese. Als er aber rechts umschaute, kam daher von einer Seite ein Pater und trug das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig ist, und es recht meint. Als er aber links umschaute kam von der andern Seite der Brücke auch ein Pater und trug auch das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig ist und es recht meint, und beide waren ihm schon ganz nahe, und beide waren im Begrif, an ihm vorbei zu gehen im nemlichen Augenblick, der eine links von daher, der andere rechts von dort her. Da wußte sich der arme Mensch nicht zu helfen, vor welchem hochwürdigen Gut er niederknien, und welches er mit Gebet und Liebe grüßen soll, und es war ihm auch schwer zu rathen. Als er aber den einen Pater mit Bekümmerniß anschaute, und ihn gleichsam mit den Augen fragte und bat, was er thun sollte, lächelte der Pater, wie ein Engel, freundlich die fromme Seele an, und hob die Hand und den Zeigefinger gegen den hohen und sonnenreichen Himmel hinauf. Nämlich vor dem dort oben soll er niederknien und ihn anbeten. Das weiß der Hausfreund zu loben und hochzuachten, obwohl er noch nie einen Rosenkranz gebetet hat, sonst schrieb er den lutherischen Kalender nicht.



Der fromme Rat

Ausgang aus der Unerfahrenheit, und zwar durch Er-Fahrung im wörtlichen Sinn — das ist ein Hebelsches Thema. Seine Fahrenden, die Juden und Vagabunden, sind den Sesshaften meist ein gutes Stück überlegen. Und seine Handwerksburschen auf Wanderschaft wissen zwar noch wenig von der Welt und wirken deshalb auch etwas lächerlich, aber sie sind deswegen nicht dümmer als erlaubt, wie schon behauptet worden ist. Denn sie sind ja eben daran, diesen Fehler zu beheben. Unser Jüngling wirkt reichlich naiv in seiner Furcht, „es möchten ihm nimmer viel solche Brücken kommen, an welchen unten und oben solche Städte angebaut seien“; aber dafür schaut er sich jetzt eben um und erkennt, was blasierte Gewandtheit längst nicht mehr

zur Kenntnis nimmt. Seine Not zwischen den beiden Patres mit der Monstranz erscheint wohl etwas einfältig; aber dafür fragt er und kommt damit einer Wahrheit näher wie der Tuttlinger in Amsterdam. Wir erinnern uns daran, daß Hebel als Mitglied der Ersten Kammer des Badischen Landtags sich im Zusammenhang mit der Gewerbeordnung ausdrücklich für die Wanderschaft der Handwerker eingesetzt und auf die Parallele zu den Studierenden hingewiesen hat. Der Kalender selbst bringt solche Welt-Er-Fahrung in die Stuben der badischen Bevölkerung, aber mit Bücher- oder Kalenderlesen allein ist es nicht getan, wie wir in „Der vorteilhafte Roßhandel“ vernehmen: „Ein leichtgläubiger und unerfahrener Mann, zwar ein

Gelehrter, aber eben deswegen¹⁰. Das Hin-
ausgehen aus der kindlichen Geborgenheit
im Elternhaus, der notwendige Verlust von
Heimat erst vermittelt die Erfahrung, die
Reife des erwachsenen Menschen.

Was erfährt und lernt nun der Jüngling, der
„zum erstenmal aus der Eltern Haus auf
Wanderschaft“ geht? Der Pater verweist ihn,
da er in bezug auf das eingeübte Ritual in
Not gerät, auf den Himmel, auf Gott. Dar-
aus ist verschiedenes abzulesen. Zum einen:
„Daß Ergebenheit in Gott von unserem
Wähnen über Gott so ganz und gar nicht ab-
hängt“, wie in Lessings „Nathan“ zu lesen
ist. Nicht das so oder auch anders denkbare,
anerzogene konventionelle Verhalten ist wes-
entlich, sondern der Sinn, der sich allenfalls
in solchem Verhalten manifestiert. Wie der
Jüngling hin- und hergerissen ist zwischen
den beiden Patres mit dem hochwürdigen
Gut, so könnte ihm ja auch eine Entschei-
dung zwischen den Konfessionen abgefor-
dert werden, und wie absurd für Hebel jedes
— immer auch auf Äußerlichkeiten ausge-
richtetes — Bekehrertum ist, hat er in jener
Kalendergeschichte gezeigt, in der zwei Brü-
der, der eine katholisch, der andere luther-
isch, sich gegenseitig bekehren, „und war
nachher wie vorher, höchstens ein wenig
schlimmer“¹¹). Hebels religiöse Toleranz er-
weist sich hier ebenso wie in dem Aufsatz
„Die Juden“ oder in seinem entscheidenden
Beitrag zur Union der evangelisch-lutheri-
schen Landeskirche in Baden. Es gibt — und
das gilt über den religiösen Bereich hinaus —
nicht die eine und alleinseligmachende
Wahrheit für den Menschen, aber es gibt,
und zwar auf verschiedenen Wegen, das ste-
tigue Bemühen darum, den unablässigen Ver-
such, ihr näherzukommen durch Fragen und
Erfahrung, womöglich gar durch Irrtum.

Wenn der Pater den Jüngling auf den Him-
mel verweist, dann versteht er das hochwür-
dige Gut als ein Zeichen, das eben diesen
über sich hinausweisenden Charakter haben
müßte, der dem naivfrommen Jüngling bis-
her offenbar unbekannt war. Auch dies ein

Rat: das Zeichen nicht mit dem Wesen zu
verwechseln. Wäre es denkbar, daß Hebels
Widersacher, und dann auch Nuntius und
Bistumsverweser, aus dem „frommen Rat“
eine Polemik des Hausfreunds gegen die ka-
tholische Lehre von der Transsubstantiation
gelesen hätten?

Schließlich: Indem der Pater „den Zeigefin-
ger gegen den hohen und sonnenreichen
Himmel“ hinaufhebt, gibt er einen Rat, der
den Jüngling zugleich aus seiner priesterli-
chen Obhut entläßt. Er ist väterlicher,
freundlicher, ja engelgleicher Wegweiser,
aber dann überläßt er den Jüngling der un-
vermittelten und unmittelbaren Kommunika-
tion mit „dem dort oben“. Auch dies könnte
als antikatholischer Zug aufgefaßt worden
sein, da es der Lehrmeinung vom notwen-
digen vermittelnden Priesteramt wider-
spricht. Wie der leibliche Vater den Jüngling
freundlich aus dem Haus und auf die Wan-
derschaft gewiesen haben mag, so schickt
auch der geistliche Pater ihn auf einen Weg,
auf dem er, auf sich selbst angewiesen, unab-
hängig und unbehütet von Autorität sich zu-
rechtzufinden hat. Ausgang eines jungen
Menschen aus seiner Unmündigkeit, mithin
Aufklärung, das ist das zentrale Geschehen
dieser Geschichte. Etwas vom Licht der Auf-
klärung und der Vernunft mag mit gemeint
sein, wenn der Pater auf den „sonnenrei-
chen“ Himmel weist.

Dabei fällt allerdings etwas auf: im Gegen-
satz zu vielen andern Kalendergeschichten
Hebels und obwohl auch hier ein „Dialog“
mit Frage und Antwort stattfindet, wird in
„Der fromme Rat“ kein Wort gesprochen.
Die Aufklärung erfolgt nicht auf sprachlich-
rationalem Weg. In diesem Zusammenhang
erhält der erste Satz Gewicht: „Die Erzäh-
lung zu nebenstehender Abbildung braucht
nicht viel Worte, sonst verdirbt man's“¹²).
Eine gewisse Skepsis der Sprache gegenüber
lassen verschiedene Äußerungen Hebels ver-
muten — Skepsis, gerade weil er als Lehrer,
Prediger und Schriftsteller so intensiv auf
dieses Medium angewiesen war. Wie oft be-

gegen wir in den Kalendergeschichten sprachlichen Mißverständnissen, die nicht selten überraschend und ungewollt einer Wahrheit ans Tageslicht verhelfen. Das reicht vom „Mißverständnis“ des gutmütig-einfältigen schwäbischen Grenzsoldaten, der das französische „filou“ als Frage versteht, wieviel Uhr es sei, über die wunderliche Auffindung des Namens des Herrn Wunderlich bis zum „Kannitverstan“¹³). In der zweiten Geschichte, die den Titel „Mißverständnis“ trägt, reden zwei Schlafkameraden ellenlang darüber, „warum keiner von uns mit dem anderen redet“¹⁴), und der Tuttlinger Handwerksbursche in Amsterdam ist „von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt als von mancher deutschen, auf die er nicht achtgab“¹⁵). Das seltsame Wesen, das in „Seewunder“ Kunde von den Menschen auf den Meeresgrund bringt, berichtet, „soviel er merken könnte, hätten sie es in der Redekunst noch nicht weit gebracht, und überhaupt noch nicht weit“¹⁶). Da ist gewiß viel Wortwitz und schalkhaftes Understatement, aber auch selbstironische Einsicht in die begrenzte Wirksamkeit des eigenen Tuns, Erkenntnis, daß die Sprache vieles nicht leistet, daß sie hohle Form sein kann. Auch die Sprache steht, wie das hochwürdige Gut der Patres, im günstigen Fall bloß zeichenhaft für das Wesentliche.

Nun ist ja der Hausfreund doch auf sie angewiesen. Aber er „braucht nicht viel Worte“, vermeidet ausführliche abstrakte Reflexionen, begnügt sich auch in unserem Fall mit dem knappen, nicht weiter begründeten Ausdruck von Lob und Hochachtung im letzten Satz. Er tut dies bewußt, nicht naiv. Längst ist durch seine Gutachten und durch Briefstellen belegt, wie sehr Hebel Rücksicht nimmt auf sein Publikum, wie er sich beim Schreiben den Leser des Landkalenders, die Zuhörer des erzählenden Hausfreunds vor Augen hält. Es ist aber unsinnig zu behaupten, er habe dabei geradezu gegen seine Natur gehandelt, nur um ihn als „Theoretiker“

zu „retten“¹⁷) — schon ein Blick auf die ja nicht im Auftrag entstandenen Alemannischen Gedichte müßte eines Besseren belehren.

Wie der Pater auf der Brücke sucht Hebel so viel wie möglich zu zeigen, sinnlich augenfällig zu machen. Nicht umsonst hat er sich für den Rotdruck im Kalender eingesetzt und für die Holzstich-Illustrationen, die er zum Teil aus seinem Verfasserhonorar bezahlt hat. So weist der Pater nicht auf Gott, sondern auf den „sonnenreichen Himmel“. Und wichtig in seiner konzentrierenden Bildhaftigkeit ist der Ort des Geschehens: die Brücke. Sie ist das Primäre, die Städte sind „oben und unten . . . angebaut“. Sie ist Ort der Entscheidung, Kanalisierung und Zuspitzung des Problems, wo Ausweg aus der Bedrängnis in der eindimensionalen Waagrechten nur durch den Hinweis auf eine weitere Dimension, auf die Vertikale, möglich wird. Sie steht aber auch als Bild für die Toleranz, für den „Brückenschlag“ zwischen Gegensätzen, scheinbar unlösbaren Widersprüchen. Und sie bezeichnet schließlich den Übergang aus dumpfer Unerfahrenheit und Gebundenheit in den Stand aufgeklärter menschlicher Reife.

Selbst die Erzählstruktur trägt bei zur Veranschaulichung: „Als er aber rechts umschaute, kam daher von einer Seite ein Pater und trug das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demütig ist und es recht meint. Als er aber links umschaute, kam von der andern Seite der Brücke auch ein Pater und trug auch das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demütig ist und es recht meint“ — die symmetrische Parallelführung der Sätze macht augenfällig, wie der Jüngling „in die Zange genommen“ wird, wie sich sein Spielraum mehr und mehr verengt. Wenn der zweite Satz weitergeführt wird mit „und beide waren ihm schon nahe, und beide waren im Begriff, an ihm vorbeizugehen im nämlichen Augenblick, der eine links von daher, der andere rechts von dorthen“, so erlebt

der Leser in durch Aufsplitterung und Dehnung der Sekunden dramatisch gesteigerter Form die zunehmende Enge und Angst des Jünglings mit, aus der der fromme Rat des Paters ihn befreit.

Je länger ich mich mit dieser Kalendergeschichte befasse, um so mehr komme ich zur Überzeugung, daß „Der fromme Rat“ zu den gewichtigeren Arbeiten Hebels gehört. Er selbst muß sie so eingeschätzt haben, sonst hätte er nicht gerade dazu einen Holzstich anfertigen lassen. Ein weiteres Indiz dafür, wie wert ihm „Der fromme Rat“ war, dürfte der für Hebel überraschend dezidierte Entschluß sein, auf den Eingriff der Behörden hin von der Kalenderredaktion zurückzutreten. Ironie des Schicksals, daß „Der fromme Rat“ gerade durch jene Intoleranz und geistige Enge zu Fall gebracht worden ist, aus der er hätte hinausführen müssen. Andererseits haben die Gegner — bewußt oder instinktiv — erfaßt, daß hier der Hausfreund auf liebenswürdig subversive Art seinen Lesern einen Weg aus Autoritätsgläubigkeit und Erstarrung in der Konvention weist.

P.S. Eine eher satyrspielhafte Nachbemerkung sei mir noch gestattet. Die Hebel-Literatur ist in den letzten Jahren ins Kraut geschossen. Das ist zum einen erfreulich: wertvolle Editionen und Untersuchungen bringen uns Hebel näher. Zum andern ist Hebel aber auch Streitobjekt geworden, etwa nach dem Hebelschen Motto: Schlägst du mir meinen Hebel, schlag ich dir deinen Hebel. Schulmeister und Bibliothekare, „zwar Gelehrte, aber eben deswegen“, wirbeln Bücherstaub auf und reiten Attacken gegeneinander, „links von daher, rechts von dorthen“, und auf der andern Seite wird der alemannische Poet und Hausfreund von einer allzu heimatümelnden und verharmlosenden Verehrung für sich beansprucht. Angesichts dieser Lage könnte es dem geneigten Leser fast ein wenig bange werden, und er könnte sich zu fragen beginnen, welches nun der wahre und eigentliche Hebel sei. In dieser Not wäre ihm der

fromme Rat eines Paters zu wünschen, der freundlich lächelnd mit dem Zeigefinger auf die Alemannischen Gedichte, auf das Schatzkästlein und die übrigen Kalendergeschichten sowie auf die Briefe und Aufsätze wiese. Nämlich: in diesem Werk solle er lesen, und zwar genau, und sich etwas von dessen befreundeter klarer, sonnenreicher Sicht der menschlichen Dinge und von dem hintergründigen Humor darin zu eigen machen.

Anmerkungen

¹⁾ Vgl. dazu Heinrich Funck, Über den Rheinländischen Hausfreund und Johann Peter Hebel. In: Festschrift zur 300jährigen Jubelfeier des Großh. Gymnasiums. Karlsruhe 1886. Besonders S. 82 bis 84.

²⁾ Johann Peter Hebel, Briefe, hg. Wilhelm Zentner, Karlsruhe 1975, S. 590.

³⁾ Funck a. a. O. S. 83.

⁴⁾ Briefe a. a. O. S. 584.

⁵⁾ Briefe a. a. O. S. 584 f.

⁶⁾ Briefe a. a. O. S. 585.

⁷⁾ Briefe a. a. O. S. 585.

⁸⁾ Briefe a. a. O. S. 585.

⁹⁾ Ludwig Rohner, Kalendergeschichte und Kalender, Wiesbaden 1978, S. 272.

¹⁰⁾ Johann Peter Hebel, Poetische Werke, hg. Theodor Salfinger, München 1961, S. 486.

¹¹⁾ „Die Bekehrung“, Poetische Werke a. a. O. S. 237 f.

¹²⁾ Daß es editorischer Unfug ist, diesen Satz wegzulassen, wie es die Insel-Ausgabe 1968 von E. Meckel tut, versteht sich. Schade, daß die jüngste Ausgabe von Hebels Kalendergeschichten (unter dem etwas irreführenden Titel „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes“, herausgegeben von Jan Knopf, Insel-Taschenbuch 719, Frankfurt a. M. 1984) den Satz — wenn auch nur leicht — verändert, offenbar der Ausgabe von Wilhelm Zentner (Karlsruhe 1968) folgend. Der originale Wortlaut ist jetzt ja durch Ludwig Rohners Faksimile-Ausgabe des „Rheinländischen Hausfreunds“ (Wiesbaden 1981) leicht zugänglich.

¹³⁾ Poetische Werke a. a. O.: „Mißverständnis“ S. 93, „Der Herr Wunderlich“ S. 408 ff., „Kannitverstand“ S. 134 ff. — Man sollte nicht mehr daran zweifeln, daß Hebel meint, was er sagt, wenn er den Handwerksburschen im „Kannitverstan“ „durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis“ gelangen läßt. Rainer Kawa möchte auf diese Weise Hebel gegen die herablassende Kritik von Rudolf Kreis in Schutz nehmen (der den „Kannitverstan“ am liebsten „totkriegen“

möchte!). Jan Knopf ist da differenzierter, indem er den heilsgeschichtlichen Zug ausdrücklich einräumt. (Rainer Kawa [Hg.], Johann Peter Hebels Kalendergeschichten, Texte und Materialien, Frankfurt a. M. 1982; Rudolf Kreis, Geschichten zum Nachdenken, jetzt in: Zu Johann Peter Hebel, hg. Rainer Kawa, Stuttgart 1981; Jan Knopf, Geschichten zur Geschichte, Stuttgart 1973.)

¹⁴⁾ Poetische Werke a. a. O. S. 520 f.

¹⁵⁾ Poetische Werke a. a. O. S. 136.

¹⁶⁾ Poetische Werke a. a. O. S. 398 f.

¹⁷⁾ So bei Rolf Max Kully, Johann Peter Hebel als Theoretiker, in: Das Markgräflerland 10/1979 (Heft 1/2), S. 116–136. Darin, daß man den Künstler Hebel nur akzeptiert, wenn er sich als „Theoretiker“ rechtfertigen kann, zeigt sich gerade jener „Bildungshochmut“, von dem Walter Benjamin im Zusammenhang mit der Hebel-Rezeption gesprochen hat.

Für aufschlußreiche Gespräche über Hebels frommen Rat bin ich Herrn Dr. Josef Breuss, Baden, dankbar.
U. D.

Hebel-Bilder (I)

Was war er nun? Nichts von dem, was er in der Welt war und was er nicht ganz ungerne die Welt von sich reden ließ, ratloser Pilger an der Straße, armer, ungeschlüssiger Wanderer am Kreuzweg, überantwortet einem fast zu verletzlichen Gewissen. Er gestand es sich wieder ein, daß er sich nicht entschließen, kein Ganzes aus seinem Leben machen konnte. Wo sein Herz war, da war er nicht; seltsamer noch: etwas in ihm verwehrte ihm, dort zu sein, wo er sein wollte, wo sein Wort aufwuchs und Bestand hatte wie der Rebstock; er selber war's, der über das geliebte Frauenbild — die Heimat einen Schleier zog. Warum? Daß es ganz rein, ganz Bild würde? Aber hatte er ein Recht dazu? Wäre es ihm nicht eher angestanden, zu ergreifen, was sein war, und sein Eigentum zu verantworten, aber sein Eigentum? Er hatte keines; zwischen Basel und Hausen hatte er die Kindheit verbracht, Dienst- und Wandersleute waren die Eltern, seine Mutter war auf dem Wege zwischen Basel und Hausen gestorben, der Vater hatte seine beste Kraft an ein fremdes Land vergeben. Wieder gestand er sich's ein: die ihm am nächsten waren, das waren die Wandernden, die Kaufleute und Boten, die Schiffs-knechte auf dem Rhein, Fuhrleute, die von der Fremde erzählten, die Heimatlosen, Landstreicher, gar noch die Gespenster am Kreuzweg, oder Großvater und Enkel, die als Fahrende auf der Straße vor dem Röttelner Schloß erschüttert wurden vom Geheimnis der Vergänglichkeit, dem Untergang der Welt.

Reinhold Schneider

(„Der Wächterruf“ im Band „Der ferne König“, Herder 1959, S. 250)

Hebel-Bilder (II)

„Es freut mich, Herr Hebel“, begann Jung-Stilling bedächtig und wie aus einem Traume heraus sprechend, „daß wir einander heute und hier begegnen. Es ist ein Ort Gottes, an dem wir weilen, und es ist des Herrn Tag, der dies so fügt.“

Hebel neigte sich, ergriff die Hand des Greises zum zweiten Male, drückte sie sanft, ließ sie wieder los und sagte mit seiner warmen, oberländer Stimme, den alemannischen Dialekt möglichst zurückdrängend (denn Jung hätte ihn nicht verstanden): „Ohne es zu wissen, habe ich heute nach dem Mittagessen Gott darum gebeten, als möchte ich mit Ihnen sprechen; denn mir fehlen die 20 Jahre Knechtsdienst, welche Sie, Herr Hofrat, vor mir voraus haben.“

Jung stutzte; war diese ihn überraschende Demut echt? war das der Theaterhebel mit dem bösen Maul? Er sagte: „Wir sind alle unnütze Knechte, Herr Hebel, und diese 20 Jahre, die ich habe, wiegen leicht vor Gott. Wie sollten sie Ihnen fehlen?“

Hebel räusperte sich und meinte: „Was mir im Tiefsten fehlt, ist Liebe und Prüfung. Zwar versuche ich, mit Dichtung und Amt zu leben und an Rückschlägen fehlt es nicht (hier lächelte Jung-Stilling fein); aber es ist noch nicht das Richtige, das spüre ich.“

„Sie haben recht“, meinte Jung, — er sprach es aber sehr zögernd, und ganz und gar nicht rechtthaberisch — „mir scheint, Ihnen fehlt sehr Vieles, besonders solches, das Sie einst gehabt haben.“

Mit seinem Stock zog Hebel einen sauberen Halbkreis in den Sand des Wegs, einen reinlichen Kreis, welcher die Füße Jung-Stillings einfaßte und einbezog; dann meinte er: „früh, sehr früh habe ich hergeben lernen müssen; auf der Landstraße hat es angefangen und vor der Kirchtür ist es weitergegangen.“ Jung-Stilling verstand die Anspielung sehr wohl, man wußte, daß Hebel ein Leidträger war; bevor aber Jung etwas hätte sagen können, fuhr Hebel fort: „ich habe müssen verständig sein, und zuschauen, wenn Andere im Gefühl lebten; nun ist mir der Verstand so nötig geworden, weil ich im Gefühl den Halt verlore.“

„Christus ist unser Halt“ sagte Jung-Stilling sanft, doch bestimmt; wie es erklang, als er fortfuhr: „wer kann uns Christum nehmen?“ so fragte der Greis und blickte Hebel prüfend an.

„Das ist nicht die Frage“, sagte Hebel, plötzlich im breitesten Alemannisch, „daß einer uns Christum nähme, wohl aber ist das die Frage, daß mein Verstand mein Glauben selbst ist.“ Jung-Stilling war ein klein wenig zusammenezuckt, faßte sich aber

schnell; er nahm seinen Stock und zog ebenfalls einen reinlichen Halbkreis in den Sand vor ihnen; die beiden Kreise schnitten sich, sie schlossen sich nicht aus. „Da irren Sie, Herr Hebel“, lächelte er stillvergügt vor sich hin, „Ihr Glauben ist sehr viel mehr; mir deucht, Sie hätten den Glauben beinabe, welcher Berge versetzt; denn (er setzte das bedachtsam hinzu) — Sie sprechen mit ihren Geschichten mehr zum Mann, als ich es tue. Auf Ihrem Tun liegt so viel Segen . . .“, ein schwerer Seufzer Hebels ließ ihn aufsehen und abbrechen. Hebel stand auf, er stand vor dem Greis, wie ein Schuljunge, dem elend zu Mute ist, der aber bekennen darf, und wenn Jung-Stilling nicht beschwichtigend mit der Hand gewunken hätte, wer weiß, zu welchem Geständnis der starke Mann Hebel jetzt im Sonnennachmittag bereit gewesen wäre.

„Es ist nicht an uns“, meinte Jung-Stilling einlenkend, „den Segen Gottes zu messen; wir sollen ihn tragen, wie alle andere Gottesgabe auch; aber wenn Dritte den Segen messen, dann geschieht uns kein Unrecht; man sollte einander nur immer recht verstehen, dann wäre das Messen ehrlicher.“

Jung-Stilling erhob sich, etwas mühsam; es schlug von allen Kirchtürmen Karlsruhes 5 Uhr, und er war froh, einen Begleiter für den Heimweg zu haben; denn er wurde müde. Hebel war behilflich und beide schritten sehr langsam durch den Wald der Stadt zu. Sie sprachen aber eifrig fort, lebhaften Geistes: denn Jung-Stilling und sein Christentum kamen aus dem Erlebnis, aus dem Besonderen und aus der Resonanz; Hebel aber kam aus der Lebenstiefe und dem Ermessen derselben durch die Vernunft. Wo Jung sich an das Ewige zu verlieren glaubte, da setzte Hebel mit lächelnder Deutlichkeit einen Riegel, ja, — er schob ihn dann und wann auch einmal vor. Und Jung erblickte in allem die ewige Mahnung, Hebel jedoch spürte das Rührende, das ihm jeweils die Kraft gab, andere zu trösten, selbst aber irdisch ungetröstet zu bleiben. Welche Weite der Möglichkeit erkannten die beiden Wanderer! Mancher Umweg, der sie bedroht hatte, war gar kein Umweg, — das wurde ihnen nun deutlich. Doch wahrten beide die Form, Jung-Stilling aus tiefem Erlebnis mit Menschen absonderlichster Art und Hebel aus Statik und Festigkeit seiner alemannischen Seele heraus, welche im Urgrund die gleiche Normenkraft hat, wie ein französisches oder lateinisches Gesetzbuch.

Adolf von Grolmann, „Das fallende Blatt“, in: „Karlsruher Novellen“, 1946

Johann Peter Hebels „Heimliche Enthauptung“: Querverbindungen zur mündlichen Überlieferung

J. B. Smith, University of Bath

Unter den im Jahre 1851 von Bernhard Baader herausgegebenen Volkssagen aus dem Lande Baden findet sich eine Erzählung mit dem Titel „Das heimliche Gericht“, die folgenden Wortlaut hat:

„Als der Kurfürst Karl Theodor noch in Mannheim hofhielt, kamen nachts zu dem Scharfrichter in Landau zwei unbekannte Männer und sagten ihm, er könne ein schönes Stück Geld verdienen, wenn er mit ihnen ginge und ein ganz gerechtes Todesurteil vollzöge, ohne jedoch zu wissen, wo und an wem. Der Scharfrichter erklärte sich bereit, ließ sich von den Männern die Augen verbinden und fuhr mit ihnen davon. Während der Fahrt achtete er genau auf deren Dauer, merkte, daß es über eine Brücke und durch ein Festungstor gehe und bald darauf die Kutsche halte. Nachdem man ihn aus dieser gehoben, führte man ihn viele Staffeln hinauf, welche er heimlich zählte, blieb kurz nachher mit ihm stehen und nahm ihm das Tuch von den Augen. Er befand sich in einem von vielen Lichtern erhellten Gemache, worin um einen Tisch eine Anzahl schwarzvermummter Herren saß. Vor dem Tische stand eine Frau, auch mit verhülltem Gesicht, und in ihrer Nähe ein Richtblock. Einer der Herren las nun der Frau ihr Todesurteil vor, worauf sie an dem Block niederkniete und ihren Kopf darauf legte. Ohne Bedenken trat der Scharfrichter hinzu und enthauptete sie. Nach diesem ward er reichlich ausbezahlt und mit verbundenen Augen nach Landau zurückgeführt. Um zu erfahren, wo er gewesen, besuchte er mehrere

Schlösser und brachte endlich mit Hilfe dessen, was er sich gemerkt hatte, heraus, daß die Hinrichtung im dritten Stock des Mannheimer Schlosses geschehen sei. Dies war auch der Fall, und die Enthauptete ein Hofräulein. Der Grund ihrer Hinrichtung ist unbekannt. Gleich nach derselben wurde die Treppe, auf welcher der Scharfrichter aus dem zweiten Stock in das Vorzimmer des Gemachs geführt worden war, oben und unten zugemauert, auch außen an letzterm ein Kreuz aus Erz in die Wand gefügt. In dem Gemache geht das Hoffräulein in weißer Gestalt noch heute um und klagt in wimmern-Tönen.“¹⁾

In seinen Historischen Sagen, wo Baaders Text den „Rechtssagen“ zugeordnet wird, verweist Leander Petzoldt, ohne andere Varianten anzugeben, auf Johann Peter Hebels Kalendergeschichte „Heimliche Enthauptung“, die sich mit demselben Stoff befaßt²⁾. Im folgenden versuche ich, die Hauptzüge von Hebels Geschichte wiederzugeben, um so den Zusammenhang mit Baaders Fassung hervortreten zu lassen:

Am 17. Juni (das Jahr wird nicht angegeben) erhielt der Scharfrichter von Landau einen Brief mit dem Auftrag, unverzüglich nach Nancy zu kommen und sein großes Richtschwert mitzubringen. Nachdem er sich in eine Kutsche gesetzt hatte, die für ihn bereitstand, und eine Stunde gefahren war — die Sonne ging schon unter — sah er, wie drei bewaffnete Männer an der Straße auf ihn warteten. Sie setzten sich zu ihm und bestanden darauf, daß er sich die Augen zubinden

Heimliche Enthauptung.

(Mit einer auf der folgenden Seite befindlichen Abbildung.)

Hat der Scharfrichter von Landau früh den 17. Juni seiner Zeit die sechste Bitte des Vater Unfers mit Andacht gebetet, so weiß ich nicht. Hat er sie nicht gebetet, so kam ein Brieflein von Ranzig am geschicktesten Tag. In dem Brieflein stand geschrieben: „Nachrichter von Landau! Ihr sollt unverzüglich nach Ranzig kommen, und euer großes Nichtschwert mitbringen. Was ihr zu thun habt, wird man euch sagen und wohl bezahlen.“ — Eine Kutsche zur Reise stand auch schon vor der Hausthüre. Der Scharfrichter dachte: „das ist meines Amtes,“ und setzte sich in die Kutsche. Als er noch eine Stunde herwärts Ranzig war, es war schon Abend, und die Sonne gieng in blutrothen Wolken unter, und der Kutscher hielt stille und sagte: Wir bekommen Morgen wieder schön Wetter, da standen auf einmal drei starke, bewaffnete Männer an der Straße, die setzten sich auch zu dem Scharfrichter, und versprachen ihm, daß ihm kein Leids widerfahren sollte, aber die Augen müßt ihr euch zubinden lassen; und als sie ihm die Augen zugebunden hatten, sagten sie: „Schwager fahr zu.“ Der Schwager (das ist der Kutscher) fuhr fort, und es war dem Scharfrichter, als wenn er noch gute zwölf Stunden weiter wäre geführt worden, und konnte nicht wissen wo er war. Er hörte die Nachteulen der Mitternacht; er hörte die Hähne rufen; er hörte die Betglocken läuten. Auf einmal hielt die Kutsche wieder still. Man führte ihn in ein Haus und gab ihm eins zu trinken, und einen guten Wurstwecken dazu. Als er sich mit Speise und Trank gestärkt hatte, führte man ihn weiter im nämlichen Haus, Thür ein und aus, Treppe auf und ab, und als man ihm die Binde abnahm, befand er sich in einem großen Saal. Der Saal war zwar ringsum mit schwarzen Tüchern behängt, und auf den Tischen brannten Wachskerzen. Der Künstler aber, der nebenstehende Abbildung dazu verfertigt hat, sagt, es sey besser, er lasse das Tageslicht hinein, der Scharfrichter sehe alsdann auch besser zu seinem Geschäft. Denn in der Mitte saß auf einem

Stuhl eine Person mit entblößtem Haß und mit einer Larve vor dem Gesicht, und muß etwas in dem Mund gehabt haben, denn sie konnte nicht reden, sondern nur schluchzen. Aber an den Wänden standen mehrere Herren in schwarzen Kleidern und mit schwarzem Fier vor den Angesichtern, also daß der Scharfrichter keinen von ihnen gefannt hätte, wenn er ihm in der andern Stunde wieder begegnet wäre, und einer von ihnen überreichte ihm sein Schwert mit dem Befehl, dieser Person, die auf dem Stühllein saß, den Kopf abzuhauen. Da wards dem armen Scharfrichter, als wenn er auf einmal im eiskalten Wasser stünde bis übers Herz, und sagte, das soll man ihm nicht übel nehmen. Sein Schwert, das dem Dienst der Gerechtigkeit gewidmet sey, könne er mit einer Mordthat nicht entheiligen. Allein einer von den Herren hob ihm aus der Ferne eine Pistole entgegen, und sagte: „Entweder, Oder! Wenn ihr nicht thut was man euch heißt, so seht ihr den Kirchthurn von Landau nimmermehr.“ Da dachte der Scharfrichter an Frau und Kinder dabeim, und wenns nicht anders seyn kann, sagte er, und ich vergieße unschuldiges Blut, so komme es auf euer Haupt, und schlug mit einem Hieb der armen Person den Kopf vom Leibe weg. Nach der That, so gab ihm einer von den Herrn einen Geldbeutel, worin zwei hundert Dublonen waren. Man band ihm die Augen wieder zu, und führte ihn in die nämliche Kutsche zurück. Die nämlichen Personen begleiteten ihn wieder, die ihn gebracht hatten. Und als endlich die Kutsche stille hielt, und er bekam die Erlaubniß auszufteigen, und die Binde von den Augen abzulösen, stand er wieder, wo die drei Männer zu ihm eingeffessen waren, eine Stunde herwärts Ranzig auf der Straße nach Landau, und es war Nacht. Die Kutsche aber fuhr eilig wieder zurück.

Das ist dem Scharfrichter von Landau begegnet, und es wäre dem Kunstfreund leid, wenn er sagen könnte, wer die arme Seele war, die auf einem so blutigen Weg in die Ewigkeit hat gehen müssen. Nein, es hat niemand erfahren wer sie war, und was sie gesünbiget hat, und niemand weiß das Grab.



„Heimliche Enthauptung“

lassen sollte. Noch gute zwölf Stunden, wie es ihm schien, mußte er seine Reise ins Unbekannte fortsetzen, bis die Kutsche vor einem Hause hielt. Hier wurde er, nachdem er sich mit Speise und Trank gestärkt hatte, durch viele Türen und Treppen geführt, und als man ihm die Binde abnahm, befand er sich in einem großen Saal. „Der Saal war ringsum mit schwarzen Tüchern behängt, und auf den Tischen standen Wachskerzen. In der Mitte saß auf einem Stuhl eine Person mit entblößtem Hals und mit einer Larve vor dem Gesicht und muß etwas in dem Mund gehabt haben, denn sie konnte nicht reden, sondern nur schluchzen. Aber an den Wänden standen mehrere Herren in schwarzen Kleidern und mit schwarzem Flor vor den Angesichtern...“ Einer von ihnen befahl dem Scharfrichter, die Dame zu enthaupten.

Zunächst weigerte er sich, und erst als ihm mit einer Pistole gedroht wurde, schlug er der Dame mit einem Hieb den Kopf ab. Nachdem er mit zweihundert Dublonen belohnt worden war, wurde er mit verbundenen Augen zu der Stelle zurückbegleitet, wo die drei Männer ursprünglich zu ihm gestoßen waren. Niemand weiß, wer das Opfer seines Schwertes war, was sie gesündigt hat oder wo sie begraben liegt³⁾.

Trotz der offensichtlichen inhaltlichen Übereinstimmung dieser beiden Geschichten, die besonders in der Szene im Saal zum Ausdruck kommt, fallen Unterschiede auf, die den Gedanken kaum zulassen, daß die eine der anderen als Vorlage gedient haben könnte. Manche Abweichungen können allerdings dem schablonenhaften Denken der volkstümlichen Überlieferung einerseits und

der Sinngabe des gestaltenden Künstlers andererseits zugeschrieben werden. So findet in der Sage, wo der Scharfrichter sein Opfer „ohne Bedenken“ enthauptet, die Problematik des Stoffes ihren Niederschlag höchstens darin, daß sie mit der obligaten Spukgeschichte endet, während Hebel sich wiederholt mit dem Ethischen befaßt und seiner Beunruhigung in kräftigen sinnlichen Bildern Ausdruck zu geben versteht („die Sonne ging in blutroten Wolken unter“, „Da ward's dem armen Scharfrichter, als wenn er auf einmal im eiskalten Wasser stünde bis übers Herz“). Aber die Tatsache z. B., daß die sonst so ungenaue Sage die Regierungszeit des Kurfürsten Karl Theodor erwähnt und den Scharfrichter Ort und Opfer des Vergehens — ohne Begründung übrigens — herausfinden läßt, schließt wohl die Vermutung aus, daß ihr Hebels Geschichte zugrunde liegen könnte. Auch bei Hebel finden wir Züge, die darauf hindeuten, daß seine Vorlage vollständiger war als die Sage, wie wir sie bei Baader antreffen. So findet die Hin- wie auch die Herreise des Scharfrichters in zwei Etappen statt, und so verrichtet er seinen Dienst erst, als man gedroht hat, ihm das Leben zu nehmen. Zur Bestätigung der Vermutung, daß diese Züge tatsächlich der Überlieferung angehören und nicht hinzugedichtet wurden, müßte man anderen Varianten nachspüren. Überraschenderweise findet sich mindestens eine weitere Fassung in einem englischsprachigen Werk, den 1815 erschienenen *Historical Memoirs* des Sir Nathaniel Wraxall. Wraxall behauptet, oftmals in Wien und verschiedenen Teilen des Deutschen Reichs von einem Ereignis gehört zu haben, das sich folgendermaßen nacherzählen läßt:

Während eines großen Teils des 18. Jahrhunderts wurde der Bourreau oder Scharfrichter von Straßburg öfters aufgefordert, jenseits des Rheins, und zwar in Schwaben, den badischen Gebieten und dem Breisgau, seines Amtes zu walten. So sprachen eines Nachts im Jahre 1774 oder 1775 Leute bei dem damals amtierenden Nachrichten vor, die ver-

langten, daß er sie begleiten sollte. Er solle sein Schwert mitnehmen, denn er habe einen Missetäter hohen Ranges zu enthaupten. Er wurde von seinen Begleitern in einer Kutsche nach Kehl gebracht, wo ihm die Augen zugebunden wurden. Am anderen Tag kamen die Reisenden vor einem mit einem Wassergraben umgebenen Schloß an, die Zugbrücke wurde heruntergelassen, und sie fuhren in den Hof. Nach geraumer Zeit wurde er in einen großen Saal geführt, wo ein mit schwarzen Tüchern behängtes Schafott sich befand, in dessen Mitte ein Schemel oder Stuhl gestellt worden war. Bald trat eine in Trauer gekleidete, verschleierte Dame herein, die nicht mehr ganz jung zu sein schien. Ihr wurden Arme und Beine gebunden, wobei sie sich weder sträubte noch beklagte, und auf ein Zeichen enthauptete der Scharfrichter sie mit einem Hieb seines Schwertes. Gleich danach wurde er reichlich belohnt, nach Kehl zurückbegleitet und am Ende der Brücke, die nach Straßburg führt, abgesetzt. Wraxall berichtet weiter, daß während seines Aufenthalts in Deutschland viele verschiedene Meinungen über die Identität der Dame vorgebracht wurden, die so ihren Tod gefunden haben sollte. Die meisten glaubten, daß sie Augusta Elisabeth, Prinzessin von Thurn und Taxis und Tochter von Karl Alexander, dem Prinzen von Württemberg gewesen sei. Ob wegen Unvereinbarkeit der Charaktere der Ehepartner, ob wegen der unlenksamen und heftigen Art der Prinzessin, hätte sich ihre Ehe mit Karl Anselm, Prinz von Thurn und Taxis, als äußerst unglücklich erwiesen. Sie sollte ihrem Gemahl wiederholt nach dem Leben getrachtet haben, vor allem während eines gemeinsamen Spaziergangs an der Donau in der Nähe des Schlosses Donau-Stauff, wo sie versucht hätte, ihn in den Strom zu stürzen. Laut Wraxall soll sie von ihrem Bruder, dem regierenden Herzog von Württemberg, eingekerkert worden sein, nachdem sie 1773 oder 1774 von ihrem Mann getrennt wurde. Viel problematischer sei die Frage, ob sie die Per-

son war, die von dem Straßburger Scharfrichter hingerichtet wurde. Wraxall behauptet, im Herbst des Jahres 1778 mit dem Prinzen von Thurn und Taxis im Schloß Donau-Stauff gespeist zu haben. Laut Berichten habe sich die Gattin des damals etwa Fünfundvierzigjährigen zu dieser Zeit in Gewahrsam befunden, aber ihr Tod sei erst viele Jahre später angezeigt worden⁴).

Bei diesem Bericht geht es Wraxall darum, die Glaubwürdigkeit einer anderen Geschichte zu stützen, die er in Portici von Lady Hamilton gehört haben will und in ihren Worten wiederzugeben versucht. Er beginnt mit der Bemerkung, daß die geringe Entfernung zwischen den nördlichen Provinzen des Königreichs Neapel und den päpstlichen Gebieten es den Missetätern des einen Staates ermöglicht habe, in den anderen zu fliehen und sich so vor dem Gesetz zu retten. Er fährt dann fort:

Um das Jahr 1743 herum wurde ein irischer Chirurg namens Ogilvie, der unweit der Piazza di Spagna in Rom wohnte, von zwei maskierten Männern aus dem Bett gerufen, die in einer Kutsche vor seiner Tür vorgefahren waren. Sie baten ihn, sofort mitzufahren und seine Lanzetten mitzunehmen. Sobald die Kutsche die Straße verlassen hatte, wo er wohnte, verlangten sie, er solle sich die Augen zubinden lassen, da die Person, die er zu behandeln habe, eine Dame hohen Ranges sei, deren Identität geheimgehalten werden müsse. Als sie auf Umwegen ihr Ziel erreicht hatten, wurde er in ein Haus begleitet, wo er nach Besteigen einer engen Treppe in ein Gemach geführt wurde. Man nahm ihm dann die Binde ab und teilte ihm mit, daß er einer Dame, die ihre Familie entehrt habe und sich ohne weiteres in ihr Schicksal ergeben würde, die Adern zu öffnen habe und daß man ihn danach reichlich belohnen würde. Ogilvie sträubte sich zuerst. Erst, als man ihm versicherte, daß ein solches Verhalten nicht nur seinen eigenen, sondern auch den Tod der Dame zur Folge haben würde, gab er den Forderungen seiner Entführer

nach. Dann wurde er in das nächste Zimmer geführt, wo er sein Opfer fand, eine Dame von interessantem und jugendlichem Äußeren. Nachdem sie ihre Beine in einen großen Kübel warmen Wassers getaucht hatte, versicherte sie dem Chirurgen, daß sie sich mit ihrem Tode abgefunden habe, denn nur so könne sie ihre Schuld sühnen, und nach kurzem Zögern öffnete er ihr die Adern. Man bot ihm dann einen Beutel Zechinen an, die er aber ablehnte, und die Augen wurden ihm wieder verbunden. Während er die enge Treppe hinuntergeführt wurde, gelang es ihm, die Wände mit seinen noch blutbefleckten Fingern zu zeichnen. Als er wieder vor seiner Tür abgesetzt wurde, warnte man ihn davor, das, was er erlebt hatte, zu verraten. Am nächsten Morgen erstattete er trotzdem dem Sekretär der Apostolischen Kammer einen ausführlichen Bericht. Als Benedikt XIV. davon Kenntnis erhielt, stellte er Ogilvie eine Truppe der Sbirren zur Verfügung, die ihm bei der Suche nach dem Tatort helfen sollten. Schließlich fand er die Blutflecken, die er hinterlassen hatte, in der Villa Papa Julio vor der Stadt. Hier erkannte er auch das Zimmer, wo er seinen unfreiwilligen Dienst verrichtet hatte. Es stellte sich heraus, daß es der Besitzer der Villa, der Herzog de Bracciano, und dessen Bruder gewesen waren, die den Tod ihrer eigenen Schwester dort verordnet hatten. Sobald diese erfuhren, daß ihr Verbrechen aufgedeckt worden war, flohen sie nach Neapel, wo sie nach Entrichtung eines beträchtlichen Bußgeldes an die Apostolische Kammer begnadigt wurden. Außerdem mußten sie über dem Kaminsims des Zimmers, wo die Tat verübt worden war, eine kupferne Tafel befestigen lassen, deren Aufschrift von ihrem Verbrechen und ihrer Bußfertigkeit berichtete. Bis vor kurzem habe man die Tafel noch sehen können⁵). Während von diesen beiden hier gekürzt wiedergegebenen Berichten Wraxalls der erste oben angeführte offensichtlich mit Baaders und zumal mit Hebels Geschichte verwandt ist, könnte man in Frage stellen, ob

der zweite, sich in Italien abspielende zu demselben Sagenkreis gehört. Fest steht, daß Wraxall für seinen Teil eine solche Verwandtschaft nicht zu vermuten scheint, da er den einen lediglich erstattet, um den anderen glaubwürdiger erscheinen zu lassen. Wie dem auch sein mag, es läßt sich nicht leugnen, daß der hier als zweiter angeführte Bericht Wraxalls viele Züge nicht nur mit dem ersten, sondern auch mit Baaders und Hebels Geschichte gemeinsam hat. So, um nur ein paar der hervorstechendsten Merkmale zu erwähnen, werden dem mit der Hinrichtung Beauftragten (in diesem Fall dem Chirurgen Ogilvie) die Augen erst nach der ersten Etappe der Reise verbunden (vgl. Wraxall 1, Hebel), er vollstreckt das Urteil erst, als ihm selber der Tod angedroht worden ist (vgl. Hebel), die Treppe erweist sich als Mittel, den Tatort zu entdecken (vgl. Baader), das Opfer des Verbrechens wird genannt (vgl. Baaders „Hoffräulein“), und eine Gedenktafel wird über dem Kaminsims angebracht (vgl. Baaders „Kreuz von Erz“).

Es fällt hier ins Gewicht, daß der schottische Altertumsforscher Robert Chambers (1802 bis 1871), der die Irrwege mündlicher Überlieferung sicherlich besser kannte als Wraxall, nicht zögerte, einen Zusammenhang zwischen Wraxalls Berichten und einer Sage zu sehen, die Littlecote House, einem Herrenhaus in der südenglischen Grafschaft Wiltshire, damals schon seit mehr als zwei Jahrhunderten anhaftete⁶). Die früheste Chambers bekannte Fassung der Geschichte findet sich unter den Schriften des in Wiltshire geborenen Altertumskundlers John Aubrey (1626–97) und bezieht sich auf William Dayrell oder Darell (1539–89), den ehemaligen Besitzer Littlecotes, aber eine frühere Variante, die schon zu Lebzeiten Darells schriftlich festgehalten wurde, erwähnt weder ihn noch Littlecote House.

Bei dieser Variante handelt es sich um die 1578 verfaßte Niederschrift einer eidlichen Aussage, die Mother Barnes, eine Hebamme aus Great Shefford, einem sechs Meilen öst-

lich von Littlecote gelegenen Dorf in der Grafschaft Berkshire, vor einem Friedensrichter und Freund Darells namens Anthony Bridges gemacht hatte. Bridges' Niederschrift, die um 1860 unter einigen Akten aus Darells früherem Besitz entdeckt wurde, läßt sich in knappen Zügen so umreißen:

Eines Abends spät sprachen zwei Bediente bei Mutter Barnes vor, angeblich im Auftrag einer Mrs. Knevett, die die Hilfe einer Hebamme dringend benötigte. Mutter Barnes ritt fast die ganze Nacht mit, in östlicher Richtung, wie es ihr schien, und über eine sehr lange Brücke, die, wie sie annahm, die Themse überspannte. Gegen Tag kamen die Berittenen vor einem Hause an, wo die Hebamme von einem Herrn empfangen, eine Treppe hinaufbegleitet, durch zwei Gemächer mit großen Kaminfeuern und in ein drittes geführt wurde, wo ein reiches mit Gardinen umhangenes Bett stand. Mit der Versicherung, daß der Erfolg mit einer guten Besoldung, ein Mißlingen aber mit dem Tod entgolten werde, beauftragte der Herr die Hebamme damit, eine Dame zu entbinden, die dort in den Wehen lag. Die Dame, deren Gesicht verhüllt war, gebar binnen kurzem einen Knaben, der aus Mangel an Kleidern in die Schürze der Hebamme gewickelt werden mußte. Auf der Suche nach einem geeigneteren Gewand ging diese in eines der anderen Gemächer, wo sie dem Herrn begegnete, der ihr befahl, das Kind auf das Feuer zu werfen. Trotz ihrer inständigen Bitten, das Kind annehmen und als ihr eigenes erziehen zu dürfen, wurde es den Flammen anheimgegeben. Die Hebamme blieb den ganzen Tag bei der Dame, und in der darauffolgenden Nacht wurde sie bis kurz vor ihr eigenes Haus zurückbegleitet⁷). Hier fällt nicht nur auf, daß weder Täter noch Tatort genannt werden, sondern auch, daß die Hebamme nach vielstündiger Reise in anscheinend östlicher Richtung ihr Reiseziel nicht erkannte, wo doch das nur sechs Meilen westlich ihres Wohnorts gelegene Littlecote, auch wenn sie es auf Umwegen

erreicht hätte, ihr sicherlich bekannt vorgekommen wäre⁸⁾.

Das Thema taucht als nächstes, wie oben erwähnt, bei John Aubrey auf, etwa hundert Jahre nach dem Tode Darells. In Aubreys Fassung der Geschichte ist Darell nun zum Mörder, der Tatort zu Littlecote House, und die unglückselige Dame zu der Kammerzofe von Darells Frau geworden, trotzdem dieser in Wirklichkeit nie heiratete:

„Sir . . . Dayrell, von Littlecote in der Grafschaft Wiltshire, schwängerte die Kammerzofe seiner Frau, und als die Zeit ihrer Niederkunft da war, schickte er einen Bedienten mit einem Pferd nach einer Hebamme, die mit verbundenen Augen kommen sollte. Sie kam auch und entband die Frau, aber sobald das Kind geboren war, sah die Hebamme, wie der Ritter das Kind nahm und es im Feuer in der Kammer verbrannte. Da sie ihren Dienst verrichtet hatte, wurde sie für ihre Mühe außerordentlich belohnt und mit verbundenen Augen weggeschickt. Diese schreckliche Tat beschäftigte sie sehr, und in ihr regte sich der Wunsch, den Tatort zu entdecken, aber sie wußte nicht, wo er war. Sie sann über die Zeit nach, die sie wohl ritt und wieviele Meilen sie mit dieser Geschwindigkeit in dieser Zeit geritten sein mochte, und sie kam zu dem Schluß, daß es das Haus eines großen Herrn sein mußte, denn das Zimmer war 12 Fuß hoch; und daß sie das Zimmer erkennen würde, wenn sie es sähe. Sie ging zu einem Friedensrichter, man begab sich auf die Suche, und dasselbige Zimmer wurde gefunden. Der Ritter kam vor Gericht, und kurzum bekam der nämliche Richter dieses edle Haus, den Park und das Schloß und, wie ich glaube, noch mehr als Bestechung, auf daß er ihm das Leben rette“⁹⁾.

Der Richter, auf den sich Aubrey bezieht, war Sir John Popham, der tatsächlich als Darells Nachfolger in den Besitz von Littlecote gelangte. Er wurde aber erst 1592, drei Jahre nach Darells Tod, zum Richter ernannt, kann also kaum über diesen zu Ge-

richt gegessen haben. Übrigens war Darell auch kein Ritter („knight“), obwohl ihn Aubrey so betitelt¹⁰⁾.

Außerdem sind bei Aubrey nunmehr andere Züge hinzugekommen, die uns zum Teil aus der späteren Überlieferung schon bekannt sind. So werden der Hebamme die Augen verbunden, der Schauplatz des Verbrechens wird kraft ihrer Beobachtungen entdeckt, und dem Mörder wird die Strafe erlassen, weil er den Richter mit Haus und Hof bestochen hat.

So geprägt, lebte die Geschichte in der mündlichen Überlieferung Südenglands weiter, denn am Anfang des 19. Jahrhunderts notierte Lord Webb Seymour eine Variante, die im wesentlichen mit der Aubreys übereinstimmt. Nur hat sich bei ersterem die List geändert, zu der die Hebamme greift, um das Schloß zu entdecken: sie schneidet ein Stück aus dem Vorhang des Kindbetts und näht es wieder ein, und sie zählt die Stufen der Treppe, auf der sie das Schloß verläßt. Dazu kommt noch, daß Darell wenige Monate nach der Tat sich das Genick bricht, als er auf die Jagd reitet und einen Zaunübertritt überspringen will.

Lord Webb Seymour teilte seine Variante der Geschichte Sir Walter Scott mit. Dieser kannte eine verwandte Sage, die sich in Edinburgh abspielte, und er verquickte beide Überlieferungen in einer „Ballade“ seines Gedichts Rokeby, das 1813 erschien. Sowohl die englische Variante Seymours als auch die Scott seit seiner Kindheit vertraute schottische wird von diesem in seinen Anmerkungen zu Rokeby zitiert¹¹⁾. Letztere lautet in etwa so:

Gegen Anfang des 18. Jahrhunderts wurde ein Geistlicher einmal um Mitternacht aufgefordert, mit jemandem zu beten, der kurz vor dem Tod stehe. Er wurde in einer Sänfte zu einem entfernten Stadtteil gebracht, wo seine Träger, deren Sprache und Kleidung eher Mitglieder der höheren Stände vermuten ließen, ihm mit Pistolen drohten und darauf bestanden, daß er sich die Augen verbind-

den lassen sollte. Dann wurde er zu einem Haus getragen, wo er nach Besteigen einer Treppe von seiner Augenbinde befreit und in eine Schlafkammer geführt wurde. Hier sah er vor sich eine Dame mit ihrem neugeborenen Kind. Obwohl Mutter und Kind gesund zu sein schienen, mußte er Gebete sprechen, wie sie sonst nur an einem Sterbebett üblich sind. Während er danach die Treppe schleunigst hinuntergeführt wurde, hörte er einen Pistolenschuß. Als er vor seinem eigenen Hause abgesetzt wurde, wurde ihm ein Geldbeutel mit Gold aufgedrängt, wobei er gemahnt wurde, daß ihn jede Anspielung auf das Geschehnis das Leben kosten würde. Kurz danach erfuhr er, daß ein gewisses Haus am oberen Ende des Canongate in Brand geraten und die Tochter des Hauses dabei gestorben war. Erst viel später erwähnte er die Sache seinen Ordensbrüdern gegenüber. Nach seinem Tode brannte es noch einmal an derselben Stelle, wobei mitten in der Feuersbrunst, Unheil verkündend, der Geist der Dame erschien.

Kehren wir zur englischen Überlieferung zurück, so finden wir in einer 1799 erschienenen Anekdoten- und Biographiensammlung des Journalisten L. T. Rede eine Variante der Geschichte, die in manchen Punkten von derjenigen abweicht, die Lord Webb Seymour — wohl um dieselbe Zeit übrigens — dem schottischen Dichter Scott mitteilte. In der von Rede veröffentlichten Fassung werden weder Akteure noch Schauplatz namhaft gemacht, da aber die Handlung „in einer an London grenzenden Grafschaft“ abläuft und angeblich noch in das achtzehnte Jahrhundert gehört, kommt weder Littlecote als Tatort noch Darell als Täter in Frage. Die Rolle, die in anderen englischen Varianten von letzterem gespielt wird, fehlt bei Rede sogar: der Bote, der die Hebamme abgeholt hat, ist auch derjenige, der sie nach ihrer Ankunft im Herrenhaus genau über ihre Aufgabe unterrichtet, und die unbekannteren oder zumindest ungenannten Personen, die das Komplotz geschmiedet haben, sind nun auf „fünf

oder sechs“ angewachsen. Weiter fällt bei Rede z. B. auf, daß die Hebamme auch während der Entbindung ihre Augenbinde anbehalten muß und den Stoff-Fetzen, den sie von der Gardine abschneidet, nicht wieder einnäht. Ein wesentlicherer Unterschied aber, der Redes Variante von den anderen englischen absondert, besteht darin, daß die Hebamme den Mord nicht mitansieht und ihn lediglich vermutet, weil sie z. B., während sie das Schloß verläßt, durch ihre Augenbinde ein Licht wahrnimmt und Gebranntes riecht. Bald danach im Text wird auch das Verschwinden einer Nichte des Hauses erwähnt¹²⁾.

Diese Züge erinnern stark an die Scott aus seiner eigenen Kindheit bekannte Variante, die oben nacherzählt wurde. Auch hier wird die herbeigerufene Person, in diesem Fall ein Geistlicher, schon vor der Mordtat weggeführt, auch hier brennt es in der Folge, wonach das Verschwinden einer jungen Frau, vermutlich der Mutter, kundgetan wird. Natürlich werden diese Elemente in der schottischen Überlieferung anders gehandhabt: vor allem wird das Motiv des Feuers auf raffinierte Weise umfunktioniert, so daß alle Spuren des Verbrechens durch einen Brand verwischt werden und der Tod der jungen Frau nun wie die Folgen einer Naturkatastrophe aussieht. Trotzdem ist die Ähnlichkeit zwischen den beiden Varianten so frappierend, daß sie als nahe miteinander verwandt betrachtet werden müssen: wohl entstammt die schottische, von Scott aufgezeichnete Geschichte einer Vorform von Redes Anekdote, die somit als Brücke zwischen der englischen und der schottischen Überlieferung zu sehen ist.

Trotz der Mannigfaltigkeit oben besprochener Varianten können, wie schon zum Teil gezeigt, gewisse Tendenzen und Zusammenhänge erkannt werden: Motive verschwinden und tauchen erst nach Generationen wieder auf, dieselben Elemente ordnen sich kaleidoskopartig zu neuen, unerwarteten Mustern. So ist das Motiv des Flammen-

todes allen britischen Spielarten gemeinsam, und nur in diesen hat die herbeigerufene Person (Hebamme, Geistlicher) die Aufgabe, Leben oder Trost zu spenden. Allerdings wird bei Bridges die Hebamme aufgefordert, das Kind, bei dessen Geburt sie eben geholfen hat, zu töten, ein Motiv, das in abgeänderter Form in den festländischen Varianten überhandnimmt, denn hier hat der Herbeigerufene (Arzt, Scharfrichter) nur noch die Aufgabe, Leben zu nehmen.

Hat man einmal erkannt, wo die Varianten auseinandergehen, kann man das Grundschema der Geschichte etwa wie folgt rekonstruieren, wobei zu merken ist, daß die Erwähnung eines Motivs keineswegs bedeutet, daß es ursprünglich ist oder in allen Spielarten vorkommt:

Ein Mensch, dessen Tüchtigkeit in seinem Tätigkeitsbereich allgemein bekannt ist (Hebamme, Geistlicher, Arzt, Scharfrichter), wird nachts herbeigerufen und mit verbundenen Augen auf Umwegen zu einem ihm unbekanntem Ziel gebracht, wo er einer oder mehreren illegal zum Tode verurteilten Personen (Frau, Kind, beiden) gegenüber seines Amtes zu walten hat (vgl. Thompson K 955 *Murder by burning*). Er wird wieder nach Hause geleitet und reichlich belohnt, wobei ihm jede Anspielung auf das Geschehene verboten wird. Er greift zur List (Schätzung der Entfernung, der Zimmerhöhe; Ausschneiden eines Stoff-Fetzens aus einem Vorhang (vgl. Thompson H 117 *Identification by cut garment*); Zählen der Treppenstufen; Hinterlassen von Blutspuren), um Tatort, Opfer und Täter zu ermitteln. Letztere werden vor Gericht gestellt, aber wegen Beziehungen oder mangelnden bzw. widersprüchlichen Beweismaterials freigesprochen. Wo der Richter nicht bestochen worden ist, werden Bußgelder verlangt, oder eine symbolische Strafe (Anbringen einer beschrifteten Tafel oder eines Kreuzes) wird verhängt. Unheil bleibt aber nicht aus: das Opfer erscheint als Gespenst, der Missetäter stirbt unerwartet, sein Stamm gedeiht nicht, usw.

Aus obiger Zusammenfassung geht hervor, daß wenige Elemente dieser weitverzweigten Überlieferung in dem Motivverzeichnis von Stith Thompson erfaßt wurden¹³). Eine weitere Ergründung der Zusammenhänge könnte aber nicht nur für die vergleichende Erzählforschung aufschlußreich sein, sie könnte auch ein wenig zur Beleuchtung der Frage beitragen, wie Hebel zu seinen Quellen stand. Wir können natürlich bei der „Heimlichen Enthauptung“ genauso wenig wie bei vielen anderen Hebelschen Erzählungen wissen, wie das unmittelbare Quellenmaterial aussah, aber sorgfältige Vergleiche mit den vorliegenden Varianten können zu mehr oder weniger berechtigten Annahmen führen. So ist es vielleicht von Bedeutung, daß im Gegensatz zu den meisten anderen Varianten Hebel von jeglicher Spekulation über Tatort, Täter oder Opfer absieht und sich auch weigert, Gespenstergeschichten feilzubieten. Dadurch gelingt es ihm, alles Nebensächliche zu vermeiden, den Schwerpunkt auf ethische Probleme zu verlagern und den Leser ahnungsvoll mit den Fragen der Gesetzmäßigkeit, der Gewalt und der Verantwortung zu konfrontieren¹⁴).

¹) Bernhard Baader, *Volkssagen aus dem Lande Baden und den angrenzenden Gegenden* (Karlsruhe, 1851) (Neudruck Hildesheim, 1973), S. 304, Nr. 332.

²) *Historische Sagen*, hrsg. von Leander Petzoldt, 2 Bde. (München, 1976–77), 2, 331.

³) Johann Peter Hebel, *Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes* (Tübingen, 1811), hrsg. von Winfried Theiß (Stuttgart, 1981), S. 220–223.

⁴) Sir N(athaniel) William Wraxall, *Historical Memoirs of my own Time*, 2 Bde. (London, 1815), 1, 261–266.

⁵) *Ebd.*, S. 255–261.

⁶) Robert Chambers, *The Book of Days*, 2 Bde. (London & Edinburgh, 1866–68), 2, 554–556.

⁷) C(harles) E(dward) Long, „Wild Darell of Littlecot“. In: *The Wiltshire Archaeological and Natural History Magazine*, 6 (1860), 390–396.

⁸⁾ Andere Momente, die Argumente für eine Beziehung zwischen der Aussage und Darell oder Littlecote kaum haltbar erscheinen lassen, werden von Long aufgeführt, ebd.

⁹⁾ Aubrey's Brief Lives, hrsg. von Oliver Lawson Dick (1949) (Harmondsworth, 1978), S. 407–408 (meine Übersetzung).

¹⁰⁾ Siehe Charles Edward Long, „Wild Darell of Littlecote“. In: *The Wiltshire Archaeological and Natural History Magazine*, 4 (1858), 209–232; *Dictionary of National Biography*, hrsg. von Sidney Lee (London, 1896), 46, 148.

¹¹⁾ *The Poetical Works of Sir Walter Scott*, hrsg. von J. Logie Robertson (London, 1904), S. 407–408. Der Kern von Seymours Variante scheint, von zahlreichen daraus hervorgegangenen Sagen und Aberglauben umrankt, in der mündlichen Überlieferung Wiltshires fortzubestehen: siehe J. Cuthbert Welch, „Durrell and Popham of Littlecote“, *Notes and Queries*, 7th series, XI (6. 6.1891), S. 449; Kathleen Wiltshire, *Ghosts and Legends of the Wiltshire Countryside* (Salisbury, 1974), S. 96–98 und *Wiltshire Folklore* (Salisbury, 1975), S. 99–100.

¹²⁾ L(eman) T(homas) Rede, *Anecdotes and Biography*, 2. Aufl. (London, 1799), S. 240–248. Die erste Auflage des Werks erschien auch 1799. Interessanterweise wird diese Fassung der Geschichte von dem Stammbaumforscher John Burke bearbeitet und mit Darell und Littlecote in Verbindung gebracht: siehe John Burke, *A Genealogical and Heraldic History of the Commoners of Great Britain and Ireland*, 4 Bde. (London, 1835–38), 2, XII–XIII.

¹³⁾ Stith Thompson, *Motif Index of Folk-Literature*, 6 Bde. (Bloomington & London, 1955).

¹⁴⁾ Literatur zur „Heimlichen Enthauptung“: Erik Wolf, „Vom Wesen des Rechts in der Dichtung Johann Peter Hebels“. In: *Berichte der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. Br.*, 37 (1942), S. 172–179; Georg Hirtsiefer, *Ordnung und Recht in der Dichtung Johann Peter Hebels* (Bonn, 1968), S. 81–84; Erik Wolf, *Vom Wesen des Rechts in deutscher Dichtung* (Frankfurt a. M., 1946), S. 207–216.

HEBELS SONNTAGMORGEN

„Meine heilige Zeit, mein schöner großer Feiertag, wo ich näher als sonst bei Gott und bei allem Guten bin, dauert von Ostern bis Pfingsten. Da gehe ich gerne in die Kirche und erbaue mich, wenn auch die Predigt schlecht wäre, am Evangelium. Denn in dieser Jahreszeit, wo draußen alles blüht, haben wir auch die Blüte der ganzen Kirche und Religion in den Sonntagsevangelien. Aber ebenso fromm und gerührt kann ich auch sein, wenn ich den ganzen Sonntagmorgen in Beiertheim im Hirschen im Grasgarten unter den Bäumen im Freien, bei einem halben Schöppllein Roten und Butterbrot in der Sonntagstillen, unterbrochen von Glockengeläut und Bienensummsen, sitze und im Jean Paul lese. Lesen Sie denn auch, so wie Sie Zeit haben, die schönen Schriften dieses einzigen, vortrefflichen Menschen oder schreckt Sie die Schwierigkeit ab, die man im Anfang hat ihn zu verstehen? Seine Schriften sind wie Ananas, auswendig lauter Distel und Dorn, bis man in das süße innere Leben hineingedrungen ist, und wenn es Ihnen ein gutes Vorurteil machen kann, er ist ein guter Freund von unsern alemannischen Gedichten, und ich habe noch kein schöneres Lob davon gelesen als das seinige in der Zeitung für die elegante Welt. . .“

An Gustave Fecht, 20. Mai 1807

Recht und Rechtsbehauptung
in drei Kalender-Anekdoten Hebels

Auf der Suche nach der Gerechtigkeit

Georg Hirtsiefer, Much

Johannes und Irma Wenk-Madoery in Riehen zugeeignet

In auffallend vielen Kalendergeschichten Hebels geht es um das Recht¹⁾, und der Hausfreund drückt gelegentlich seine Freude darüber aus, „daß er wieder ein Exempel der Gerechtigkeit statuiert hat.“²⁾ Fehlt diesen Geschichten auch selten die entsprechende Deutlichkeit, so bleibt doch mitunter ihr Sinn offen: „Der Hausfreund denkt etwas dabei; aber er sagt's nicht.“³⁾ Für den Leser können so scheinbar kleine Begebenheiten unvermutete Fragen aufwerfen.

Das Spannungsfeld von Recht und Rechtsbehauptung berührt Hebel in einer Reihe seiner Kalenderbeiträge. Was im einzelnen damit gemeint ist, soll an drei der kleinsten Geschichten näher gezeigt werden: „Willige Rechtspflege“⁴⁾, „Merkwürdiges Rechnungsexempel aus der Regula Societatis“⁵⁾ und „Das Advokaten-Testament“⁶⁾. Auf den ersten Blick sind es nur spaßig-komische Anekdoten, die berichtet werden. Sie haben zwar alle mit der gerichtlichen Rechtspflege zu tun, scheinen aber lediglich skurrile Einzelergebnisse, keine tieferen Einsichten darbieten zu wollen. Doch ist das nur die zum Lesen einladende „Lockspeise“, von der Hebel einmal spricht⁷⁾. Nach seiner erklärten Absicht sollen die Kalendergeschichten — „maskiert“⁸⁾ „unter einer lustigen Außenseite“⁹⁾ — zugleich „etwas Sinniges für nachdenkende Gemüter“¹⁰⁾ vermitteln.

Willige Rechtspflege

Als ein neu angehender Beamter zu Zeiten der Republik das erstmal zu Recht saß, trat vor die Schranken seines Richterstuhls der untere

Müller, vortragend seine Beschwerden gegen den obern in Sachen der Wasserbaukosten. Als er fertig war, erkannte der Richter: „Die Sache ist ganz klar. Ihr habt recht.“ Es verging eine Nacht und ein Räuschlein, kam der obere Müller und trug sein Recht und seine Verteidigung auch vor, noch mundfertiger als der untere. Als er ausgedet hatte, erkannte der Richter: „Die Sache ist so klar als möglich. Ihr habt vollkommen recht.“ Hierauf, als der Müller abgetreten war, nahte dem Richter der Amtsdienner. „Gestrenger Herr“, sagte der Amtsdienner, „also hat Euer Herr Vorfahrer nie gesprochen, so lange wir Urteil und Recht erteilten. Auch werden wir dabei nicht bestehen. Es können nicht beide Parteien den Prozeß gewinnen, sonst müssen ihn auch beide verlieren, welches nicht gehn will.“ Darauf antwortete der Beamte: „So klar war die Sache noch nie. Du hast auch recht.“

Ein gerade ernannter Beamter wird als Richter angestellt und hält zum erstenmal Gerichtstag. Weil er seinem neuen Amt noch völlig unerfahren, aber auch unkritisch gegenübersteht, ist er ihm nicht gewachsen, sondern hilflos ausgeliefert. Er schwankt in seinem Urteil hin und her, je nachdem, welche Partei ihm gerade ihren Rechtsstandpunkt vorträgt. Offenbar tragen die unruhigen politischen Verhältnisse zu seiner Unsicherheit bei: Die Geschichte spielt „zu Zeiten der Republik“, d. h. in der kurzen Phase zwischen dem Einmarsch der französischen Revolutionsarmee und dem Herrschaftsantritt Napoleons. Der Richter läßt bereits einen der ersten Rechtsgrundsätze außer acht:

Audiat et altera pars — auch die andere Seite soll gehört werden! Weil er versäumt, vor seinem Spruch auch den jeweiligen Gegner zu Wort kommen zu lassen, erliegt er der Mundfertigkeit des gerade anwesenden Teils. Außerdem weiß er nach einem „Räuschlein“ anscheinend nicht mehr, wie er einen Tag vorher entschieden hat.

Dem Richter gegenüber steht der Amtsdienner. Er besitzt zwei Eigenschaften, die jenem fehlen: Distanz und Erfahrung. Durch seine langjährige Tätigkeit bei dem Vorgänger des Richters weiß er, daß nur eine Seite gewinnen kann und die andere notwendig verlieren muß. In seiner etwas naiven Art zweifelt er auch nicht im geringsten daran, daß jeder Fall — mit welchem Ergebnis auch immer — rechtlich lösbar ist. Beides gibt ihm eine selbstgefällige Überlegenheit, so daß er sich an der richterlichen Rechtsfindung unmittelbar beteiligt sieht. Da er das Recht aber auch nicht kennt, sondern nur Selbstverständliches beisteuert, bringt er den Richter keinen Schritt weiter. Vielmehr läßt er ihn seine Hilflosigkeit nur noch mehr offenbaren, ohne daß sie ihm selbst als solche bewußt wird.

Welcher der beiden Müller recht hat, bleibt offen. Gewiß ist allein, daß das Recht so nicht zu finden ist. Der tiefere Irrtum des Richters liegt darin, daß er das jeweils geltend gemachte Recht mit dem wirklichen Recht vorschnell gleichsetzt, weil jede Seite es versteht, den eigenen Anspruch in der Sprache des Rechts — mehr überredend als überzeugend — zu begründen. Recht, das behauptet und gesprochen wird, ist notwendig auf das Wort angewiesen und teilt daher auch dessen Ausdeutbarkeit.

Das Gegenbild des Richters aus „Willige Rechtspflege“ begegnet uns in der Geschichte

*Merkwürdiges Rechnungsexempel
aus der Regula Societatis*

Zwei Schäfer auf dem Felde wollten mit einander ihr Abendessen verzehren, der eine hatte

fünf kleine Ziegenkäse, der andere drei. Kommt zu ihnen ein dritter Mann von der Straße herüber. „Laßt mich mithalten für Geld und gute Worte!“ Also aßen sie selbdrift fünf und drei, sind acht Käselein, jeder gleich viel. Hierauf dankt ihnen der dritte Mann und schenkt ihnen acht Dublonen.

Der eine wollte nach der Anzahl seiner Käse fünf davon behalten und dem andern geben drei. Der andere sagte: „So? der Herr hat uns das Geld miteinander geschenkt, also gehören jedem vier. Was deine fünf Stücke mehr wert sind, will ich dir herausbezahlen.“ Da sie nicht einig werden konnten, brachten sie den Handel vor den Richter. Der geneigte Leser sinnt nach. Welchem von beiden hat der Richter recht gegeben? Antwort: Keinem von beiden, sondern er sagt: „Demnach, und wie ihr mir beide die Sache vorgetragen habt, gehören dem ersten sieben Dublonen und dem andern eine, und das von rechtswegen. Punktum.“

Man meint nicht, daß der Urteilspruch richtig sei, aber es kann sich nicht fehlen. Denn wenn man jedes Käselein in drei gleiche Teile zerschneidet, so viel als Personen waren, so gaben dem ersten seine 5 Käselein 15 Stücke, dem andern seine 3 gaben 9 Stücke, zusammen 24; davon bekam also ein jeder 8. Folglich bekam der dritte Mann von den 15 Stücklein des ersten sieben. Denn acht von fünfzehn bleibt sieben. Von den 9 Stücken des andern aber bekam er nur noch eins. Sieben und eins tut acht. Also gehörten auch dem ersten sieben Dublonen von rechtswegen und dem andern nur eine.

Der geneigte Leser wird ersucht, hieraus abzunehmen: erstlich, wie man manchmal meinen kann, ein Richterspruch sei unrecht, weil man selber nicht weiß, was recht ist, zweitens, wie mißlich es sei, einen Prozeß anzufangen, so man auch glaubt, das augenscheinlichste Recht in den Händen zu haben.

Der hier urteilende Richter ist ausgesprochen entscheidungsfreudig. Er erfaßt den Sachverhalt und die jeweiligen Argumente, die er sich von beiden Seiten vortragen läßt, überaus schnell und gelangt ohne Zögern zu sei-

nem scharfsinnigen Urteil. Dabei versteht er sich besonders aufs Rechnen, obwohl es doch heißt: *Judex non calculat* — der Richter rechnet nicht. Die Befähigung dieses Richters wird auch nicht dadurch in Frage gestellt, daß er eigentlich etwas über das Ziel hinausschießt und der obsiegenden Partei mehr zuspricht, als sie geltend macht.

Dennoch bleibt die Geschichte — von Hebels Schlußfolgerungen zunächst noch abgesehen — das, was sie ihrem Titel nach ausschließ-lich sein will: eine ungewöhnliche Rechenaufgabe aus der Gesellschaftsrechnung. Die Lösung ist mathematisch richtig, rechtlich jedoch fragwürdig. Der nicht näher begründete rechtliche Ansatz des Richters, den jeweiligen Beitrag der beiden Schäfer zu den von ihrem Gast verzehrten Käsestücklein zum Maßstab für die Aufteilung der acht Dublonen¹¹⁾ zu machen, überzeugt nicht. Die Goldmünzen sind den Schäfern geschenkt worden. Das vorher gemachte Angebot des Fremden, seinen Verzehr zu bezahlen, haben sie offenbar nicht aufgegriffen. Gerade der Wert des Geldes, der zu dem des Käses völlig außer Verhältnis steht, unterstreicht, daß der Fremde das karge Mahl nicht bezahlen wollte. Die Dublonen sind eine großzügige Gabe, Anerkennung für die ihm von beiden Schäfern so freigebig gewährte Gastfreundschaft. Also ist jeder in gleicher Weise damit beschenkt worden.

Es mag verwundern, daß Hebel diese in der Geschichte selbst angesprochene Lösung nicht gelten läßt. Aber dann hätte sich daran kein „Rechnungsexempel“ demonstrieren lassen. Wichtiger sind die Folgerungen, die Hebel an die Geschichte anknüpft. Bekanntlich kann man bei ihm auch durch den Irrtum zur Erkenntnis der Wahrheit kommen¹²⁾.

Erstens solle man einen Richterspruch nicht vorschnell für falsch ansehen, denn oft wisse man selber nicht, was recht sei. Aus demselben Grund solle man zweitens auch dann

keinen Prozeß anfangen, wenn man das Recht eindeutig auf seiner Seite glaube.

Die zweite Warnung ist vor dem Hintergrund der Geschichte zunächst nicht ganz verständlich. Der Schäfer, der von den acht Dublonen sieben — statt der verlangten fünf — zugesprochen erhält, hat doch keine Veranlassung, mit diesem Ergebnis unzufrieden zu sein! Und warum soll der Leser deshalb von einem für aussichtsreich gehaltenen Prozeß Abstand nehmen?

Beide Warnungen finden ihren Sinn in der vorausgehenden Feststellung, daß der Richter keinem der beiden Schäfer recht gegeben habe. D.h., auch derjenige, der den Prozeß so glänzend gewonnen hat, hat nicht das erhalten, was er als sein Recht geltend gemacht hat. Hebel will herausstellen, daß auch dieser Schäfer — ungeachtet seines Gewinns — das wirkliche Recht nicht gekannt, sondern verfehlt hat. Insofern unterscheidet er sich nicht von seinem Kameraden, der den Prozeß verloren hat. Beide haben nicht gewußt, „was recht ist“, und aus beider Irrtum soll der Leser erkennen, „wie mißlich es sei, einen Prozeß anzufangen, so man auch glaubt, das augenscheinlichste Recht in den Händen zu haben.“

Angesichts der hier zutage tretenden totalen Infragestellung jeder gerichtlichen Rechtsverfolgung erweist sich der Umfang, in welchem die beiden Schäfer — gemessen an dem Urteil — ihr Recht jeweils verfehlt haben, als ebenso nebensächlich wie der Urteilsspruch selbst. Es hätte gar nicht erst zu dem Prozeß kommen dürfen! Wer ahnt auch, daß aus einer so einfachen und friedlichen Ausgangssituation — „Zwei Schäfer auf dem Felde wollten mit einander ihr Abendessen verzehren, . . .“ — binnen kurzem ein „Handel“ für den Richter wird! Die Schäfer scheitern eigentlich nicht am Recht, sondern in ihrer Mitmenschlichkeit, an ihrer Unfähigkeit, ihr „Miteinander“ auch in angefochtener Lage durchzuhalten und den unerwarteten Geldsegen gemeinsam zu bewältigen. Die Verrechtlichung ihres Konflikts, bei der selbst

der auf „Schenkung“ antragende Schäfer sich in geschäftlichen Vorstellungen von Leistung und Gegenleistung bewegt, ist dem Lebenssachverhalt ganz und gar unangemessen. Die rechtliche Auseinandersetzung steht außerdem in krassem Gegensatz zur Großzügigkeit des Fremden, der eben nicht jedem Schäfer — im Sinne austeilender Gerechtigkeit — das Seine zuteilt, sondern beide gemeinsam beschenkt, wie er sie in ihrer Eintracht „miteinander“ antrifft. Er will die acht Dublonen nicht als Gegenstand möglicher Ansprüche der Schäfer untereinander verstanden wissen, so wenig, wie er sie selbst ihnen schuldet.

Das gewonnene Bild wird ergänzt in der kürzesten der drei Anekdoten:

Das Advokaten-Testament

Ein Advokat, der am Ende seines Lebens fast eine Unruhe des Gewissens darüber empfand, daß ihn sein Beruf so reich gemacht hatte, stiftete sein ganzes schönes Vermögen in das Narren- oder Tollhaus. Aus Achtung für so manchen verständigen und rechtlichen geneigten Leser, der aus rechter Überzeugung und Pflicht in einen Prozeß verwickelt sein kann, will der Hausfreund nicht verraten, was der Advokat für eine Beruhigung darin gefunden habe. Auch kann sich der Advokat geirrt haben; aber er meinte wenigstens, es sei billig.

Die Anekdote bietet mehr die Andeutung eines Seelenzustands als die Beschreibung eines Handlungsablaufs. Die allein bewegende Frage, welche Gründe den Advokaten veranlassen, sein „ganzes schönes Vermögen“ in ein „Narren- oder Tollhaus“ zu stiften, läßt der Hausfreund nur scheinbar unbeantwortet. Der Anwalt hat offenbar Gewissensbisse wegen seines beruflich erworbenen Reichtums. Das ist — für sich gesehen — noch nicht besonders bemerkenswert. Ein „Narren- oder Tollhaus“ als Empfänger einer wohlthätigen Stiftung fällt schon mehr aus

dem Rahmen. Die ganze Antwort liefert aber erst das Motiv, warum der Hausfreund die Antwort — seltsamer Widerspruch! — angeblich nicht geben will. Das schlechte Gewissen des Rechtsanwalts rührt aus der Herkunft seines Vermögens: er hat es durch die Honorare seiner Mandanten erworben, die er im Laufe der Zeit vor Gericht vertreten hat. Er hat offenbar das Gefühl, das Geld stehe ihm nicht zu. Deshalb meint er, „es sei billig“, und findet „Beruhigung darin“, es den Insassen des „Narren- oder Tollhauses“ zukommen zu lassen. Diese und die Mandanten müssen also etwas gemeinsam haben, was unter den gegebenen Umständen nur beider Narrheit oder Tollheit sein kann. Der Advokat verdankt sein Vermögen Narren und gibt es „am Ende seines Lebens“ wieder Narren zurück. Der Hausfreund räumt zwar die Möglichkeit ein, daß „sich der Advokat geirrt haben“ könnte, aber auch das ist wohl nur Rücksichtnahme auf den Leser.

Was veranlaßt Hebel zu seinem harten Urteil? Die Anekdote selbst gibt darauf keine eindeutige Antwort. Wenn Prozessieren Narretei oder Tollheit ist, so heißt dies zunächst, daß es zwecklos ist. Damit erscheint die bereits festgestellte Abneigung Hebels gegen das Prozessieren ins Grundsätzliche gesteigert. Die Gefahr, auf diese Weise das Recht zu verfehlen, liegt nun nicht mehr allein darin begründet, „weil man selber nicht weiß, was recht ist“, sondern hat ihre tiefere Ursache im Prozeß selbst und den ihn verkörpernden Personen. Das wird noch deutlicher, wenn man berücksichtigt, daß Hebels Verdikt nicht nur dem „Prozeßkrämer“¹³⁾ gilt, der aus Rechthaberei, Streitsucht oder anderen eigensüchtigen Motiven prozessiert. Es trifft auch jenen, dem er dieses Urteil aus Rücksichtnahme gerade ersparen will: den „verständigen und rechtlichen geneigten Leser, der aus rechter Überzeugung und Pflicht in einen Prozeß verwickelt sein kann“. Wer verständig und rechtlich gesinnt ist und sich aufgrund seiner Rechtsüberzeugung für verpflichtet hält, einen Prozeß zu führen, tut

dies wohl nicht eines nur vermeintlichen Rechts wegen, sondern weil es ihm um die Gerechtigkeit geht. Doch auch er muß darüber zum Narren werden, weil ihm Gerechtigkeit so nicht zuteil werden kann.

Ist das Streben nach Gerechtigkeit der staatlichen Rechtspflege fremd? Hebel muß es wohl für seine Zeit mitunter so empfunden haben. Es ist bekanntlich ein alter Einwand, daß die Juristen durch ihre dialektischen Künste, besonders ihre unverständliche Sprache und Argumentation, die im Volk lebendigen einfachen Rechtsvorstellungen verwirren und auf diese Weise aus Unrecht Recht machen würden. Bei Hebel wird davon etwas sichtbar, wenn er von der fadenscheinigen Begründung eines Anwalts, die einen Dieb vor dem — an sich verdienten — Galgen bewahrt, scherzhaft sagt, daß er „hinten dran viel lateinische Buchstaben und Zahlen gesetzt“ habe, „wie sie’s machen“¹⁴). Heinrich Böll formuliert dieses Unbehagen heute so: „... geschriebenes, gesprochenes, ausgelegtes und gedeutetes Recht hat eine andere Dimension als jener Wunsch nach Gerechtigkeit... Was so klar als Recht schien, wird in einer anderen Wörtlichkeit unklar, es findet Reibung statt, Aufreibung auch, eine offenbar unvermeidliche Umwälzung von Worten...“¹⁵). Auch Hebel spricht einmal von dem mit „Recht-Haben“ zwangsläufig verbundenen „Irrgang durch Worte“¹⁶). Das Streben nach Gerechtigkeit droht sich in diesem Labyrinth zu verlieren, sobald es sich zu Wort meldet.

Bei seiner Kritik hat Hebel wohl vor allem die Art vor Augen, wie die Juristen mit dem Recht umzugehen scheinen, indem sie sich seiner bemächtigten, um je nach Bedarf darüber zu verfügen. Für ihn ist das Recht der Verfügbarkeit des Menschen entzogen und selbst mächtig¹⁷). Es gebietet deshalb auch über die Mittel zu seiner Durchsetzung. In Hebels eigenen Worten: „Das Recht findet

seinen Knecht“¹⁸). Auch deshalb hält er nichts davon, ein Recht bei Gericht einzuklagen, denn die Behauptung eines Rechts ist der unmittelbarste Ausdruck seiner Bemächtigung.

Fassen wir zusammen:

In „Willige Rechtspflege“ wird die Rechtsbehauptung durch sich einander ausschließende Rechtsgewährung ad absurdum geführt. In der Geschichte „Merkwürdiges Rechnungsexempel aus der Regula Societatis“ verfehlen beide Parteien das Recht, weil sie es nicht kennen. Für Hebel hat das gleichnishafte Bedeutung: Der Mensch ist immer in Gefahr, nicht zu wissen, was recht ist, und in seiner Rechtsbehauptung zu scheitern. Die Anekdote „Das Advokaten-Testament“ enthält die radikalste Absage an jede gerichtliche Rechtsverfolgung. Die Organe der Rechtspflege lassen den Rechtsuchenden in seinem Streben nach Gerechtigkeit im Stich. Sie verfehlen das Recht gerade dadurch, daß sie darüber wie über ein Mittel verfügen wollen.

Ist das Justizkritik? Wohl mehr als das.

Was Hebel mit alledem — jenseits des nur Zeitbedingten — gemeint hat, sagt Erik Wolf im Blick auf eine andere Kalendergeschichte¹⁹), doch gültig für das ganze Rechtsbild des Dichters:

„... wo das Recht h a b e n zu Ende ist, eröffnet sich der Zugang zum Wesen des Recht s e i n s, zur Gerechtigkeit. Denn wir fragen ja nach der Gerechtigkeit nur, wenn wir nicht wissen, was Recht ist, und wir verfehlen sie stets, wo wir das Rechte schon zu wissen glauben. Das will sagen: wir sind als Menschen... zwar je immer im Recht; aber nicht schon dadurch, daß wir Satzungen haben und Urteile fällen... Denn in... diesen Formen... kann das Sein des Rechts auch verfehlt werden... Gerechtigkeit ahnen, das heißt — wie schon Sokrates lehrte — eingestehen, daß man vom Recht nichts weiß.“²⁰)

Anmerkungen:

- 1) Vgl. dazu näher Erik Wolf, Vom Wesen des Rechts in deutscher Dichtung, Frankfurt/M. 1946, III. Kapitel: Hebel, S. 181 ff.; Georg Hirtsiefer, Ordnung und Recht in der Dichtung Johann Peter Hebels, Bonn 1968.
- 2) Vereitelte Rachsucht, Johann Peter Hebels Werke, hrsg. v. Wilhelm Altwegg, 2. Aufl., Zürich 1958, Bd. II, S. 196.
- 3) Der Wasserträger, Werke II, S. 307.
- 4) Werke II, S. 425.
- 5) Werke II, S. 390 f.
- 6) Werke II, S. 474.
- 7) Schreiben an das Innenministerium, 17. 9. 1811, abgedruckt bei Ludwig Rohner, Kommentarband zum Faksimiledruck der Jahrgänge 1808–1815 und 1819 des „Rheinländischen Hausfreunds“ von Johann Peter Hebel, Wiesbaden 1981, S. 86.
- 8) Unabgefordertes Gutachten über eine vorteilhaftere Einrichtung des Kalenders, Werke I, S. 430.

- 9) Meine weitem Gedanken über eine vorteilhaftere Einrichtung des Kalenders, Werke I, S. 440.
- 10) Schreiben an das Consistorium, 25. 5. 1807, abgedruckt bei Rohner, S. 83.
- 11) Dublone: Spanische Goldmünze im Werte eines Louisdor; vgl. Rohner, S. 114.
- 12) Vgl. Kannitverstan, Werke II, S. 124.
- 13) Schlechter Gewinn, Werke II, S. 92.
- 14) Des Seilers Antwort, Werke II, S. 172; Hervorhebung v. Verf.
- 15) Heinrich Böll, Hülchrather Straße Nr. 7, Neues Rheinland, Jahrg. 27, Nr. 12 (Dezember 1984), S. 13 f.
- 16) Brief an Sophie Haufe, September 1808, Johann Peter Hebel, Briefe, hrsg. v. Wilhelm Zentner, Karlsruhe 1957, Bd. I, S. 397.
- 17) Vgl. Hirtsiefer, S. 62 f., S. 74 f.
- 18) Der silberne Löffel, Werke II, S. 168.
- 19) Heimliche Enthauptung, Werke II, S. 179 ff.
- 20) Wolf, S. 215 f.

Hang zur Abgötterei ist in einem gewissen Sinn der Menschheit, so wie sie im Ganzen vor dem Blick des Beobachters sich darstellt, nach dem Maße, Verhältnis und der Richtung ihrer geistigen Kräfte natürlich, unwiderstehlich, durch keine Dämme einzuschränken, durch keine Gewalt auszulöschen. Ich will sagen, es ist dem Gros der Menschheit nicht möglich, sich einen reinen, würdigen Begriff der Gottheit, ein reines geistiges, umfassendes Bild seiner Vollkommenheiten zu denken. Es wird selbst dem Weisen schwer, es zu abstrahieren, von sinnlichem Zusatz rein, und immer festzubalzen. Gelänge es auch jenem, und ist es diesem gelungen, so ist es erst kein Gott nach seinen Bedürfnissen. Nur ein Gott für seinen Verstand, wenn er einen Gegenstand sucht, an dem er seine Denkkraft zur höchsten möglichen angestregten Höhe hinaufheben kann, aber kein Gott für das Herz, kein Gott für das Leben; ein Gott, bei dessen Gedanken selbst die feinere, edlere Sinnlichkeit, die doch immer beschäftigt sein will und mit ins Interesse des Verstandes gezogen sein muß, wenn etwas für den Menschen Interesse haben soll, so gar nichts zu sagen und zu tun bat. Kein Wunder also, daß sie sich etwas zu tun macht, und ihre Ranken schießen und an dem intellektuellen Begriff sich anschmiegen und anklammern, oder auch, wenn er sie nicht fassen und festhalten kann, abwärts an der Erde hinkriechen läßt. Alle Nationen, die sich selbst überlassen blieben, haben daher auf dem einen oder andern Weg sich in gröbere oder feinere Abgötterei oder wenigstens Gottesbildnerei verloren. Entweder haben sie die Gottheit unwürdig zur Menschlichkeit hinabgezogen oder irdische, sinnliche Gegenstände auf den Thron der Gottheit erhöht. Glücklich genug, wenn die Bildung des Gottes- oder Götterglaubens nicht dem Zufall oder der rohen Sinnlichkeit des großen Haufens überlassen blieb, sondern da oder dort von einem Weisen und Guten der Nation für den Genius und die Fassungskraft seiner Mitbürger besorgt und festgesetzt war.

J. P. Hebel, aus: „Hang zur Abgötterei“

Erdmann Wagner — ein „vergessener“ Hebelillustrator

Karl Fritz, Schopfheim-Fahrnau

Zum 225. Geburtstag J. P. Hebels ist es an der Zeit, einen der begabtesten Hebelillustratoren zu würdigen.

Der Zeichner Erdmann Wagner wurde am 16. Februar 1842 in Verden geboren. Als Schüler der Münchener Akademie wurde sein Zeichentalent unter W. von Dietz entwickelt und zum selbständigen Stil ausgebildet. Als freier Mitarbeiter zeichnete Wagner für die „Fliegenden Blätter“ in München, Verlag von Braun und Schneider. Im gleichen Verlag hatte auch schon Wilhelm Busch seine künstlerischen Sporen verdient.

Die in diesem Heft gezeigten Hebel-Gedicht-Illustrationen stammen alle aus „Über Land und Meer, Allgemeine Illustrierte Zeitung.“ Die Bildkompositionen Wagners verblüffen durch ihre treffenden Charakterdarstellungen und sind alle in Folio in den Jahrgängen etwa von 1875—1885 erschienen. Um dieselbe Zeit wurden auch in der „Illustrierten Welt“ Holzschnitte zu verschiedenen Kalendergeschichten veröffentlicht. Im Verlag Thienemann, Stuttgart, finden wir von 1875—1918 neun Auflagen des „Hebel, Schatzkästlein für die Jugend“ mit 12 Holzschnitten und einem farbigen Titelbild von E. Wagner. Im gleichen Verlag schmückte Wagner 1895 die Erzählung „S'Annebäbele“ von Else Hoffmann mit acht Tondruckbildern.

In der „Kunst-Chronik“, 14. Jahrg. 1879, findet sich ein Hinweis auf Wagners Illustrationen zum „Königslieutenant“ von Gutzkow. Im Jahr 1885 der Chronik wird er als Mitillustrator von Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ erwähnt. Wagner ist ebenfalls in zahlreichen Jahrgängen des „Lahrer Hinkenden Boten“ mit vielen Illustrationen von Kalendergeschichten vertreten.

Als Wagner im Januar 1917 in München starb, war das kulturelle Leben in Deutschland weitgehend versiegt, und die Todesanzeigen der gefallenen Väter und Söhne füllten die Zeitungen. Den in der „Wiener Abendpost“, einer Beilage der „Wiener Zeitung“, erschienenen Nekrolog konnte ich noch nicht ausfindig machen.

Wir Hebefreunde freuen uns an den etwa 50 Zeichnungen des Künstlers zu Hebels Werk, wie sich auch E. Wagner gefreut haben wird über die Vielfalt des dichterischen Schaffens von J. P. Hebel bei der auch oft problematischen Übersetzung mit dem Zeichenstift.

Der Landesverein „Badische Heimat“ dankt Herrn Karl Fritz, Schopfheim-Fahrnau, sehr herzlich für die Überlassung der hier veröffentlichten Illustrationen.

Die Illustrationen finden Sie auf folgenden Seiten: „Der Wächterruf“ S. 239, „Der Schwarzwälder im Breisgau“ S. 255, „Der allzeit vergnügte Tabakraucher“ S. 263, „Der Bettler“ S. 271, „Der Wegweiser“ S. 277, „Der zufriedene Landmann“ S. 281, „Der Karfunkel“ S. 288.

Hebel-Bilder (III)

Letztes Wort

*Hebel, Du heerlige Ma,
Ehrlig, ächt und gidiige
Rüehrt Dy Wese-n-aim a,
Mueß, was Mainig wär, schwiige —*

*Alles, was alängsch, würd Gold,
Niene kai Macke und Moose,
Näume sin d'Aengel Dir hold,
By Dyne Vers müen sie loose.*

*Underem Wase springt
Rain und luter e Quelle,
Tönt, wie ne Menschestimm singt . . .*

*Ebene Dhale zue
Laufe die silberne Welle
Selig in ibri Rueh.*

Hermann Burte (1947)

„Der gelehrige Leser begreift's ein wenig“

J. P. Hebels Popularisierung des naturwissenschaftlichen Weltbildes in den „Betrachtungen über das Weltgebäude“

Johannes Kaiser, Breisach a. Rh.

Worüber unterhielt man sich zu Hebels Zeiten im Wirtshaus beim Schoppen? Wenn man dem „Rheinländischen Hausfreund“ glauben darf, so unterrichtete man sich gelegentlich in Astronomie:

„Wenn jetzt einmal im ‚Wilden Mann‘ oder in den ‚Drei Königen‘ von den Planeten die Rede ist, und der Mars wird genannt, oder die Juno, oder der Jupiter, oder der Saturn, oder der Uranus, so kann er [der geneigte Leser] auch ein Wort mitsprechen bei seinem Schöppler, und ist nicht schuldig zu gestehn, daß er's aus dem ‚Hausfreund‘ hat. Der Hausfreund verlangt's nicht.“ (200, 10)¹⁾.

Das ist nicht ungewöhnlich. Die Astronomie muß ein Diskussionsgegenstand gewesen sein, „der zu jener Zeit das größte populäre Interesse hervorrief“²⁾. Es gab eine ganze Reihe von Schriften, die einer breiten Leserschaft das kopernikanische Weltbild vermitteln sollte. Für den deutschen Sprachraum war Joh. Chr. Gottscheds Übersetzung der „Gespräche von mehr als einer Welt“ des französischen Dichters Fontenelle von besonderer Bedeutung. Gottsched, der mit diesem Buch³⁾ zum ersten Mal publizistisch hervortrat, stieß damit auf ein großes Informationsbedürfnis; sein Buch erlebte fünf Auflagen in verhältnismäßig kurzer Zeit⁴⁾.

Die Kultur der Popularisierung

Die Umstände dafür waren günstig: Mit der Aufklärung setzte die Popularisierung der

Naturwissenschaften ein. „Für die Aufklärung manifestierte sich in den neuen Naturwissenschaften das Richtige, das Vernünftige, ein Stück Wahrheit über die Welt, an der eo ipso jedermann teilhaben sollte und konnte“⁵⁾. Wen wundert's, daß auch der „Hochfürstl. Markgräfl. Badensche gnädigst privilegierte Landkalender“, dessen Redaktion Johann Peter Hebel 1807 übernahm, in seinem ständigen Repertoire die „Betrachtungen über das Weltgebäude“ führte, worin die vorwiegend ländliche Leserschaft in moderner Astronomie unterrichtet werden sollte.

Hebel wurde nach dem Beschluß des Karlsruher Konsistoriums vom 14. Januar 1807 die Redaktion des Kalenders in erster Linie deshalb übertragen, weil er „nicht allein alle hierzu erforderlichen Kenntnisse, sondern auch und insbesondere die seltenere Gabe, das Volk auf eine angenehme und faßliche Art zu belehren“⁶⁾, besessen habe. Ausdrücklich legte man ihm ans Herz, „ob er nicht auch die Betrachtungen über die Welt-Körper selbst zu bearbeiten vorziehe, indem bei diesen Aufsätzen auf Sonderung des Gelehrten von dem Gemeininteressanten und auf größere Popularität in der Fassung künftig mehr Rücksicht, als bisher, genommen werden müsse“⁷⁾.

Aus diesen Sätzen spricht deutlich die emanzipatorische Maxime der Aufklärung, das Wissen von der Natur öffentlich zu machen und in der Form eines unterhaltsamen Belehrens unters Volk zu bringen. Schon damals wurde klar erkannt, was im heutigen hoch-

gradig arbeitsteiligen Wissenschaftsbetrieb wieder deutlicher ins Bewußtsein tritt: Die Vermittlung der speziellen Forschungsergebnisse in den Bereich der Allgemeinbildung ist eine vorrangige Aufgabe für jede Gesellschaft, wenn ihre feingliedrigen wissenschaftlichen Disziplinen nicht derart ins Leere forschen sollten, daß die Menschen in ihr unwissend und damit unfrei würden. Der ganze Bereich der Populärwissenschaft — vom Bildsachbuch bis zum kleinen Fachlexikon, von der Tonbandkassette bis zum Bildschirmtext — prägt einen Großteil unseres kulturellen Alltags. Es scheint deshalb höchst notwendig, daß die Gesellschaft auf eine umfassende ‚Kultur der Popularisierung‘ von Wissenschaft achtet.

Die Bedeutung der „Betrachtungen“

In diesem Sinn kann ein Blick auf ihre Anfänge in der Zeit der Aufklärung nicht schaden. Hebel, der „mitten in der Aufklärung“ aufwuchs⁸⁾, machte aus der Pflicht zur Übernahme der „Betrachtungen über das Weltgebäude“ in seinen Kalender eine Tugend. Er überarbeitete die Beiträge in seinem Sinn und nahm sie schließlich in sein „Schatzkästlein“ auf. Das geschah keineswegs nur „aus Gründen der Vollständigkeit“⁹⁾. Eine Stelle in den „Betrachtungen“, die so nicht im ursprünglichen Kalendertext, wohl aber im „Schatzkästlein“ selbst erscheint, ist höchst aufschlußreich:

„Was aber sonst noch von der Erde zu sagen ist, und wie ihre Einwohner täten, was dem Herrn übel gefiel, bisweilen aber doch auch etwas, das ihm wohlgefiel, siehe, das ist geschrieben in einem eigenen Abschnitt und in den Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes“ (147f., 31ff.).

Das bedeutet nichts anderes, als daß Hebel hier seine ganzen übrigen Texte inhaltlich in die „Betrachtungen über das Weltgebäude“ einbettet, wie das formal durch die Reihen-

folge der Artikel im „Schatzkästlein“ bereits sichtbar wird. So bekämen die vieluntersuchten Hebelschen Kalendergeschichten eindeutig eine aufklärerisch-emanzipatorische Klammer und ein naturwissenschaftlich-popularisierendes Vorzeichen.

Für eine genauere Untersuchung der sprachlichen und kommunikativen Eigenarten von Hebels Text bietet sich der Vergleich mit Gottscheds „Gesprächen über mehr als eine Welt“ an. Gottsched wirkt ein Dreivierteljahrhundert früher. Er richtet sich noch an eine „natürlich gebildete Aristokratie“¹⁰⁾. Hebels Zielgruppe besteht für den Kalender aus einem einfacheren ländlichen Publikum und weitet sich mit dem „Schatzkästlein“ auf das Stadtbürgertum aus¹¹⁾. Es sind keinesfalls nur die Besucher des „Wilden Mannes“, der „Drei Könige“ (200, 4) oder des „Roten Adlers“ (29, 151f.), die Hebel anspricht. Er erwähnt auch den pfeifenrauchenden Vater, der seinem „Heiner“ in der Stube daheim das Weltgebäude erklärt (nur in der Kalenderfassung zu 147, 3—22¹²⁾) und eine Reihe von Berufsgruppen, so die Fuhrleute und Nachtwächter (249, 39), die Matrosen und Hafenarbeiter (Kalenderfassung zu 87, 185¹³⁾) und immer wieder Soldaten (Kalenderfassung zu 87, 185 und 148, 44¹⁴⁾).

Die Orientierung auf das Publikum

Dieser Reichtum an repräsentiertem Publikum kommt bei Hebel nicht von ungefähr. Man kann bei allen seinen Texten eine besondere „Vertraulichkeit zwischen Autor und Leser“ feststellen¹⁵⁾; sie ist geradezu programmatisch für ihn, wenn man an die „Hausfreundschaft“ denkt, die Hebel mit seinem Kalender aufbaut. Mit der starken Orientierung auf das Publikum besitzen Hebels „Betrachtungen“ jedoch eben jenes Merkmal, das die populärwissenschaftliche von der fachwissenschaftlichen Prosa grundlegend unterscheidet. Die Verschiebung von der Sachorientierung auf die Publikumsorientierung läßt sich an modernen Sachbü-

chern ebenso zeigen¹⁶) wie an Gottscheds „Gesprächen“ und Hebels „Betrachtungen“. Gottscheds Erzählung lebt in der Hauptsache davon, daß die Wissensvermittlung in einen dramatischen Dialog umgesetzt wird. Die „Gespräche“ über die Astronomie finden unter freiem Sternenhimmel „zwischen einem Frauenzimmer und einem Gelehrten“ statt — so der vollständige Titel. Das heißt, daß ein vorgestellter Wissenschaftler selbst sich daran versucht, sein Wissen zu vermitteln. Weil das Frauenzimmer aber „doch nur solche Dinge begreift, die so leicht sind, daß es unmöglich ist, dieselben nicht zu begreifen“¹⁷), besteht ein Identifikationsangebot im Ansporn an den Leser, selbst zum Gelehrten zu werden. — Hebel schafft dagegen eine echte Vermittlerfigur. Sein „Hausfreund“ ist ein „Kalendermann“, der sich zwar gelegentlich zu den Astronomen hinzuzählt („Wir Sternseher und Kalendermacher wissen's besser“; 15, 46), der sich andererseits aber auch von den Gelehrten abgrenzt („Die gelehrten Leute wissen auch nicht alles, und reiten manchmal auf einem fahlen Pferd“; 19, 174f.). Die Funktion des „Kalendermannes“ liegt darin, den papiernen Kalender zu personifizieren und gleichsam von Haus zu Haus, von Stube zu Stube zu reisen und den Land- und Stadtleuten vom wahren Aufbau des Weltgebäudes zu erzählen. Dieser Hauptintention lassen sich alle sprachlichen und kommunikativen Mittel unterordnen.

Hebels Kalendermann gibt sich alle Mühe, um in das Gespräch mit dem Leser eintreten zu können. Er fühlt sich ein in die aktuelle Welt der ihm zuhörenden Adressaten, wenn er „die Sonne . . . durch des Nachbarn Kaminhut in das Stüblein schauen“ läßt (31, 210ff.) oder wenn er beim Vergleich der Lichtstärke auf dem Saturn mit derjenigen auf der Erde feststellt, es müsse „einer schon gute Augen haben, wenn er dabei eine Nadel will einfädlen“ (150, 134ff.). Sehr oft wird der „geneigte Leser“ direkt angesprochen, und als „Hausfreund“ steht es dem Kalen-

dermann wohl zu, ihn auch zu duzen (17, 131ff; s.u.). Das Gespräch mit dem Leser wird rhetorisch sogar explizit, wenn ein „vorsichtiger“ (d. h. kritischer) Leser mit seinen fragenden Einwänden persönlich zu Wort kommt (85, 128ff.), oder wenn die „Betrachtungen“ zu einem Dialog aufbrechen:

„Der rheinländische Hausfreund stellt sich seinem Leser gegenüber und fragt: Weißt du auch noch, geneigter Leser, wovon im vorigen Artikel über das Weltgebäude ist geredt worden?

Leser. Ja! von den Planeten ist geredt worden.

Hausfreund. Weißt du auch noch, was man Planeten nennt?

Leser. Ja! Planeten nennt man elf Sterne, . . . Der Hausfreund kann sich nicht genug darüber verwundern, daß der geneigte Leser sowohl begriffen, und es so lange im Kopf behalten hat, und fährt nun also fort“ (147, 3ff.).

Wenn auf solche Art der Kontakt mit dem Publikum hergestellt ist, möchte der Kalendermann es natürlich nicht gleich wieder verlieren, etwa indem er es langweilte. Vielmehr setzt er eine Reihe von rhetorisch-poetischen Mitteln wirksam ein, um dem Postulat der unterhaltsamen Belehrung gerecht zu werden. Die wissenschaftlichen Naturdeutungen müssen vor allem anschaulich sein, damit sie verstanden werden; und hier liegt das Zentrum der Übersetzungsarbeit J. P. Hebels. Einige markante Beispiele seien herausgegriffen:

1. Die einfachste Möglichkeit, Neues zu vermitteln, liegt in der Übertragung eines bekannten Ausdrucks auf den neu vorgestellten Inhalt, der *Metapher*. Eine solche liegt vor, wenn Hebel den Sternenhimmel beschreibt als große himmlische „Illumination, die in jeder wolkenlosen Nacht zur Ehre des großen Weltbeherrschers

aus unermeßlicher Höhe herabflimmert“ (97, 15ff.). Das Bemerkenswerte an diesem Beispiel liegt darin, daß Hebel die Metapher vorbereitet, indem er zunächst den Ausdruck „Illumination“ klärt und so die Wirkung der Übertragung absichert:

„Wer etwa in einer großen Hauptstadt oder in der Nähe derselben gelebt hat, der kann wissen, was eine Illumination ist, und wie herrlich es aussieht, wenn zu Ehren eines großen Herrn in der ganzen Stadt viele tausend kleine Lampen zu gleicher Zeit angezündet werden und brennen“ (97, 6ff.).

2. Schon Gottscheds deutsche Bearbeitung des Fontenelle-Textes über die „Gespräche von mehr als einer Welt“ zeichnet sich dadurch aus, daß in den hinzugefügten Anmerkungen den *Vergleichen* eine erweiterte Bedeutung zukommt. Auch Hebel vergleicht, wenn er etwa die Drehung der Erde um ihre Achse veranschaulichen will:

„Wenn ihr auf einem sanftfahrenden Wagen, oder lieber in einem Schiffelein auf dem Rhein fahrt, und ihr schließt die Augen zu, oder ihr schaut eurem Kameraden, der mit euch fahrt, steif auf einen Rockknopf, so merkt ihr nichts davon, daß ihr weiterkommt. Wenn ihr aber umschaut nach den Gegenständen, welche nicht selber bei euch auf dem Gefährte sind, da kommt euch das Ferne immer näher, und das Nahe und Gegenwärtige verschwindet hinter eurem Rücken, und daran erkennt ihr erst, daß ihr vorwärtskommt, also auch die Erde“ (27f., 92ff.).

Bemerkenswert ist hierbei, welchen großen Wert Hebel auf das Detail legt, so daß sich der Leser tatsächlich in der beschriebenen Situation wiederfinden kann.

3. Eine weitere Parallele in den Popularisierungen von Hebel und Gottsched liegt in

der *Gedankenreise*, die beide Autoren anregen. Gottscheds „Gespräche“ werden zu weiten Teilen durch die Vorstellung gegliedert, daß man in Gedanken durch das Sonnensystem zur Sonne und zurück, anschließend von der Sonne weg bis zur Milchstraße reist und sich dabei das Leben von vorgestellten Lebewesen auf den jeweiligen Himmelskörpern ausmalt¹⁸).

Bei Hebel steht die Gedankenreise nicht so sehr im Mittelpunkt der „Betrachtungen“. Eher am Rand wird die Vorstellung entwickelt, wie ein Mensch von der Erde zur Venus reisen und welche Eindrücke er dabei sammeln würde. Daß diese Darstellung für Hebel jedoch eine Schlüsselstelle sein muß, läßt sich an einer auffälligen Anlehnung an den Schluß seines alemannischen Gedichtes von der „Vergänglichkeit“ ablesen, worin er bekanntlich den Tod der Mutter poetisch verarbeitet hat:

„... und endlich, wenn er gelandet wäre, würde er sie [die Erde] weit draußen am Himmel, als einen lieblichen Stern unter den andern erblicken, und mit ihnen auf- und untergehn sehen. ‚Sieh dort‘, würde er zu seinem ersten Bekannten sagen, mit dem er bekannt wird, ‚sieh jenen lieblichen Stern, dort bin ich daheim, und mein Vater und meine Mutter leben auch noch dort. Die Mutter ist eine geborne Soundso.“ (32, 253ff.).

Beim Vergleich mit der „Vergänglichkeit“ fällt auf, daß Hebel sich hier weniger emotional gefärbt ausdrückt. Dennoch erlaubt die Parallele die Folgerung, daß Hebel für die Popularisierung der Astronomie auf jene poetischen Mittel zurückgreift, die in seinen Gedichten so publikumswirksam gewesen sind.

4. Ein Mittel zur Veranschaulichung wissenschaftlicher Erkenntnisse schließlich, das die größten Ansprüche an die sprachliche

Ausdrucksfähigkeit und Kreativität des Aufklärers stellt, ist das *Gedankenexperiment*. Gottscheds „Gespräche“ leben davon; auch Hebel gibt eine Reihe von ansehnlichen Beispielen. So erklärt er die Drehung der Erde um sich selbst und den schwierigen Zusammenhang der Entstehung von Jahreszeiten aus der nicht ganz senkrechten Neigung der Erdachse zur gedachten Linie von der Sonne zur Erde, indem er eine Vorstellung anregt, die wiederum ganz aus dem Bereich der aktuellen Situation der Adressaten entwickelt ist: Man stelle sich vor, ein langer roter Faden ohne Ende reiche von der Sonne zur Erde herab und würde an einem Feldkreuz angeknüpft. Die Erdachse würde dann wie eine Spindel diesen Faden aufrollen und ihn dabei um den Äquator herum im Sommer nach Norden, im Winter nach Süden hin und her laufen lassen (S. 26ff.). Hebel selbst nennt diese Anregung eine „figürliche Vorstellung“ (30, 178). — Besonderen Wert legt Hebel auch auf die Veranschaulichung der buchstäblich astronomischen Zahlen. Sein Gedankenexperiment, das die Entfernung zwischen Sonne und Erde — später auch zwischen der Sonne und den anderen Planeten (151f., 178ff.) — begreifbar machen soll, lautet folgendermaßen, eingeleitet durch ein schulmeisterliches

„So merke: Wenn auf der Sonne eine große scharf geladene Kanone stünde, und der Konstabler, der hinten steht und sie richtet, zielte auf keinen andern Menschen als auf dich, so dürftest du deswegen in dem nämlichen Augenblick, als sie losgebrannt wird, noch herzlich anfangen ein neues Haus zu bauen, und könntest darin essen und trinken und schlafen, oder du könntest ohne Anstand noch geschwinde heiraten, und Kinder erzeugen und ein Handwerk lernen lassen, und sie wieder verheiraten und vielleicht noch Enkel erleben“ (17, 128ff.).

Ihr Gewicht erhält diese Stelle wiederum durch die Nähe zu einem anderen Hebel-Text, der im engeren Sinn ‚poetisch‘ zu nennen ist, nämlich zu der berühmten „Unterdessen“-Perikope im „Unverhofften Wiedersehen“¹⁹⁾, wo Hebel den „Zeitraffer-Effekt“ erstmals wirksam eingesetzt hat.

Insgesamt gilt für Hebels Darstellung, was auch für die Sprache bei Gottsched und den heutigen Wissenschaftspopularisierungen gilt: „Die vorwiegend kommunikativ, empfängerorientierten Funktionen — Kontakt, Ausdruck und Appell, ‚poetische‘ Form — gewinnen an Bedeutung“²⁰⁾ gegenüber einer Gelehrtensprache, die nur dem Austausch des Gelernten unter Gelehrten dient.

Die Wissenschaftlichkeit

Dennoch verzichtet Hebel wie Gottsched nicht auf die wissenschaftliche Fundierung. Gottscheds Bearbeitung des französischen Fontenelle-Textes ist entscheidend ergänzt um zusätzliche Informationen über genaue Zahlen, neuste Forschungsergebnisse, anregende Hypothesen und um die Referate verschiedener Autoren, deren Meinung schließlich abwägend diskutiert wird.

All dies praktiziert auch Hebel, wenn er Zahlen direkt einführt und *gleichzeitig* veranschaulicht, wenn er Kopernikus ausführlich referiert (S. 25ff.) und die neusten Ergebnisse, etwa von J. H. Schröter, einbringt (86, 151), wenn er verschiedene Forschungsmeinungen diskutiert (203, 100ff.) und dabei den „Hausfreund nicht in diesen Streit“ mischen läßt (203, 110ff.). Besonderen Wert legt Hebel auf die Hypothesenbildung, den Motor wissenschaftlicher Erkenntnis, der in der Populärwissenschaft oft zu kurz kommt, weil diese gesichertes Wissen vermitteln will und vermitteltes Wissen als gesichert²¹⁾. So hält es der Hausfreund — wie Gottscheds Gelehrter — im Blick auf den Mond für „gar wohl möglich, daß auch jener Weltkörper allerlei vernünftige und unvernünftige Ge-

schöpfe von kuriosen Gestalten und Eigenschaften beherbergt“ (87, 186ff.)! An anderen Stellen stellt er Gegenhypothesen auf (z. B. daß das Erscheinen eines Kometen ein großes Unglück bedeute; 202, 60), die er nach und nach widerlegt, gelegentlich durch Paradoxien (98, 68ff.). Einmal erlaubt es sich der Kalendermann sogar, eine eigene Hypothese zum Phänomen des Kometenschweifs aufzustellen:

„Dem Hausfreund will manchmal vorkommen, es sei nur der Schein von Sonnenstrahlen, die durch den dunstigen oder wässerigen Kometen hindurchfallen. Der geneigte Leser beliebe aber vorsichtig zu sein mit diesem Geheimnis, denn es wissen's noch nicht viele Leute“ (204, 126ff.).

Schließlich bedient sich Hebel eines Gliederungsprinzips, das eher einem Fachlexikon oder einem Lehrbuch entspricht als einem breitenwirksamen populärwissenschaftlichen Sachbuchartikel. Hierin unterscheidet er sich von Gottsched. Während Gottscheds „Gespräche“ nämlich die Wissensvermittlung induktiv ganz der Gesprächsführung unterordnen, ist Hebels Darstellungsweise deduktiv. Seine Betrachtungen sind wie in Paragraphen eingeteilt („Die Erde und die Sonne“, „Der Mond“, „Die Planeten“, „Die Kometen“, „Die Fixsterne“), und die Paragraphen enthalten des öfteren genaue Einteilungen, die dem Leser durch Kursivdruck auch bewußtgemacht werden (z. B. „*erstlich* . . . *zweitens* . . . *fünftens* und *letztens*“; S. 25ff.). Dies ist ein Hinweis darauf, daß für Hebel die Belehrung des Lesers offenbar doch im Vordergrund steht.

Die „Betrachtungen“ als Predigt

Für den Theologen Hebel ist die Belehrung selbstverständlich zielgerichtet, und auch hierin unterscheidet sich Hebel von Gottsched. Zwar stellt Gottsched die „Weisheit, Güte und Macht des ewigen Schöpfers“

nicht in Frage²²). Doch ist bei ihm der Beginn einer Entwicklung bereits deutlich spürbar, die seit dem 18. Jahrhundert insbesondere beim naturwissenschaftlichen Autor zu einem Rollenwandel geführt hat: Er übernimmt „— an Stelle von Religion und Philosophie — die Aufgabe der allgemeinen Weltinterpretation“²³). Gott verschwindet zunehmend hinter der Größe „Natur“:

„So viel ist gewiß, daß die Natur keine lebendige Creatur an einen Ort setzen wird, wo sie nicht leben kan“²⁴).

Anders Hebel: Sein erklärter Schreibanlaß ist, den Himmel als großes Psalmenbuch (14, 18f. 24) über die göttliche Allmacht (17, 115; 86, 162) und Güte (14, 19; 152, 193) vorzustellen. Er läßt den Hausfreund seine Betrachtungen eine „Predigt“ nennen (14, 29; 25, 2) und eine „Wahrheit“ (82, 15) verkünden, zu der man sich „bekehrt“ (27, 84) und an die man „glaubt“ (252, 146) oder nicht glaubt (262, 20f.). Die ganzen „Betrachtungen“ sind gespickt mit Anspielungen an die Bibel oder mit Bibelzitaten (Gen 1, 4 in 84, 84ff.; 15, 5 in 250, 49ff.; Ps 8, 5; 102, 25cf.; 139, 1.3b; Jes 49, 15; Jer 23, 23f. alle in 265, 98ff.; Offb 6, 8; 21, 2.10ff.; 22, 5 in 19, 207), wobei die Häufung am Schluß des letzten Artikels auffällt. Schließlich wird aus dem „geneigten Leser“ gegen Ende fast unmerklich ein „geneigter Pilger“ (264, 63).

Das alles zeigt ein auffällig harmonisches Nebeneinander von naturwissenschaftlicher Aufklärung und Glaubenspredigt. Für Hebel gibt es kein Entweder — Oder. Der „Weg zu Gott“, der von der Schöpfung zum Schöpfer führt, wird von ihm unaufhörlich besritten. Sein Hausfreund hat vor beiden Respekt, „vor einem Sternseher, und vor der göttlichen Allmacht, die einem schwachen Menschenkind den Verstand und die Geschicklichkeit geben kann, auf 50 000 Meilen weit Berge auszumessen“ (86, 161ff.). Das bedeutet, daß Forschung und Wissenschaft in die „große Ordnung der Welt und des Himmels“ einbezogen werden²⁵).

Erziehung zur Vollkommenheit

Es ist die Religiosität eines aufgeklärten Humanismus, die hinter dieser Einstellung steht; der Glaube an Gott und die Zielsetzung der Aufklärung konvergieren in der Forderung, dem Wohl der Menschen zu dienen. Der Weg der Aufklärung dazu läuft über die Erziehung des Menschengeschlechts zur Vollkommenheit: „So wie Gott die Natur vollkommen machte und wie der Mensch Gottes Vollkommenheit in der Natur erkennen kann, so soll der Mensch ebenfalls nach großer Vollkommenheit streben“²⁶⁾. — Hebel wirkt in diesem Sinn erzieherisch. Im „Behältnis für meine flüchtigen Gedanken, Einfälle, Mutmaßungen“ formuliert er: „Nicht neben das Tier, sondern neben die schaffende Gottheit gestellt, trachte er [der Mensch] nach dem Ebenbild Gottes dadurch, daß er allen seinen Werken das Gepräge der Vollkommenheit zu geben trachtet“²⁷⁾.

Es drängt sich geradezu auf, Hebels gesamte „Betrachtungen über das Weltgebäude“ in diesen erzieherischen Kontext zu stellen. Und darin unterscheidet sich Hebels Popularisierung der Naturwissenschaft letztlich von vielen heutigen populärwissenschaftlichen Darstellungen. Seine Publikumsorientierung zielt nicht auf den Geldbeutel der Adressaten, sondern auf deren Ethos:

„Der Himmel ist ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte. . . Wer aber einmal in diesem Buch lesen kann, in diesem Psalter, und liest darin, dem wird hernach die Zeit nimmer lang, wenn er schon bei Nacht allein auf der Straße ist, und wenn ihn die Finsternis verführen will, etwas Böses zu tun, er kann nimmer“ (14, 18ff.).

Ob solcherlei Erziehung zur Vollkommenheit bei denen ankommt, die im Wirtshaus beim Schoppen sitzen? Hebel läßt es auf den Versuch ankommen:

„. . . und der gelehrige Leser begreift's ein wenig, aber doch nicht recht“ (20, 211).

Anmerkungen:

¹⁾ zit. n. Johann Peter Hebel, Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes — Kritische Gesamtausgabe mit den Kalender-Holzschnitten, hrsg. v. Winfried Theiss, Stuttgart 1981 (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 142 [6]).

²⁾ Walter Schatzberg, Gottsched as a popularizer of science, in: *Modern Language Review* Bd. 83, Baltimore (Maryland, USA) 1968, S. 752–770, hier: S. 756.

³⁾ Johann Christoph Gottsched, Herrn Bernhards von Fontenelle Gespräche von mehr als einer Welt zwischen einem Frauenzimmer und einem Gelehrten, nach der neuesten Französischen Auflage übersetzt, auch mit Figuren und Anmerkungen erläutert, 2. Aufl. Leipzig 1730.

⁴⁾ vgl. Walter D. Wetzels, Versuch einer Beschreibung populärwissenschaftlicher Prosa in den Naturwissenschaften, in: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* III/1, Frankfurt a.M. 1971, S. 76 bis 95; hier: S. 78.

⁵⁾ W. D. Wetzels, a. a. O., S. 77.

⁶⁾ vgl. Dokumente zu Hebels Kalendertätigkeit und zur Entstehung des „Schatzkästleins“, in: J. P. Hebel, Schatzkästlein, a. a. O., S. 423.

⁷⁾ dto., S. 423f.

⁸⁾ Eberhard Meckel, Umriss zu einem neuen Hebelbildnis — Ein Versuch (Schriftenreihe des Hebelbundes Sitz Lörrach Nr. 6), Lörrach o. J. [1957], S. 10.

⁹⁾ so W. Theiss in den Anmerkungen, in: J. P. Hebel, Schatzkästlein, a. a. O., S. 299.

¹⁰⁾ W. D. Wetzels, a. a. O., S. 85.

¹¹⁾ W. Theiss, Nachwort, in: J. P. Hebel, Schatzkästlein, a. a. O., S. 443–445.

¹²⁾ J. P. Hebel, Schatzkästlein, a. a. O., Anm. S. 345.

¹³⁾ dto., Anm. S. 320.

¹⁴⁾ dto., Anm. S. 320, 346.

¹⁵⁾ W. Theiss, Nachwort, in: J. P. Hebel, Schatzkästlein, a. a. O., S. 456.

¹⁶⁾ Uwe Pörksen, Populäre Sachprosa und naturwissenschaftliche Sprache — dargestellt am Beispiel eines Postversandbuchs vom Verlag Das Beste und eines erzählerischen Sachbuchs von Hoimar von Ditfurth, in: *LiLi — Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, Heft 40/1980, S. 25–43; hier: S. 28.

¹⁷⁾ J. C. Gottsched, a. a. O., S. 4.

¹⁸⁾ vgl. dto., S. 105ff.

¹⁹⁾ J. P. Hebel, Schatzkästlein, a. a. O., S. 283f.

²⁰⁾ U. Pörksen, a. a. O., S. 41.

²¹⁾ vgl. dto., S. 37.

²²⁾ J. C. Gottsched, a. a. O., Anm. (h) S. 187.

²³⁾ U. Pörksen, a. a. O., S. 40.

²⁴⁾ J. C. Gottsched, a. a. O., S. 122.

²⁵⁾ vgl. E. Meckel, a. a. O., S. 14.

²⁶⁾ W. Theiss, Nachwort, in: J. P. Hebel, Schatzkästlein, a. a. O., S. 450.

²⁷⁾ zit. n. dto., S. 451.

Wächterruf

Looset, was i euch will sage!

D'Glocke het zehni gschlage.

*Jetz bettet un jetz göhnt ins Bett,
un wer e rueihig Gwisse het,
schloof sanft un wohl! Im Himmel wacht
e häiter Aug die ganzi Nacht.*

Looset, was i euch will sage!

D'Glocke het ölfli gschlage.

*Un wer no an der Arbet schwitzt,
un wer no by de Chartre sitzt,
dem biet i jetz zuem letschtemool —
's isch hochi Zyt —, un schloofet wohl!*

Looset, was i euch will sage!

D'Glocke het zwölfi gschlage.

*Un wo no in der Mitternacht
e Gmüet in Schmerz un Chummer wacht,
se geb der Gott e rueihigi Stund
un mach di wider froh un gesund!*

Looset, was i euch will sage!

D'Glocke het ais gschlage.

*Un wo mit Satans Ghaiß un Root
e Dieb uf dunkle Pfade gobt
— i will's nit hoffen; aber gschih'ts —,
gang haim! Der himmlisch Richter sib't's.*

Looset, was i euch will sage!

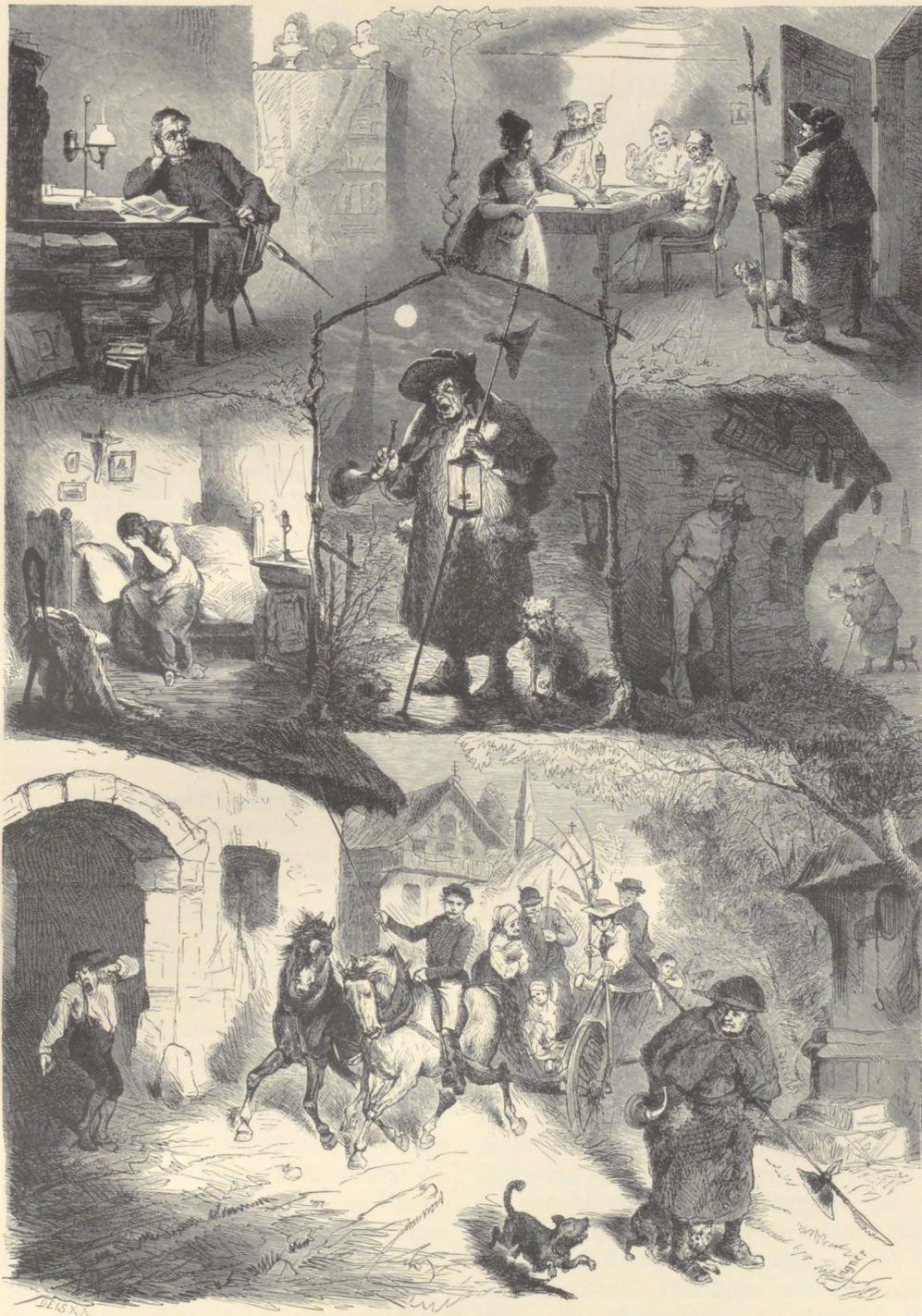
D'Glocke het zwai gschlage.

*Un wem scho wider, eb's no tagt,
die schweri Sorg am Herze nagt,
du arme Tropf, dy Schloof isch hi!
Gott sorgt! Es wär nit nötig gsi.*

Looset, was i euch will sage!

D'Glocke het drei gschlage.

*Die Morgestund am Himmel schwebt;
un wer im Fride der Tag erlebt,
dank Gott un faß e frohe Muet
un gang ans Gschäft, un — halt di guet!*



Der Wächterruf. Gedicht von Hebel, illustriert von Erdmann Wagner. (S. 614.)

Herodot

Die Dinge, die Ereignisse sind da, und ihr Dasein ist schon Erzählung. Es ist, als ob die Dinge und die Ereignisse sich einander selbst erzählten, eines sich dem andern, mehr, als daß sie sich den Menschen erzählen, — so sehr sind die Dinge, die Ereignisse, primär da und dann erst der Mensch, der sie berichtet. Das ist nur möglich dort, wo das Wort sich wie zum ersten Male zu dem Ding oder dem Ereignis begibt, zu dem es gehört, und darum fest an ihm hält, so daß Wort und Ding eine Einbeit sind.

Auch in den späteren Zeiten, wo Wort mit Wort und Ding mit Ding andauernd manipuliert werden, ist es doch immer dem Dichter möglich, die Einbeit von Wort und Ding so herzustellen, als hätten sich beide zum erstenmal und für immer getroffen, und als erzählten die Dinge das, was sie sind, durch ihr pures Dasein, ohne daß das Wort es vermittelte. Bei Johann Peter Hebel ist es so, in seinem „Schatzkästlein“. Es ist hier, als hätten sich die Dinge aus einer lauten, zerstörten und zerstörenden Welt geflüchtet in ein verstecktes Tal und als erzählten sie dort einander von sich selbst, wie wenn es keine Menschen gäbe, die ihnen zuhörten, die Zeit sich mit Erinnerungen und Späßen vertreibend und wartend hier, im versteckten Tal, daß die Welt wiederkehre, in der das jeden Augenblick geschieht, was auch ihnen einst geschah: daß das Wort sie fest halte gegen die falsche und unnütze Bewegung, die Manipulation.

... Hingegen ein Satz aus der Welt des wirklichen Wortes, von J. P. Hebel: „es ist doch merkwürdig, daß manchmal ein Mensch, hinter dem man nicht

viel sucht, einem anderen eine Lehre geben kann, der sich für erstaunend weise und verständig hält“, — in diesem Satz ist jeder Teil genau, seines Wertes sich bewußt, jeder ist für sich da, und doch ist alles miteinander zu einem Höheren verbunden. „Es ist doch merkwürdig“: Platz wird hier geschaffen durch diese Worte für ein Ereignis, es ist, als ob durch sie eine Schnur gezogen würde, um einen Raum, damit in ihm etwas Bestimmtes geschehen könne, und bei dem letzten Wort „merkwürdig“ ist es, als sehe man eine Tafel mit der Ankündigung, daß hier das Merkwürdige geschehe. „Daß manchmal ein Mensch“: ein Mensch tritt auf in diesem abgegrenzten Raum, zögernd tritt er auf, „manchmal“ ist das Zeichen des Zögerns. „Hinter dem man nicht viel sucht“: klein scheint der Mensch auf dem großen Platz, man wartet, was mit ihm geschieht, und es geschieht: „daß er einem andern eine Lehre geben kann“, und auf einmal erscheint der Zögernde, Kleine, der zuerst da war, groß, und jener, „der sich für erstaunend weise und verständig hält“ wird klein, es ist, als ob ihm das erstaunend Weise und Verständige wie ein Gepäck, das ihm nicht gehört, abgenommen würde.

Jedes Wort in diesem Satze von Hebel zeigt, daß der Satz auf einer festen Welt steht. So sicher ist diese Welt und die Worte in ihr, daß die Welt nur eines solch kleinen Satzes bedarf, um kundzugeben, daß sie da ist, eine ganze Welt, und alle Worte dieser Welt stehen in der Nähe dieses Satzes.

Max Picard, Die Welt des Schweigens, 1948

Bemerkungen zu einigen Leitlinien der Rezeption von Hebels „Kalendergeschichten“

Heinrich Hauß, Karlsruhe

I. Mystifikationen

„Dem Hausfreund aber ist es in diesem Augenblick, wie wenn er im Spätjahr seinen Apfelbaum im Garten abgepflückt hat, und meint, jetzt sei nichts mehr daran. Aber nach einiger Zeit, wenn die Blätter abfallen, erblickt er unvermutet noch einen einsamen schönen Apfel an einem Zweiglein, und heimbst ihn auch noch ein, und der eine macht ihm schier so große Freude als die anderen alle.“

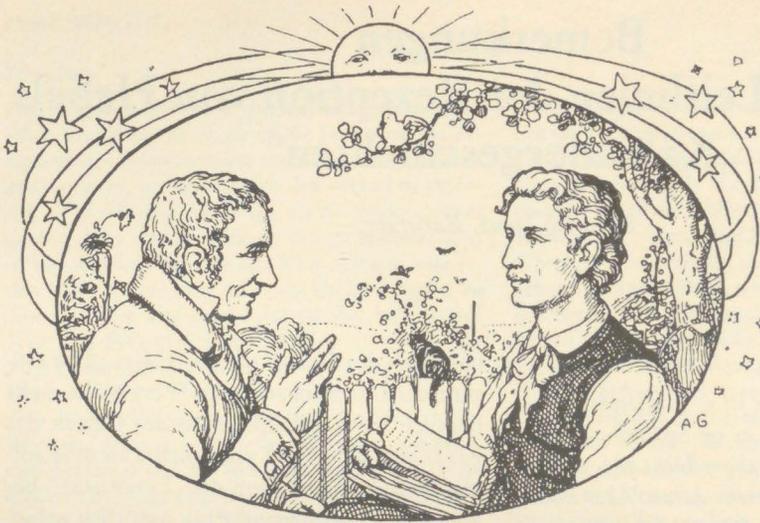
Hebel, Veronika Hakmann

Eine seltsame Faszination geht von Büchern aus, die aus mehreren Teilen als Ganzes komponiert oder intendiert sind oder zumindest ein Ganzes suggerieren: Hebels „Schatzkästlein“, Baudelaires „Fleurs du Mal“, James Joyces „Dubliners“, Sherwood Andersons „Ohio“. Welt, *eine Welt in einem Buch*. Je undeutbarer unsere eigene Welt wird, desto faszinierender ist es für den Interpreten, sich mit dem Phänomen, der in einem Buch „untergebrachten“ Welt zu beschäftigen. Dies scheint in ganz besonderer Weise für Hebels „Schatzkästlein“ zu gelten: „Schließlich“, so meinte Ernst Bloch, „drängt dieser freundliche Geist *die ganze Welt in seiner Heimat zusammen*“¹⁾. Eine ganze Welt als erzählte und gedeutete Welt, als erzählerisch gedeutete Welt ist mythisches Fundament wohl allen Erzählens, und dieser Traum in allem Erzählen führt bei den Nachgeborenen, besonders wenn die Interpreten Philosophen oder Essayisten sind, zu „Mystifikationen“²⁾, zu Mystifikationen vor-

nehmlich der Gestalt des Erzählers. „Die Gestalt wird deutlich, da das Wort nicht mehr deutlich ist“³⁾. Mystifikation der Gestalt des Erzählers, bei Hebel umso mehr, als eine solche Gestalt sich in dem die „Lesestücke“ begleitenden Hausfreund ganz natürlich anbietet. Mystifikation der erzählten Welt aber auch: Vorstellung von einer Welt im „Weltakt oder Tao“ (E. Bloch), Welt des Hausfreundes“ versammelt in ein Sagen, dessen Wort ein mild-verhaltenes Scheinen bleibt“ (M. Heidegger). Mystifikation auch der erzählten Welt als einer kompletten, so Minder, „*eine Welt komplett in der Nußschale*“.

Neigung also zur doppelten Mystifikation: Aufhebung der einzelnen Geschichten in der alles sammelnden Gestalt des Erzählers, Verschwinden des Erzählten nach dem zustandegebrachten „Einklang mit der Welt im Waagrechten“. Wir erinnern uns an Walter Benjamins Beobachtung, den Hebelschen Geschichten sei eigentümlich „und ein Siegel ihrer Vollkommenheit, wie schnell sie vergessen werden“⁴⁾. Hartmut von Hentig hat vor kurzem diese Beobachtung wieder aufgegriffen und schreibt: „Man erzählt Hebels Geschichten, und weiß nicht, von wem sie sind; oder man sucht eine Geschichte und denkt, die muß wohl im „Hebel“ stehen“⁵⁾. Eigenartig dieses Verschwinden und Vergessen von Geschichten, nun durchaus keine Mystifikation mehr, sondern geheimnisvolle Realität des Rezeptionsvorganges.

Mystifikationen. Heidegger zum Beispiel läßt in seiner Rede „Hebel, der Hausfreund“ von 1957 alles episodisch Erzählte ver-



schwinden in der Gestalt des Hausfreundes, gewissermaßen erfindet er mit dem ganz vom „Haus der Welt“ her gedachten Hausfreund eine eigene „philosophische“ Geschichte. Ernst Bloch interessiert sich in seinem Aufsatz „Hebel, Gotthelf und das bäuerliche Tao“ von 1926 für die Welt, die durch das Erzählen Hebels zustande kommt: „bäuerliches Tao“, „Welt im vernünftigen Lot“⁶⁾. Die Gestalt des hausfreundlichen Erzählers oder die erzählte Welt in ihrer Totalität bildeten die Schwerpunkte des Interesses der Hebelinterpretation in der Zeit vor den 60er Jahren. Mystifikation: Hebel scheint über die Texte hinaus für etwas zu stehen, was wir verloren zu haben scheinen, sei's „Hausfreund“, sei's Welt.

Mystifikationen sind aber wohl auch Teil der Rezeption, sind unvermeidbar, haben bestimmte Funktionen. Immer suchen wir nach „Welten“, die einmal waren oder sein sollen. Heidegger spricht das in seiner Rede deutlich aus: „Wir irren heute durch ein Haus der Welt, dem der Hausfreund fehlt, jener nämlich, der in gleicher Weise und Stärke dem technisch ausgebauten Weltgebäude und der

Welt als dem Haus für ein ursprüngliches Wohnen zugeneigt ist“⁷⁾. Wem die Diktion Heideggers nicht gefällt, es läßt sich zeitgenössisch mit Wellershoff auch so sagen: „Die ungeheuere Komplexität des gesellschaftlichen Systems hat eine psychoaffektive Infantilisierung zur Folge. Weder beherrscht noch durchschaut man die Zusammenhänge, von denen man bestimmt und getragen wird, man lebt immer unterhalb der Ebene der Systemintegration, inkompetent für das Ganze und nicht, wie in den traditionellen Kulturen, durch allgemein verbindliche Deutungssysteme mit ihm vermittelt“⁸⁾. Eigentlich hat's Heidegger für den „geneigten Leser“ verständlicher gesagt.

Warum lesen wir Geschichten aus einer vergangenen Zeit, Hebel-Geschichten? *Vielleicht auch um zu erfahren, was schon einmal möglich war, was schon einmal in eine Geschichte „hineinpaßte“*. „Eine Geschichte trägt die Besänftigung der Welt in sich“, sagt Peter Bichsel in seinen Frankfurter Poetik-Vorlesungen. Da aber alle Geschichten wieder vergessen werden — alle Geschichten, die nicht wiedererzählt werden, sind vergessen —

bleibt am Ende nur die Gestalt des Erzählers als eine *vage Summe des Erzählten* in unserem Gedächtnis: Hebel, der Hausfreund.

II. Hebel — „Freund dem Haus der Welt“

„Ein großer Teil unseres Lebens ist ein angenehmer oder unangenehmer Irrgang durch Worte.“

Hebel

Den Kalendergeschichten Hebels, sukzessiv komponiert und jahrgangsweise veröffentlicht, ein falsches Ganzes zu supponieren, Hebel als Gestalt von den Geschichten abzulösen, diese Versuchung ist genauso groß wie

natürlich. Der Kalender als Medium, Figur und Aura des „Hausfreundes“ legen das sogar nahe, besonders da „Hebel es liebt zu mystifizieren“). „Der Hausfreund geht fleißig am Rheinstrom auf und ab, schaut zu manchem Fenster hinein, man sieht ihn nicht, sitzt in manchem Wirtshaus und kennt ihn nicht, geht mit manchem braven Mann einen Sabbaterweg oder zwei, wie es sich trifft, und läßt nicht merken, daß er's ist“¹⁰). Doch scheint der Hausfreund sein Programm manchmal, wie im „Schneider von Pensa“, auch wieder freizügig mitzuliefern. „Ein rechtschaffener Kalendermacher, zum Beispiel der Hausfreund, hat von Gott dem

Der
Rheinländische Hausfreund
oder
Neuer Kalender
auf das Schaltjahr 1808,
mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen.



Carlseube, im Verlag des Großherzogl. Buchhandl.

Der Rheinländische
Hausfreund



Dieter Masubr — Hebel
 (Aus: Erzählungen von J. P. Hebel —
 Ein Wort gibt das andere, Nachwort von A.
 Braunbehrens mit Zeichnungen von
 Dieter Masubr, 1982)

Herrn einen vornehmen und freudigen Beruf empfangen, nämlich daß er die Wege aufdecke, auf welche die ewige Vorsehung für die Hülfe sorgt, noch ehe die Not da ist und er kundmache das Lob vortrefflicher Menschen, sie mögen auch stecken, wo sie wollen.“ Und am Schluß der Erzählung: „Es wäre nimmer der Mühe wert, einen Kalender zu schreiben, wenn sich der geneigte Leser nicht auf sein Bildnis des Gotteskindes Franz Egetmeier freuen sollte“.

Heideggers Rede „Hebel, der Hausfreund“ von 1957 beginnt mit der bezeichnenden Frage: „Wer ist Johann Peter Hebel“? — Antwort: „Johann Peter Hebel ist der Hausfreund“¹¹⁾. Name und Gestalt des Hausfreund-Hebel sind Heidegger „erregend mehrdeutig“, „schlicht, aber gleichwohl hintergründig“¹²⁾. Hintergründig im Wortsinne, denn Hebel ist, wie sich in der Rede herausstellt, keineswegs der eigentliche Hausfreund, „der eigentliche Hausfreund der

Erde ist der Mond“¹³⁾. „Wie durch sein Scheinen (der Mond), so bringt der irdische Hausfreund Hebel durch sein Sagen ein Licht, und zwar ein mildes. Der Mond bringt das Licht in unsere Nächte. Aber das Licht, das er bringt, hat er selbst nicht angezündet. Es ist nur der Widerschein, den der Mond zuvor empfangen hat — von seiner Sonnen, deren Glanz zugleich die Erde bescheint“¹⁴⁾. „Affektiert rustikale Bildwelt“ nannte Robert Minder diesen Sprachduktus in Sachen Hebel. „Dem Haus, das die Welt ist, ist der Hausfreund der Freund“¹⁴⁾. Das Wesen des Hausfreundes wird vom „Haus der Welt“ her gedacht, dem der Dichter in „mild-verhaltenem“¹⁵⁾ Sagen in Analogie zum Mond das „Wesenhafte“ der Welt „zuspricht“¹⁶⁾. Welt, Welt in einer Nußschale, Tao-Welt, „Dorfleben quer durch die Welt“¹⁷⁾, Hebel-Geschichten als „Spiegel der Welt“¹⁸⁾, dieses Interpretationstheorem spielt seit Goethes Rezension der Alemannischen Gedichte eine zentrale Rolle. Zu der Eigenart der Hebelinterpretation scheint zu gehören, daß man immer „Welt“ in seinen Geschichten suchte, Welt als Ganzes, als Zusammenhang von unten und oben, Gott und Mensch, Welt als heilsgeschichtliche Welt, als Tao, als Geschichte. Heideggers Hausfreund, der ganz vom „Haus der Welt“ her gedacht ist, entbehrt deshalb einer interpretationsgeschichtlichen Logik nicht. Hausfreund und Welt verbinden sich bei Heidegger zu einer kleinen Philosophie des „Hauses der Welt“, abgehoben allerdings von den einzelnen „Lese-stücken“, philosophiewärts, weltbegriffwärts. „Allein der Hausfreund hat nie damit umgehen können, den Leuten etwas anzubinden, zum Beispiel einen Bären“, sagt Hebel. Wozu der philosophische Aufwand, kann man sich fragen. Die Antwort gibt Heidegger in der Mitte seiner Rede selbst. „Wir irren heute durch ein Haus der Welt, dem der Hausfreund fehlt, jener nämlich, der in gleicher Weise und Stärke dem technisch ausgebauten Weltgebäude und der Welt für ein ursprüngliches Wohnen zugeneigt ist“¹⁹⁾. Der

Hausfreund ist in Heideggers Rede eine *zu philosophischen Ehren erhobene Kontrastfigur*, in der sich alles das argumentativ fassen läßt, was der Zeit des „technisch ausgebauten Weltgebäudes“ fehlt. Das weiß Heidegger auch. „Wir Heutigen können freilich nicht mehr in die von Hebel vor anderthalb Jahrhunderten erfahrene Welt zurück, weder in das unversehrt Ländliche jener Zeit und zu ihrem beschränkten Wissen von der Natur“²⁰). Trotzdem, der Verlust läßt sich faßbar machen in der kontrastiven Integrationsfigur des Hausfreundes. Der Hausfreund wird gewissermaßen *zum philosophischen „Nachschein“*, wenn man die Blochsche Kategorie des „Vorscheins“ hier in ihrer Verkehrung verwenden will. „Nachschein“ einer rekonstruierten Welt des Hausfreundes, die wir entbehren müssen.

Heideggers Hausfreund-Deutung ist selbst eine „Geschichte“, eine philosophische Geschichte, wenn man so sagen darf. Sich ihr zu entziehen, scheint mir, ist gar nicht so leicht, weil sie, von ihrer argumentativen Rhetorik abgesehen, ein tiefverwurzeltes Bedürfnis des Lesers anspricht: „Verlassen müssen wir uns auf diejenigen, die in der Vergangenheit im Buch der Welt gelesen haben“²²). Vom heutigen Standpunkt aus gesehen, sieht Heidegger „Welt“ — *idola philosophiae* —, *wo nur Situationen sind*, macht aus dem Hausfreund einen „Generalwächter“, wo nur einer ist, der „wach“ ist. „Einer muß wachen, heißt es. Einer muß da sein“ (Kafka, Nachts). Hinwendung dagegen heute zum Situativ-Narrativen. Diese Sicht hat sich wohl spätestens mit Maria Lypys Aufsatz „Der geneigte Leser versteht“ (1970) in der Hebel-Deutung durchgesetzt²³). Das Postulat einer homogenen Erzähl-Welt des Dichters, der Freund ist dem Haus der Welt²⁴), wurde aufgegeben und eine „bunte Stückerlung“ der Kalenderbeiträge ohne ausdrückliche „Norm“²⁴) entdeckt. „Ständig bewegte Szene gesellschaftlicher Interaktionen“, „Vielfalt des Agierens und Reagierens“, „vielfältige Verhaltensweisen der Menschen

und ihrer Motivationen“²⁵). Im Zentrum: „Geschichten gesellschaftlichen Handelns“. „Die einzelnen Beiträge sind zu verschiedenartig, als daß etwas für alle Gültiges über diesen allgemeinen Rahmen hinaus gesagt werden könnte“²⁶). Und L. Rohner schreibt in „Kalendergeschichten und Kalender“: „Hebel redet fast immer von Menschen, besser: von Leuten aus allen Ständen. Aber mehr noch als die Leute interessiert ihn, wie sich diese in merkwürdigen Lagen benehmen, ob sie einen Handel vorteilhaft tätigen, den anderen witzig abfertigen, sich geistesgegenwärtig aus einer Schlinge ziehen“. „Allein die Titel schon zeigen, daß der Vorgang wichtiger ist als die Figuren, ja: die Figuren sind wegen des Vorgangs eingesetzt“. „Nicht Persönlichkeiten, und wenn schon meist unscheinbare, sondern Fälle“²⁷).

III. Hebel: Ganz nah dahinter: Erasmus

„*Feine Operationen badisch-baslerischer Observanz*“

Robert Minder

Heidegger sah in dem Kalendertitel „Hausfreund“ die dichterische Bestimmung Hebels ausgedrückt. „Das schlichte, aber gleichwohl hintergründige Wort „Hausfreund“ ist der Name für einen Grundzug von Hebels Dichtertum“²⁸). „Der Dichter versammelt die Welt in ein Sagen“²⁹). Einen verheideggerten Hausfreund, einen der vom Haus der Welt her gedacht ist, hätte der französische Germanist Robert Minder vielleicht noch unwidersprochen hingenommen, nicht aber Heideggers Sprachmystik: „Mundart als der geheimnisvolle Quell jeder gewachsenen Sprache“, „Sprachgeist“, der die tragenden Bezüge zu Gott, zur Welt, zu den Menschen und ihren Werken, ihrem Tun und Lassen „verwahrt“³⁰). „Sakralisierung des deutschen Worts“ zur fragwürdigsten „Lösung der Welträtsel bestimmt“³¹), wittert Minder in solchem Ansinnen und setzt antikes und römisches Erbe in Hebels Sprachbehandlung und Kunstverstand dem entgegen. „Theokrit,

Catull, Horaz, Vergil und Homer haben seinen Formsinn entwickelt und verfeinert³²⁾. In seinen Aufsätzen „J. P. Hebel und die französische Heimatliteratur“, „Heidegger und Hebel oder die Sprache von Meßkirch“ und in der Einleitung zur Meckelschen Hebelausgabe zieht Minder aus, „um Heideggers dumpf hinterwäldlerischen Hebel aus dem Weg zu räumen“. Ludwig Rohner hält mit Recht zweierlei fest: „Die wenigsten Argumente Minders werden aus Heideggers „Hebel, der Hausfreund“ geschöpft, und verglichen mit der Formel Hebel als erasmischer Geist bleibt, die Heideggersche vom Hausfreund näher an der Sache“³³⁾. Heideggers Denken kreist um das Phänomen des Hausfreundes, Minder geht es um die rechte Einordnung Hebels in die gesamteuropäischen geistesgeschichtlichen Bezüge. „Hebel: Dichter, Aufklärer und herzlich“³⁴⁾.

Hebel wird in der Nähe erasmischen Geistes angesiedelt und die Linie innerer Verwandtschaft mit Hebel kräftig ausgezogen bis zu Blochs „Spuren“, Hašeks „Schwejk“, ja bis hin zu Thomas Manns „Hans Castorp“. Suche nach einem geistigen Ahnen ad Honorem Hebelii: Erasmus, eine vom Werk radikal abgelöste Gestalt: „Er konnte von der Bühne verschwinden, nachdem er sein Wort gesprochen hatte“³⁵⁾. Der Erasmus-Bezug, den Minder herstellt, hat die Funktion eines kulturpolitischen Akzentes, ist Korrektiv gegenüber Heideggers Hebel als „Priester im Mutterdienst der Sprache“³⁶⁾. Auf den Spuren der Benjamin-Deutung wird Hebel heimgeholt in die europäisch-aufklärerische, urbane Tradition. „Eminent kritischer Kopf und wortverliebter Artist, toleranter Christ und urbaner Schüler der Antike“³⁷⁾ lautet Minders Urteil. Die Polemik Minders auf der sprachanalytischen Ebene mußte natürlicher Weise dazu führen, die „artistische Wesensart“ Hebels, von der Walter Benjamin schon 1926 gesprochen hatte, in den Vordergrund der Betrachtung zu rücken. Der Mindersche Hebel als „wortverliebter Artist“ rückt den Kalendermann in doch nicht ganz unproble-

matische Nähe von Nietzsches Horazdeutung. „Bis heute habe ich an keinem Dichter dasselbe artistische Entzücken gehabt, das mir von Anfang an eine Horazische Ode gab. . . Dies Mosaik von Worten, wo jedes Wort als Klang, als Begriff, nach rechts und links und über das Ganze hin seine Kraft ausströmt, dies Maximum in Umfang und Zahl der Zeichen, dies damit erzielte Maximum in der Energie der Zeichen — das alles ist römisch, und wenn man mir glauben will, vornehm par excellence“³⁸⁾.

IV. „Schaut's da heraus?“

„Historizität und Aufklärung gehören bei Hebel zusammen“.

Jan Knopf

„Nur mache man kein System daraus“.

Ludwig Rohner

Interpretationen entwickeln, nachdem bestimmte hermeneutische Daten gesetzt sind, ihre eigene Logik. Solche Daten der Hebel-Interpretation waren von Walter Benjamin (1926) über Ernst Bloch (1926) bis zu Robert Minder (1966/68) Humanismus, Aufklärung und artistische Meisterschaft. Meist wurden diese Leitideen in Essays bonmothaft gesetzt, der narrative „Polytheismus“ Hebels schien bis zum Ende der sechziger Jahre diese Form der Auseinandersetzung geradezu anzuziehen. Das hat sich seit den Arbeiten Jan Knopfs und Ludwig Rohners grundlegend geändert.

Sollten Hebels Kalenderbeiträge nicht auf einzelne „Lesestücke“ als Miniaturen deutscher Prosa reduziert bleiben, dann mußte das Eigentliche der Geschichten an den aktuellen Generallinien literaturgeschichtlicher Bezugs- und Verweissysteme festgemacht werden. Wiesen Interpreten wie Benjamin, Bloch und Minder auf Hebels „aufklärerischen Humanismus“³⁹⁾ oder die „freundliche Aufklärung“⁴⁰⁾, so ergab sich die Notwendigkeit, das was man als das aufklärerische Bewußtsein Hebels angesprochen hatte, als inneren Zusammenhang der Geschichten zu

erweisen. Aufklärerisches Bewußtsein konnte sich nicht, wenn man es Hebel zuschrieb, in bloß „hausfreundlichem Schelmentum“⁴¹⁾ erschöpfen. Folgerichtig hat deshalb Jan Knopf festgestellt: „Das aufklärerische Bewußtsein, das R. Minder und E. Bloch an Hebel feiern, wird durch die Verleugnung des Historischen zum unhistorischen Luftgebäude“⁴²⁾. Das Aufklärungspostulat bedurfte einer historischen Verankerung, und zwar in den Geschichten selbst. Das führte nun bei Jan Knopf zu dem Interpretationsansatz der Kalendergeschichten als „Geschichten zur Geschichte“ Jan Knopf versuchte in seinem Buch „Geschichten zur Geschichte“ von 1973 eine „Rückübersetzung“ des lange als volkstümlich vereinnahmten und aufklärerisch entschärften Hebel in die historischen Bezüge der Aufklärung, und zwar von B. Brecht her. Brechts „Kalendergeschichten“ verändern die Leseweisen von Hebels Geschichten. Hieß die Formel bei Minder: „Hebel: ganz nah dahinter: Erasmus“, so ließe sich für J. Knopfs Deutung behaupten: „B. Brecht: nah dahinter: Hebel“. War der Heideggersche Hausfreund konzipiert als ein „Nachschein“ einer als unversehrt empfundenen Welt in die heutige, so ist der Hebel J. Knopfs ein im Blochschen Sinne verstandener „Vorschein“, dessen aufklärerisch-emanzipatorische Potenz erst in Brechts „Kalendergeschichten“ voll in Erscheinung tritt.

„Der rote Faden des Historischen, der den Kalender durchzieht“, ist Programm. „Das Historische ist bewußt als Hintergrund und als Gegenstand aller Geschichten gewählt, und die Geschichten sind deshalb auf diesem Hintergrund zu betrachten“⁴³⁾. Geschichte im aufklärerischen Sinne aber ist „die Historie der Kleinen, die in der Geschichte der Großen keinen Platz zu haben scheinen“⁴⁴⁾. J. Knopfs Deutungsmodell systematisiert Hebels Kalendergeschichten aufs neue. Dem „hausfreundlichen Schelmentum als Leckerbissen für Feinsinnige“ ist dadurch ein Riegel vorgeschoben, aber so ausschließlich an Geschichte und „Historiographie“ gebunden,

machen sich die Geschichten von selbst überflüssig, wenn sie ihre historische Funktion „eingreifenden Denkens“ (B. Brecht) erfüllt haben.

V. „Unauflösbares Zugleich“

„Das „Eigentliche“ der Kalendergeschichten ist die Erzählweise: natürliche Artistik“.

Ludwig Rohner

Maria Lypp schrieb in ihrem Aufsatz „Der geneigte Leser versteht’s“ von 1970: „Ein Moment aber ist, das selbst bis ins Detail hinein dem Kalender eine Einheit gibt und dabei dem Bildungsinteresse des Ganzen untersteht: der erzählerische und sprachliche Stil“⁴⁵⁾. Aber die Gesinnung, so mag der Hebelfreund fragen, der einen „letzten maßgebenden Grund“, eine „allerorts waltende einheitliche Anschauung vom Wesen der Welt und der Dinge“⁴⁶⁾ in den Geschichten erwartet. „Aber die Gesinnung?“ so meint Ludwig Rohner in seinem Werk „Kalendergeschichte und Kalender“ (1978), „sie ist überall zu spüren und doch nur schwer zu bestimmen“. „Das Eigentliche der Kalendergeschichte ist die Erzählweise. Die Erzählweise ist zugleich naiv selbstverständlich und artistisch raffiniert, hebt die Kalendergeschichten nach Niveau und Kunstverstand weit über alle Kalender der damaligen und späteren Zeit hinaus“⁴⁷⁾. An anderer Stelle heißt es: „Ihr Unvergleichliches gewinnen Hebels Kalendergeschichten nicht allein durch den hochbewußten Kunstverstand, durch das unauflösbare Zugleich von daherredender Naivität und erzählerischer Raffinesse“⁴⁸⁾. Dieses „unauflösbare Zugleich“ versucht Rohner in der Formel: „natürliche Artistik“⁴⁹⁾ zu fassen, damit vermittelnd zwischen den beiden bekannten Polen der Deutung von Hebels Geschichten: menschliche Nähe des Hausfreundes und kühler Kunstverstand des Erzählers. Auch Rohner trennt sich von dem bei Benjamin und Minder entwickelten Begriff des Artistischen bei Hebel in Frontstellung zum angeblich volkstümlichen Hebel

noch nicht ganz. Der Begriff Artistik zur Charakterisierung der Eigenart Hebels scheint mit deshalb problematisch, weil er vermuten läßt, Hebel habe „ohne Netz“, freischwebend gearbeitet. Hebels „Vagabundieren“, Hebels „Spiel mit der poetischen Fiktion“, Hebels „Absonderliches und Verqueres“ vollzieht sich innerhalb von Fixpunkten: Redaktion des Kalenders, Quellen, denen Hebel den größten Teil seiner Stoffe entnahm, aber, was wohl wichtiger ist, dem Glauben eines „rechtschaffenen Kalendermannes“⁵⁰).

Keine Frage, daß Kafkas Erzählungen und Parabeln und Celans Gedichte sich durch einen hohen Kunstverstand auszeichnen, aber wir würden nicht darauf verfallen, bei diesen Dichtern von Artistik zu sprechen, wenn wir ihr Eigentlichstes anzusprechen versuchten. Rohner ist es zu danken, daß er das Einseitige des Artistikbegriffs bei Hebel abgebaut hat und auf das „unauflösbare Zugleich“ als Eigenart des Erzählers Hebel hingewiesen hat. Für den essayistisch behandelten Hebel ist es überhaupt charakteristisch, daß gerne „große Begriffe“ wie Welt, Gesinnung, Humanismus, Aufklärung, Artistik herangezogen werden, um ihn zu charakterisieren, ganz zu schweigen von der Tendenz, Hebels Kalendergeschichten in den Händen bedeutender Leser wie Hofmannsthal, Kafka, Brecht, Canetti zu wissen. Irgendwie kommt mir die Bezeichnung Hebels als Artisten wie ein aktualisierender Einordnungszwang vor.

„Große Begriffe“, als genüge es nicht, „Merkwürdiges“, Ereignisse *in die „Tradition des Erzählens“* (P. Bichsel) *eingebracht zu haben.* Tradition des Erzählens, die eben eine humane jeweils schon ist und „extra-narrativer“ Qualifikationen gar nicht bedarf. Ludwig Rohner bemerkt: „Hebel ist kein Lehrmeister. Wer ihn nachahmt, gerät — epigonal — in die Manier. Man müßte Hebel ganz „übersetzen“; Brecht ist es gelungen“⁵¹). Idealfall produktiver Interpretation: *Hebel erzählerisch übersetzen, Geschichten erzählen,*

„*narrative Exerzitien*“. Das entspräche übrigens genau Hebels Verfahren: „Integration alter Kalenderinhalte“⁵²) und ihre erzählerische Veränderung und Verwandlung.

„Sie wissen, was dazugehört“, schrieb Hebel am 20. Juli 1817 an Justinus Kerner, „einem bestimmten Publikum, das zu Sagende so recht in die Wahrheit und Klarheit seines Lebens hineinzulegen und wie unerläßlich an einem Nationalschriftsteller die Forderung ist, daß während er quasi aliud agendo seine Leser belehrt“⁵³). Quasi aliud agendo seine Leser belehrt — zeitweise sah es so aus, als wolle man Hebel beweisen, daß er, während er die Geschäfte des Kalendermannes zu betreiben vorgebe, omnino aliud agere — etwas völlig anderes treibe: reines Spiel mit der Fiktion, Zynisches, „Subversives“⁵⁴) gar. Sicher, „es wäre nimmer der Mühe wert, einen Kalender zu schreiben“, um ein Wort Hebels aufzugreifen, wenn der Kalendermann nur die gegebenen Konditionen des Mediums erfüllte und es nicht schreibend veränderte. Das eben ist Literatur: eine Form aufgreifen und verändern, so daß sie sich vollendet und gleichzeitig aufgehoben wird.

Dies eben unterscheidet Hebels Bearbeitung der „heillosen Lese-Artikel“⁵⁵) von den Arbeiten seiner Vorgänger und Nachfolger. „Hebels historische Leistung bestand im Hinblick auf die Gattung darin, die eingerissene Zufälligkeit der literarischen Kalenderinhalte reflektiert und durch Spiegelung des Mediums in den Geschichten aufgehoben zu haben“⁵⁶).

VI. Geschichten — „mal so, mal so“

„*So dürfen also dort, wo die Wahrheit auftritt, die Geschichten — die Mythen — nicht aufhören, denn gerade dort müssen sie ganz im Gegenteil allererst anfangen: das Wissen ist nicht das Grab, sondern das Startloch der Mythologie. Denn wir brauchen zwar die „besprochene“, aber wir leben in der „erzählten“ Welt.*“

Odo Marquard, Lob des Polytheismus

„Seines Orts der Hausfreund“ ist Erzähler und *als Erzähler soll man ihn nehmen*. Das ist wohl die eigentliche Entdeckung der letzten fünfzehn Jahre. Das scheint banal, ist es aber nicht, denn lange Zeit wurde in Hebels „Kalendergeschichten“ „pauschal Sinn oder das Weltbild“⁵⁷⁾ gesucht und nicht *Geschichten im Plural*, wie das vom Medium des Kalenders aus gesehen naheliegt.

Die Hebel-Rezeption verharrte relativ lange auf einer Stufe, die man mit Bubner die „*Be-seitigung des Erzählerischen*“⁵⁸⁾ in den Texten durch Moralisierung, Weltanschauung, „theoretische Entitäten“ nennen kann.

Die Wiederentdeckung des Narrativen und Mythischen überhaupt hat eine allgemeine wissenschaftliche Vorgeschichte, die sich im Laufe der 70er Jahre entwickelt hat und für die Philosophie, Theologie und Geschichtswissenschaft Pionierarbeit geleistet haben. So hat Odo Marquard zum Beispiel in einem Vortrag aus dem Jahre 1978 „Das Lob des Polytheismus“ entwickelt. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß dort, wo die Wahrheit auf-trete, die Mythen verschwinden müßten. „Eines ist die Wahrheit, ein anderes, wie sich mit der Wahrheit leben läßt: für jene ist — kognitiv — das Wissen, für diese sind — vital — die Geschichten da“⁵⁹⁾. „Narrare necesse est“: es geht darum, „Wahrheiten in unsere Lebenswelt hineinzu-erzählen“ oder in „die Reichweite unserer Lebensbegabung zu bringen“⁶⁰⁾. Deshalb: „Philosophie muß wieder erzählen dürfen“⁶¹⁾; es bleibt ihr auch nach der Erkenntnis der „Scheinhaftigkeit der begrifflichen Totalität“⁶²⁾ gar nichts anderes übrig. Anerkennen der eigenen Kontingenz und „Gewaltenteilung im Absoluten“⁶³⁾ durch Wiederkehr des „Polytheismus“ und der Polymythie. Philosophie kann kein „Mono-Logos“⁶⁴⁾ mehr sein, sie muß — nach der Gewaltenteilung im Absoluten — *Geschichten erzählen, viele Geschichten, viele relative Geschichten, Geschichten „mal so, mal so“*⁶⁵⁾. „Der geneigte Leser merkt etwas“ und erinnert sich an Hebels „polytheistisches Glaubensbekenntnis“ in poeticis: „Unser der-

maliger philosophischer Gott steht, fürchte ich, auf einem schwachen Grund, nämlich auf einem Paragraphen, und seine Verehrer sind vielleicht die törichtsten Götzendiener, denn sie beten eine Definition an, und zwar eine selbstgemachte. Ihr Gott bleibt ewig ein Abstraktum und wird nie konkret.“ Über den „Polytheismus“ schreibt Hebel, „daß er mir immer mehr einleuchtet, und nur die Gefangenschaft oder Vormundschaft, in welcher uns der angetaufte und anerzogene und angepredigte Glauben hält, hinderte mich bisher, den seligen Göttern Kirchlein zu bauen“⁶⁶⁾. Walter Rehm meinte dazu, „höchst sonderbares, sehr ehrliches, sehr überraschendes Bekenntnis“⁶⁷⁾, und zieht den Schluß, daß Hebels rasches Verstummen im Dichterischen mit dem Gespür Hebels zusammenhänge, daß „man im Grund, als Christ, als Protestant, kein (polytheistischer) Dichter mit gutem Gewissen sein könne“⁶⁸⁾. Aber, so wollen wir einmal annehmen, durchaus „*polymythisch*“ *Geschichten erzählen könne*, Geschichten „mal so, mal so“. Beispiele ließen sich bei Hebel in großer Zahl finden.

Polymythisches Erzählen von Geschichten, Geschichten mal so, mal so, „bunte Stückerlung“ der einzelnen Beiträge, das scheint recht gut zu L. Rohners Einsichten in das „Grundmuster“⁶⁹⁾ der Kalendergeschichten zu passen. „Der Erzähler zettelt eine Geschichte an“, „die meisten Geschichten ruhen in sich selbst“, „viele Geschichten brechen, wenn die Szene gespielt ist, einfach ab“⁷⁰⁾. Vieles kann bei Hebel nebeneinander stehen, Vielfalt der Erzählinhalte; so stellt auch M. Lypp fest, daß die Szenerie der einzelnen Beiträge übergangslos zwischen „Glücklichem und Entsetzlichem, Außergewöhnlichem und Alltäglichem“ beständig wechselt⁷¹⁾. Könnte dieses „Grundmuster“ polymythischen Erzählens eine Erklärung sein für W. Benjamins Feststellung, daß den Geschichten Hebels eigentümlich ist, „wie schnell sie vergessen werden“⁷²⁾? Sicherlich ist es für den Leser schwer, viele Geschichten ohne gemein-

same „Norm“ zuzulassen, die vielen Geschichten am Ende nicht wieder auf eine „Mustergeschichte“ reduzieren zu wollen, wie das bei Hebel häufig geschieht.

VII. Hebel und die „Erzählbarkeit von Welt“

„Welches war die Welt, die man haben zu können glaubte“? — „Im Aggregatzustand der „Lesbarkeit“ als ein Ganzes von Natur, Leben und Geschichte sinnpendend sich erschließend“.

Hans Blumenberg, Die Lesbarkeit der Welt

H. v. Hentig hat am Ende seines Essays zu Hebels „Schatzkästlein“ in der „Zeitbibliothek der 100 Bücher“ eine Überlegung eingebracht, die das Problem Hebel unter dem Aspekt der Erzählbarkeit von Welt sieht. H. v. Hentig schreibt: „Man erzählt Hebels Geschichten und weiß nicht, von wem sie sind; oder man sucht eine Geschichte und denkt, die muß wohl im „Hebel“ stehen. Weil das so ist, kommt mir der Verdacht, daß die Lust an seinen Geschichten gerade auch eine Lust an seinem Stoff ist: sein Stoff ist die Welt selbst, als sie noch erzählbar war. Unsere Welt ist anders. Sie verlangt Analyse, selbst unsere Erlebnisse stammen aus der Theorie, wir ersetzen das Bild durch Dauerkommunikation. Und aus Reader's Digest wird kein Kalender, kein begleitendes Abbild unseres Lebens.“⁷³ „Erzählbarkeit von Welt, die Fragestellung mag entwickelt sein analog zu Hans Blumenbergs philosophischer Abhandlung über die „Die Lesbarkeit von Welt“⁷⁴), die eine Antwort versucht auf die Frage, welche Welt es denn war, die man haben zu können glaubte. Der Hausfreund muß sich etwas dabei „denken“, auch wenn er nichts sagt, eben weil er's erzählt. Seit es Bücher gibt, gibt es die *Metapher von der Lesbarkeit der Welt*, der Hypertrophie des Sinnverlangens aus einer Wurzel heraus. Seit es Bücher gibt, gibt es aber auch das Verlangen des Lesers nach einem, der zeigt, „wie im menschlichen Leben alles zusammenhängt“⁷⁵).

Welt als Stoff, folgt man Hentig, scheint bei Hebel noch im „Aggregatzustand“ möglicher Deutbarkeit zu sein. In diesem Sinne ist Hentigs Formulierung „sein Stoff ist die Welt selbst, als sie noch erzählbar war“, zu verstehen. Es ist auch an W. Benjamins Hinweis zu erinnern, der meinte, daß bei Hebel wie Jean Paul „alles Faktische schon Theorie, zumal jedoch das anekdotische, das kriminelle, das possierliche, das lokale Faktum schon moralisches Theorem war“⁷⁶). Bei Hebel liest sich das so: „Guter Freund, das ist nicht löblich, daß man so etwas (das Weltgebäude) alle Tage sieht, und fragt nie, was es bedeute. Der Himmel ist ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte, und stehen viel bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und gegen die Sünde, und die Sterne sind die goldenen Buchstaben in dem Buch. Aber es ist arabisch, man kann es nicht verstehen, wenn man keinen Dolmetscher hat“⁷⁷). Seit Hebels Kalenderbeiträgen war's nicht mehr arabisch, es war hausfreundlich verdolmetscht, aber Kafka hat's wieder umgeschrieben in lauter Hieroglyphen. „Viele beklagen sich, daß die Worte der Weisen immer wieder nur Gleichnisse seien, aber unverwendbar im täglichen Leben, und nur dies allein haben wir“⁷⁸). Hebel — Welt, als sie noch erzählbar war, als „allerlei Lehrreiches zu Spaß und Ernst“⁷⁹) in das „vernünftige Lot“⁸⁰), ins „Waagrechte-Rechte“, wie E. Bloch das genannt hat, gebracht werden konnte. Das „Haus der Welt“ als ein bewohnbares muß da sein, bevor der Hausfreund auftritt. Der Dolmetscher kann nur von einer in die andere Sprache übersetzen. Tatsächlich griff Hebel mehrfach auf die „Buchmetapher“ zurück, allerdings nie in den Kalendergeschichten, sondern nur in den himmelskundlichen Beiträgen und Aufsätzen. So in der schon zitierten Stelle der „Allgemeinen Betrachtung über das Weltgebäude“. „Wer einmal in diesem *Buche* lesen kann, in diesem *Psalter*, und liest darin, dem wird hernach die Zeit nimmer lang“. In den „Fixsternen“ heißt es: „Seines Orts der Haus-

freund, wenn er den Sternenhimmel betrachtet, es wird ihm zumut als wenn er in die göttliche Vorsehung hineinschaute, und jeder Stern verwandelt sich in ein *Sprüchlein*“. In dem Aufsatz „Die Juden“ wird das Weltall als ein „großes *harmoniereiches Gedicht*, herausgegeben Anno Mundi I“, bezeichnet. Auch in der Erzählung „Der Spaziergang am See“ wird die Buchmetapher aufgegriffen: „Dieser Mensch (ein Verwachsener)“, begann der Doktor, „ist nur eine unverstandene *Chiffre in dem Buch der Weissagung*, das der Welt eine große Freude verkündet. Das Buch will verstanden sein“.

Der Erzähler Hebel muß „mancherlei durcheinandersagen und hie und da ein Weizenkörnlein unter viel Spreu verbergen“ (Die Juden). Wenn wir schon nicht imstand sind, „den Homer oder Ossian oder ein einziges Kapitel im Jesaias, zum Beispiel das sechzigste, bis ins tiefste Leben hinein zu verstehen und zu fühlen“ (Die Juden), um wie weniger dann jenes große „harmoniereiche Gedicht, herausgegeben Anno Mundi I“? So leicht „steht für den denkenden Verstand keine Ernte“ (Die Juden) mehr. Lesbarkeit der Welt, nach Blumenberg Lesbarkeit der Welt als Buch Gottes und der Natur, scheint bei Hebel noch als „theologisches“ Deutungsmuster eine Rolle zu spielen, die poetisch-narrative Praxis aber wird zunehmend von „Lesarten“ beherrscht. Im Gegensatz zu dem „alten Merlin“ Goethe, der in seinen hohen Jahren auf „letzten Formeln“, durch „welche allein mir die Welt noch faßlich und erträglich wird“⁸²⁾, hindrang, muß Hebel vielleicht festgehalten werden auf jener Spitze zwischen „Lesbarkeit von Welt“ in den himmelskundlichen Beiträgen und den „Lesarten“, der „bunten Stückelung“ der eigentlichen Kalendergeschichten. Lesbar und erzählbar bleibt Hebel die Welt aber immerhin noch von merkwürdig-anekdotischen Daten her, um auf die Benjaminsche Formulierung zurückzugreifen.

Die „Schwänke und Späße des einst mitunter muthwilligen Professors“⁸³⁾ sind so ohne also

nicht, sie sind, von der heutigen Problemlage her gesehen, ein *erzählgeschichtliches Ereignis* höchst interessanter Art: Im „Aggregatzustand“ der Lesbarkeit ist Welt nur mehr noch in den vom Kalender her vorgegebenen allgemeinen Betrachtungen, in den Geschichten aber „unaufhörlicher Wechsel der Dinge“⁸⁴⁾, eben Geschichten mal so, mal so, polymythisch. Gleichzeitig aber auch immer wieder durchscheinend, daß letztlich „nichts lehrreicher ist als die Aufmerksamkeit wie im menschlichen Leben alles zusammenhängt, wenn man es zu entdecken vermag“⁸⁵⁾. „Eja, itane est!“ — „Omnes eodem cogimur.“⁸⁶⁾.

Anmerkungen

Zur Rezeption von Hebels Kalendergeschichten allgemein:

Lothar Wittmann, J. P. Hebels Spiegel der Welt, Interpretationen zu 53 Kalendergeschichten, Einleitung S. V—XXII, 1968

Ludwig Rohner, Kalendergeschichte und Kalender, 1978, Kap. Hebels Wirkung S. 300 ff.

Ludwig Rohner, Kommentarband zum Faksimiledruck der Jahrgänge 1808—1815 und 1819 des „Rheinländischen Hausfreundes“ von J. P. Hebel, 1981, Kap. Zur Hebelrezeption, S. 93 ff.

¹⁾ Ernst Bloch, Hebel, Gotthelf und das bäuerliche Tao, in: Literarische Aufsätze, Suhrkamp taschenbuch wissenschaft, S. 375

²⁾ Ludwig Rohner, Kalendergeschichte und Kalender, 1978, S. 169

³⁾ Max Picard, Die Welt des Schweigens, 1948, S. 152

⁴⁾ Walter Benjamin, J. P. Hebel (I) — Zu seinem 100. Geburtstag, Gesammelte Schriften Bd. II, 1, S. 280

⁵⁾ Hartmut v. Hentig, J. P. Hebel, Das Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes, in: Zeit-Bibliothek der 100 Bücher Hg. Fritz J. Raddatz, 1980, S. 168

⁶⁾ a. a. O. S. 378

⁷⁾ Martin Heidegger, Hebel, der Hausfreund, 1957, S. 31

⁸⁾ Dieter Wellershoff, Die Auflösung des Kunstbegriffs, 1976, S. 118

⁹⁾ Rohner a. a. O. S. 242

¹⁰⁾ J. P. Hebel, Der Rheinländische Hausfreund spricht mit seinen Landsleuten und Lesern

¹¹⁾ a. a. O. S. 77

¹²⁾ a. a. O. S. 11, 14

¹³⁾ a. a. O. S. 21

- 14) a. a. O. S. 18
 15) a. a. O. S. 18
 16) a. a. O. S. 25
 17) a. a. O. S. 382
 18) Lothar Wittmann, J. P. Hebels Spiegel der Welt, 1969
 19) Heidegger a. a. O. S. 31
 20) a. a. O. S. 332
 21) E. Bloch, Prinzip Hoffnung, Bd. I, S. 242 ff.
 22) Campanella, Philosophia Universalis, zitiert nach Hans Blumenberg, Die Lesbarkeit der Welt, 1981, S. 83
 23) Maria Lypp, „Der geneigte Leser versteht“, Euphorion 64, Heft 3/4
 24) a. a. O. S. 391
 25) a. a. O. S. 391
 26) a. a. O. S. 391
 27) Rohner a. a. a. O. S. 217
 28) a. a. O. S. 14
 29) a. a. O. S. 25
 30) a. a. O. S. 10
 31) R. Minder, Heidegger oder die Sprache von Meßkirch, in: Dichter in der Gesellschaft, 1966, S. 213
 32) R. Minder, J. P. Hebel und die franz. Heimatliteratur, in: Dichter, S. 110
 33) L. Rohner, Kalendergeschichte und Kalender, 1978
 34) R. Minder, Hebel, der erasmische Geist oder nützliche Anleitung zu seiner Lektüre, in: J. P. Hebel Hg. Eberhard Meckel, Bd. 1, 1968, S. XLIV
 35) J. Huizinga, Europäischer Humanismus, Rowohlts Enzyklopädie, 1958, S. 168
 36) R. Minder, Heidegger oder die Sprache von Meßkirch S. 255
 37) a. a. O. S. 264
 38) F. Nietzsche, Werke, Hg. Karl Schlechta, Bd. II, S. 1027
 39) a. a. O. S. 170
 40) E. Bloch, Literarische Aufsätze, S. 367
 41) J. Knopf, Geschichten zur Geschichte, 1973, S. 75
 42) a. a. O. S. 75
 43) a. a. O. S. 72
 44) a. a. O. S. 108
 45) M. Lypp, „Der geneigte Leser versteht“, Zu J. P. Hebels Kalendergeschichten, Euphorion 64. Band, 1970, S. 393
 46) W. Zentner, J. P. Hebel, Erzählungen und Aufsätze des Rheinländischen Hausfreunds, 1968, Einleitung S. 23
 47) L. Rohner, Kalendergeschichte und Kalender S. 242
 48) a. a. O. S. 242
 49) a. a. O. S. 242
 50) J. P. Hebel, Der Schneider von Pensa
 51) L. Rohner, a. a. a. O. S. 301
 52) a. a. O.
 53) J. P. Hebel, Brief an J. Kerner vom 20. 7. 1817
 54) J. Knopf, Hg., Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreunds, Insel Taschenbuch, 1984, Nachwort S. 573
 55) J. P. Hebel, Brief an F. A. Nüsslin vom 16. 3. 1806
 56) J. Knopf, a. a. O. S. 580
 57) L. Rohner, a. a. O. S. 238
 58) R. Bubner, Geschichtsprozesse und Handlungsnorm, 1984, S. 46
 59) O. Marquard, Abschied vom Prinzipiellen, Reclam 1981, darin: Lob des Polytheismus, S. 91
 60) a. a. O. S. 95
 61) a. a. O. S. 95
 62) Th. W. Adorno, Negative Dialektik, 1966, S. 15
 63) a. a. O. S. 107
 64) a. a. O. S. 110
 65) a. a. O. S. 110
 66) J. P. Hebel, Brief an Hitzig vom 6. 4. 1809
 67) W. Rehm, Goethe und J. P. Hebel, Freiburger Universitätsreden, Neue Folge Heft 7, 1949, S. 27
 68) a. a. O. S. 28
 69) Rohner a. a. O. S. 224
 70) Rohner a. a. O. S. 220 u. 224
 71) Lypp a. a. a. O. S. 391
 72) Benjamin a. a. O. S. 280
 73) H. v. Hentig a. a. O. S. 168
 74) H. Blumenberg, Die Lesbarkeit der Welt, 1981
 75) J. P. Hebel, Einer Edelfrau schlaflose Nacht
 76) W. Benjamin, J. P. Hebel (I) Zum 100. Geburtstag, Werke S. 278
 77) J. P. Hebel, Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude
 78) F. Kafka, Sämtliche Erzählungen, Fischer, Von den Gleichnissen, S. 359
 79) J. P. Hebel, Der Rheinländische Hausfreund spricht mit seinen Landsleuten und Lesern
 80) E. Bloch a. a. O. S. 378
 81) J. W. v. Goethe zitiert nach H. Blumenberg, Lesbarkeit der Welt, S. 216
 82) J. W. v. Goethe, Brief an Sulpiz Boisserée vom 3. 11. 1826 und im Gespräch mit Kanzler Müller am 29. 4. 1818
 83) J. P. Hebel an J. F. Cotta am 14. 2. 1823
 84) J. P. Hebel, Einer Edelfrau schlaflose Nacht
 85) a. a. O.
 86) J. P. Hebel, „Stilbuch“ Nr. 74 u. Nr. 124, „Hebels Stilbuch“, Bad. Landesbibliothek, zitiert nach „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes“, Hg. W. Theiss, Reclam, 1984, Anmerkungen S. 349. Lat. Übersetzung der Stellen aus „Kannitverstan“: „Schauts da heraus“ und „Ende der Erzählung“ nach Horaz, Oden II, III, 25: „uns allen ist derselbe Weg bestimmt“.

Hebel-Bilder (V.)

Johann Peter Hebel

Unverhofftes Wiedersehen,
seine schönste Geschichte.

Innerlich schwankt er
wie ein Uhrenpendikel.

In Beiertheim liest er Jean Paul
im Gragarten des Hirschen.

Er denkt daran,
daß alles einzelne wieder verschwimmt,
daß man ihm nicht nachkommt
und daß es doch getan bleibt

daß eine Nacht
über den schmalen Tag hinüber
der anderen die Hand reicht.

Walter Helmut Fritz
(Gesammelte Gedichte, 1981)

Der Schwarzwälder im Breisgau

Z'Müllen an der Post,
Tausigsappermost!
Trinkt me nit e guete Wii!
Goh't er nit wie Baumöl ii,
z'Müllen an der Post!

Z'Bürglen uf der Höh,
nai, was cha me seh!
O, wie wechsle Berg un Tal,
Land un Wasser überal,
z'Bürglen uf der Höh!

Z'Staufen uf em Märt
henn si, was me gebrt:
Tanz un Wii un Lustberkait,
was aim numme 's Herz erfreut,
z'Staufen uf em Märt!

Z'Fryburg in der Stadt
suufer isch's un glatt;
riichi Heere, Geld un Guet,
Jumpfere wie Milch un Bluet,
z'Fryburg in der Stadt.

Wo n i gang un stand,
wär's e lustig Land.
Aber zaig mer, was de witt,
numme näumis find i nit
in dem schöne Land.

Mynen Auge gfallt
Heerischried im Wald.
Wo n i gang, se denk i dra;
's chumnt mer nit uf d'Gegnig a,
z'Heerischried im Wald.

Ime chlaine Huus
wandlet ii un uus,
gell, de mainsch, i sag der, wer?
's isch e Si, es isch kai Er,
ime chlaine Huus.



Der Schwarzwälder im Dreisgau. Gedicht von J. V. Hebel; illustriert von Erdmann Wagner. (S. 516.)

Hebel-Bilder (VI.)

Johann Peter Hebel

Säen und ernten im Zwang der Gezeiten und der Natur demütig nah sein in allen ihren Launen, war dem Landmann bestimmt.

Plünderndes Kriegsvolk konnte die Frucht auf den Feldern zerstampfen, das Vieh aus den Ställen fortführen, die Scheunen verbrennen; aber der Boden blieb ewig geschäftig, der Wald wuchs Holz, die Wiese wuchs Futter, die Scholle hielt ihre fruchtbaren Schalen dem Segen des Himmels geöffnet.

Prahlende Städte verkamen, und Throne wurden gestürzt; der Bauer ging hinter dem Pflug, stand auf der Tenne und füllte die Scheuer; er wußte, daß über den Fürsten der Erde ein himmlischer Herr war, und über allen Gesetzen der Obrigkeit stand der Kalender.

So geschah es, daß Hebel, der geistliche Herr in der badischen Hauptstadt, durch allen Spektakel der Zeit harmlos dahinging, weil er ein Kalendermann wurde.

Er war der einzige Sohn einer Witwe, und Tagelöhnerarbeit hielt seine ärmliche Wiege; aber die Wiege stand droben im Markgräflerland, wo die muntere Wiese dem strengen Schwarzwald entspringt.

Da gingen dem Knaben die Wege in fröhlicher Freiheit, da waren die Wolkenweiten über die grünen Gebreite bis hinter die blauen Fernen gespannt, da sangen die Vögel zur Arbeit, da war ein emsiges Landvolk im Kreislauf des Jahres geborgen.

Den Dank seiner fröhlichen Jugend brachte der Kirchenrat und Prälat als Kalendermann seiner Heimat zurück.

Er konnte darüber die geistliche Würde vergessen und alle Gelehrsamkeit seiner Bücher; auch blieb er ein Schalk und wußte genau, was ein Zirkelschmied war; einen lustigen Diebstahl erfinden, schien seinen schlaflosen Nächten gesunder als Cicero lesen.

Schnurren und Späße, die draußen im Land herum-liefen, fing sein Kalenderwort ein und sparte den Spott nicht, wenn der Müller von Brassenheim allzu fett und selbstgerecht war.

Er konnte auch ernst wie ein Landpfarrer werden, und die Moral hing seinen Geschichten gern einen Zopf an, wie es die Großmutter tat, wenn sie den Enkeln Märchen erzählte; doch waren sie darum nicht weniger trefflich, und jedes Ding stand in der klugen Wahl seiner Worte und blühenden Bilder leibhaftig da.

Die dankbaren Leser merkten die weise Kunst nicht, die der kluge Kalendermann übte; sie lasen sich selber und sahen ihr ländliches Leben gespiegelt, so wie sie es kannten.

Wohl kam auch der Bürger hinein aus den Gassen der Kleinstadt, aber der Rock war gelüftet von seinen muffigen Stuben, und die Wiesenluft blies ihm sein grämliches Angesicht frisch, daß er die ländliche Fröhlichkeit lernte.

Die aber Weltbegebenheit machten, über Schlachtfelder ritten, Städte verbrannten, deren Stiefel in mancherlei Dreck unsauber wurden, mußten auch manchmal beim Huf- und Wagenschmied warten; der Kalendermann sah sie dann in der Nähe, wo sie nur Menschlichkeit waren mit staubigen Röcken, Schnupfen oder einem Karbunkel.

So mußten sie anders durch seine Geschichten spazieren, als sie sonst taten, und der verborgenen Demut war ein Rößlein geschirrt; indessen der Hochmut zu Fuß ging.

Leben und Sterben war in den Kalender getan, darin die Natur den menschlichen Nucken und Nöten mit Saat und Ernte, Blüte und Frucht, Sonne und Regen, im Wechsel des Mondes und seiner blanken Gestirne die ewigen Sinnbilder hielt.

Wilhelm Schäfer, In: Hebelkranz, Alemannische Dichtergabe, Hg. Hubert Baum, 1951

Die Hebel-Rezeption in der gegenwärtigen Mundartdichtung

Johannes Kaiser, Breisach a. Rh.

Die Welle scheint abgeebbt. Zwar hat sich die Diskriminierung der Mundart, wie sie um 1970 das öffentliche Leben beherrschte, entschärft, doch die Hausse für die Mundartliteratur ist vorbei: Die Verlage lehnen ab und verlagern ihre Produktion auf Bildbände; die Besucherzahlen bei Lesungen haben sich eingependelt oder bröckeln ab; die Medien zeigen kein Interesse mehr an solcher Mundartliteratur, die sich außerhalb der ausgetretenen Wanderwege um gültige Aussagen über die Heimat bemüht; einige Autoren haben sich zurückgezogen und einer, der sich mit seinen Mundarttexten wahrhaftig einen Namen gemacht hat, erklärt, er habe das, was er in Mundart habe sagen wollen, gesagt — wofür ihm paradoxerweise das Medieninteresse wieder entgegenspült.

Schön und schlecht. Einen Vorteil allerdings hat die neue Situation: Wer in der Mundart die ihm eigene Sprache sieht, in der er das Eigene ausdrücken will, kann sich wieder in Ruhe darüber Gedanken machen, wie er das tun soll. Dazu gehört nicht zuletzt die Auseinandersetzung mit der Tradition.

Hebel als „Klassiker“

Eigentlich kommt ein Autor, der alemannische Mundart schreibt, an J.P. Hebel nicht vorbei. Für die Kriegsgeneration scheint das noch selbstverständlich. Das Bild hat sich heutzutage jedoch völlig verändert. Fragen Sie einmal einen jungen Schweizer, der seit einigen Jahren seine Briefe lieber in „Schwyzerdütsch“ (!) schreibt, ob er einen Johann Peter Hebel kennt! — Das Elsaß hat, wenn es um seine sprachliche Identität geht, wahrhaf-

tig andere Sorgen. — Und im Badischen? Die folgenden Ausführungen wollen darauf eine Antwort versuchen.

Die theoretische Auseinandersetzung um die angemessene Verwendung des Dialekts im poetischen Entwurf von Welt hat hierzulande viel Streit verursacht. Man hat die Mundartliteratur nach 1945 in drei große Gruppen eingeteilt:

— die in der Tradition der „klassischen“ Dialektdichtung stehende Richtung,

— die Dialektdichtung zwischen Tradition und Moderne und

— die neue, zeitgenössische Richtung, wobei man die Gruppen zugleich in ein Wertungsschema gepreßt hat: Nur die neue Richtung mit dem Schwerpunkt auf der gesellschaftskritisch-dokumentarischen Aufspaltung erstarrter Formen könne poetisch tragfähig sein und einer epigonenhaften Trivialisierung aus dem Weg gehen¹⁾.

Kein Wunder, daß Hebel nicht hoch im Kurs stand. Galt er doch als „Klassiker“ der alemannischen Mundartdichtung. Diese aber sollte sich nicht vergangenen Größen verpflichtet fühlen, sondern der Weiterentwicklung der Gesellschaft. Ein Gedicht von *Manfred Bosch* (geb. 1947) drückte das deutlich aus:²⁾

Zunehmende Wichtigkeit

Konn gringere wie de Eischei
Konn gringere wie de Hebel
Konn gringere wie de Landrot
Konn gringere wie de Burgemoschter
Konn gringere wie du und i
Konn gringere wie
de gringscht unter uns

Die Verfechter der Tradition konnten sich damit nicht abfinden. *Karl Kurrus* (geb. 1911) beispielsweise suchte energisch „S Guat vum Alte bhalte“³⁾ und Hebels Anspruch auch in Deutschlands „heißen Herbst“ 1983 einzubringen:⁴⁾

Bi Johann Peter Hebel stoht
fir uns bis hit e guate Rot.
Aü wenn d Welt falsch un kunterbunt,
si Wort gilt, wells vu Herze kunnt.

Er heißt is Mensche-Brucke boie,
mit Wort un Tua enander troie,
aß Freindschaft uns zuum Helfer wird
un nit uns Hass un Niid verwirrt.

Er het uns alle so vil gsait,
mit ernstem Wort, im Liad voll Fraid.
Si Rotschlag heißt doch: Tua di bsinne
un domit inne Fride gwinne!

Zwischen diesen Polen ereignet sich die Hebel-Rezeption in der gegenwärtigen Mundartliteratur. Im folgenden soll versucht sein, die Aufnahme und Bearbeitung von Hebels Dichtung, wie sie bei wirkenden badisch-alemannischen Autoren zu beobachten ist, grob zu strukturieren.

Dabei werden allerdings nur solche Texte berücksichtigt, die Hebels Dichtung explizit aufnehmen, sie also wirklich *bearbeiten*. Alle die weitergehenden *Verarbeitungen* von Hebelschen Themen, Aussagen oder auch nur sprachlichen Wendungen, bedürften einer richtigen interpretatorischen Analyse.

Eine weitere Einschränkung geht von den untersuchten Texten selbst aus. Es gibt lediglich *Gedicht*texte, die sich in der beschriebenen Weise auf Hebel beziehen, keine aktuellen Theaterstücke und keine Prosa. Das liegt vermutlich daran, daß Hebel selbst sich literarisch nur in den „Alemannischen Gedichten“ im Dialekt geäußert hat.

Drei Gruppen gibt es nun zu unterscheiden, die jedoch mit den bereits angeführten drei Richtungen der Mundartliteratur nach 1945

nicht deckungsgleich sind. Die hier vorgeschlagene Einteilung unterscheidet sich von jener auch grundsätzlich dadurch, daß sie keine Wertung vornimmt, keine moralische, keine literarische und keine politische. Sie will lediglich ordnen und vorstellen.

1. Bekenntnis zu Hebel

Auf zweierlei Arten bekennen sich alemannische Autoren zu Hebels Dichtung als Vorbild in Thematik, Aussage und Sprache. Zum einen schreiben sie *Gedichte über Hebel*, zum anderen übernehmen sie seinen *Schreibduk-tus*.

Für ersteres gibt nicht nur Karl Kurrus (s. o.) ein Beispiel, sondern auch *Werner Richter* (geb. 1929) in seinem Gedicht „An Johann Peter Hebel“:⁵⁾

Du heitere Hebel
Du gisch is so viil,
Du heitere Hebel
Du bisch mir e Ziil.

Bisch nit numme Finger
und mahnendi Hand,
bisch allewiil Bringer
im heitere Gwand.
(. . .)

Mr hört freudig Lache
e Schmützli im Mai,
de Nachtwächter wache
im Dörfli allei.

E Nütznutz, de Dieter
jetz het er sii Lohn,
statt lustigi Lieder
im Mond uf de Froom.
(. . .)

Mänk freudigi Stündli
hesch Du n is scho gschenkt
und dur Diini Fündli
zuem Fröhliche glenkt.

Eine ganze Reihe von Beispielen ließe sich für Texte in Hebels Schreibweise einbringen. Hier soll sich eine Auswahl von Gedichten anschließen, die im kontrastierenden Verhältnis zueinander die inhaltlichen Differenzen sichtbar machen, die sie auch im Vergleich zu Hebels Original besitzen. Obwohl bei *Eugen Falk-Breitenbach* (1903–1979) Hebels Name nicht erwähnt wird, ist doch die Affirmation von Hebels „Wegweiser“ unübersehbar.⁶⁾

Ein gutes Gewissen

Halt di wohl un schwätz nit z' viil,
Mach kei Wääsis un kai Gschrai,
Was de suechsch un wit ergrinde,
Isch e Glauwe oder Finde,
Lauf dii Wääg's un gang ellai.

Hesch emol e Zwiifel in dr,
Waisch bal nimmi us no ii,
Was de suechsch, säll wursch au wisse,
's letscht vun allem isch 's aige Gwisse,
Froogsch säll, kaasch uhni Sorge sii!

Während hier der Weg im Alleingang im Vordergrund steht, betont *Wolfgang Scheurer* (geb. 1938) den „Weg mitnand“.⁷⁾

(. . .)
Wenn du emol am Wegrand stohsch
Un wartsch uf ein, wo mit dr got,
Dno isch s, hesch so denkt, weger zspot.

Denn mitgno wird nur dä, wo au
En andre mitnimmt; un genau
Eso vrteilt sich licht jed Müh.
Für des dr Afang isch nie zfrüh.

Gerhard Jung (geb. 1926) gehört zu jenen Autoren, die sich Hebel erklärtermaßen verpflichtet fühlen. Hebels „Guter Rat zum Abschied“ wirkt in seiner Hebel-Rezeption wie ein roter Faden. Nicht umsonst war sein zusammenfassender Gedicht- und Prosaband „Loset, wie wär's?“ vom Verlag zunächst unter dem Titel „Am Chrüzweg“ angekündigt.

Das für sein Oeuvre zentrale „Uf de Schwelle“⁸⁾ erinnert daran ebenso

Mer chömm
allbott
an e Schwelle,
wo keine weiß,
wie s witergoht.

wie das Gedicht „Weisch wo de Weg . . .“:⁹⁾

Weisch, wo de Weg in d Liebi goht?
Er geht dur d Arbet, Tag für Tag,
im stille Champf ums täglich Brot,
so treu un guet s e Mensch vermag.
(. . .)

Wenn zwei e Nest wönn baue,
no bruuche si Vertraue
un Glaube anenand,
un Muet, zuem s eignu Wölle
ganz hintenane z stelle —
selbzeit in Gottes Hand.

Weisch, wo de Weg in di Liebi goht?
Er goht de dunkle Stunde no.
Un wer di dunkle Stunde schüücht,
wird selte recht in d Liebi cho.

2. Umwandlungen

Hebels „guter Rat“ findet sich in ganz anderer Form in einem Lied wieder, das von *Roland Hofmaier* (geb. 1946) stammt. Für ihn steht Hebels Aussage in einer Reihe von „Sprüchli“, die er als wegweisende Erinnerung von seiner Mutter dankbar übernommen hat:¹⁰⁾

Emol do bin i schlecht dra gsi,
s' het eifach nüt me klappt:
drnäbe isch mr alles keit,
no bin i zue dr Muetter g'rennt
un ha mi Leid dört klagt;
do het si mir doch grad e Sprüchli gseit.
S' isch sell gsi mit dem Berg,
wo grad versetze chöntsch,
wenn zue dr seisch „Ich will!“

i ha-n emol, de glaubsch es nit,
 zwei Schätz uf eimol gha;
 si häns zum Glück nit gmerkt,
 b'halte hät i beidi gern,
 si sin so herzig gsi;
 e Sprüchli het mr gsait, das isch verkehrt.
 S' isch sell gsi mit dem Chrüzweg,
 wo de still halte muesch
 un zerscht di Gwisse frogsch . . .

Hier macht sich ein Autor darüber Gedanken, nach welchen Maximen er sein Leben ausrichtet. Indem er die Ratschläge der Mutter zitierend aneinanderreihet, reflektiert er den Stellenwert der „Wegweiser“ für einzelne eigene Lebenssituationen. Auf andere Weise überträgt *Monika Schreiber-Loch* (geb. 1941) Hebels Dichtung in die eigene Lebenssituation als Mutter eines Kindes, das in der Mietwohnung als Ruhestörung betrachtet wird. Hebels „Mutter am Christabend“ klingt an, wenn es unter dem Titel „Nachtrueh“ heißt.¹¹⁾

Hüül nit so lut, mi herzig Buschi
 die andre Lüt hän's nit so gern.
 Do hesch di Bär, do hesch di Muschi,
 un bisch jetz still, mi chleine Stern.

Die Wohnig isch halt numme gmietet,
 baut isch si au nur „sozial“,
 de ein dä schimpft und dä verbietet . . .
 Chumm uf de Arm — 's isch jo egal,
 ob ich di guugle und verwöhn,
 d' Lüt finde numme, d' Rueh wär schön.
 (. . .)

Jetz schloof mi Biebli, 's isch bal Zit,
 gell, hüülsch mr nit, d' Lüt möges nit.

Auch die „Vergänglichkeit“ wurde in jüngster Zeit in die gegenwärtige Welt zu übertragen versucht. In einem Gedicht mit dem Titel „Die neu Vergänglichkeit“ wird die Fahrt von Vater und Sohn nach Basel bei Brombach umgeleitet und führt über den Dinkelberg in Richtung Kaiseraugst. Angesichts des geplanten Atomkraftwerks entsteht

die Vision einer neuen Apokalypse im Gefolge der Neutronenbombe, über die diesmal der Junge den Alten aufklärt.¹²⁾

Fascht allmol, Vadder, wemmer dört de
 Durm
 Vo Chaiseraugscht so vor den Auge stoht,
 No denk i dra, aß selle Wellesturm
 E Chraft het für millionefache Dot.
 (. . .)

Jo, Vadder, no in keinre Ziit isch d'Macht
 So risig gsi, wo d'Mensche bsesse hän —
 Egal, was bschausch, ob in re Wahnsinns-
 schlacht
 E Stern verglieht, ob Reaktore gänn,
 Was d'Meer durstrahlt, ob d'Chern in
 Menschehand.
 Lang gnueg, so schiint's, isch d'Welt e
 Gottsgschöpf gsi.
 Des isch die neu Vergänglichkeit: e Wand
 Bliibt ganz, un d'Mensche hintedra sin hi!
 Für selli Wunderwaffe stirbt d'Natur,
 Un mit de Ziit verbrennt die ganzi Welt, . . .

Manfred Marquardt (1927–1982), der mit seinem Gedicht vom „Morgestraich“ ebenfalls eine fast Hebelsche Vision vom Jüngsten Tag beschreibt¹³⁾, überträgt an anderer Stelle ein weiteres berühmtes Hebelgedicht. Aus dem „Mann im Mond“ werden im Zeitalter nach der Mondlandung „D'Männer uf em Mo“:¹⁴⁾

Uf em Mo go ummeschlurpe:
 Dasch Johrtusigposcht!
 As die uding große n Urpe,
 eitue, was es choscht.

Nümme stuune, d'Mueder froge:
 „Sag' was isch im Mo?“
 Selbergluengt un uffegfloge,
 weisch, mer chönne 's jo!

Meinsch sie funde dört de Dieter,
 dä wo Welle macht?
 Nei, dä haut vor derlei Brieder
 ab in d'Sternenacht.
 (. . .)

3. Widerspruch gegen Hebel

Während den zuletzt angeführten Texten Hebels Dichtung offensichtlich als tragfähig genug erscheint, für die Gegenwart Gültiges auszusagen, regt sich bei jüngsten Autoren zu einigen Punkten in Hebels Werk ein grundsätzlicher Widerspruch. So nahm sich auch *Uli Führe* (geb. 1957) Hebels „Mann im Mond“ an. Er kann sich nicht mit einem für immer verbannten Dieterli abfinden, noch dazu aus der Feder eines Pfarrers:¹⁵⁾

De Ma im Mond

De Mond chunnt nit vom Himmel abe
De Dieterli libbt bi sim Gschäft
Duet witter sini Wiedli trage
Un brav Apollos Spure pflège.

Dä Ma dä mueß si Strof abläbe
Wägge dumme Bohnestäcke
Allei stoht er im Mondstaubräge
Un biäßt bis an de jüngste Tag.

Diä Fromme hän ihn uffe gjagt
Un sage: Di Schuld sei dir vergeh
Des nützt im Dieterli ä Dräck
Er chunnt vom Mond dört nit ewägg.

Wiederum auf den „Wegweiser“ bezieht sich ein Gedicht von *Markus Manfred Jung* (geb. 1954). Er stört sich daran, daß Hebel vom Gewissen meint: „'s cha dütsch, Gottlob“, und schreibt unter dem Titel „Guete Root zum Abschied oder Schwätz wie d Gsellschaft gwachsen isch“:¹⁶⁾

Un wenn scho s Muul nit halte chasch,
mi Bueb, schwätz nit so breit!
Au wenn der selber d Sprooch verschlasch,
vergiß dii Schnureschneid!
Suscht wirsch verlacht as letschte Buur,
un vor diim Ufschtig stoht as Muur:

dii Sprooch.

Sig gschiit mi Bueb:
schwätz hoch!

Hebels Wiederentdeckung

Diese insgesamt sicherlich unvollständige, aber vielleicht repräsentative Textsammlung läßt sich zusammenfassen. Es fällt auf, daß Hebel für die Nachkriegsgenerationen der badisch-alemannischen Mundartautoren nicht mehr die unumstößliche Autorität ist, der man in Themen, Aussagen und sprachlicher Form affirmativ folgen müßte. Für die ganz Jungen ist allerdings auch die Zeit vorbei, in der die Hebeltradition einfach liegenblieb. Sie entdecken Hebels Bilder wieder, weil diese offensichtlich auch in ihrer Identität eine Rolle spielen.

Auffällig ist die wiederkehrende Auseinandersetzung mit Hebels „Merke“, besonders dem „Wegweiser“. In diesem Hebelgedicht scheint ein Erziehungsprogramm destilliert, an dem jener Autor sich mißt, der sich selbst als wegweisender Mahner versteht, und jener Autor sich häutet, der seinen eigenen Entwurf von Welt entblößt.

Was wird nach der Welle geborgen, wenn sie abgeebbt ist: verschlicktes Strandgut oder eine versandete Muschel? Die jüngste und vielleicht letzte authentische alemannische Mundartliteratur in Baden ist dazu aufgebrochen, ein Kleinod ans Ohr zu halten und sein Rauschen zu enträtseln.

Anmerkungen:

¹⁾ vgl. Fernand Hoffmann / Josef Berlinger, Die neue deutsche Mundartdichtung — Tendenzen und Autoren dargestellt am Beispiel der Lyrik (Germanistische Texte und Studien Bd. 5), Hildesheim 1978 (Georg Olms Verlag), bes. S. 5, 16 ff., 29 ff., 56 ff.

²⁾ in: Manfred Bosch, Ihr sind mir e schöne Gsellschaft — Neueste alemannische Gedichte, Rheinfelden 1980 (Selbstverlag, Neumattenweg 30, 7888 Rheinfelden), S. 74.

³⁾ in: Karl Kurrus, Alemannische Sprich in Kaiserstühler Mundart — herzlich — bsinnig — kritisch — froh, Lahr 1981 (Moritz Schauenburg Verlag), S. 21.

⁴⁾ Karl Kurrus, Zweek Ruafer biate Hilf uns a, in: ders., Gedanken um Johann Peter Hebel und René Schickele — Vortrag in der Kirche zu Her-

tingen am 23. Oktober 1983, o. O., o. J. (Selbstverlag, Schlesierstr. 7, 7800 Freiburg), S. 2 (unpag.).

⁵⁾ in: Werner Richter, E Armvoll Freud — Gedichte in alemannischer Mundart, Lahr 1981 (Moritz Schauenburg Verlag), S. 32 f.

⁶⁾ in: Muettersproch-Gsellschaft Freiburg (Hrsg.), Alemannische Anthologie „S lebig Wort“ vu 31 Mundartdichter us em Badische, Lahr 1978 (Moritz Schauenburg Verlag), S. 55.

⁷⁾ in: Wolfgang Scheurer, O Welt, wie bisch!?, (Silberdistel-Reihe Nr. 129), Lahr 1977 (Moritz Schauenburg Verlag), S. 27.

⁸⁾ in: Gerhard Jung, Uf de Schwelle — Alemannische und hochdeutsche Gedichte, Lahr 1980 (Moritz Schauenburg Verlag), S. 7.

⁹⁾ in: dto. S. 92 f.

¹⁰⁾ in: Roland Hofmaier, Lied/rigs vo gestern un morn — Alemannische Lieder, Lahr 1981 (Moritz Schauenburg Verlag), S. 11.

¹¹⁾ in: Monika Schreiber-Loch, Chleini Chinder, großi Lüt — Gedichte und Geschichten in Tumringer Mundart, Lahr 1980 (Moritz Schauenburg Verlag), S. 10.

¹²⁾ Johannes Kaiser, Die neu Vergänglichkeit, in: Allmende — Eine alemannische Zeitschrift (hrsg. v. M. Bosch, L. Haffner, A. Muschg u. a.), Heft 3/1983 (Jan Thorbecke Verlag), S. 31 ff.

¹³⁾ in: Manfred Marquardt, Eso goht's is! — Alemannische Verse, Lörrach 1979 (Glasmann-Verlag, Rainstr. 13, 7850 Lörrach), S. 30.

¹⁴⁾ in: dto., S. 20.

¹⁵⁾ in: Uli Führe, Chrutt unter dr Hutt (Langspielplatte), Kirchzarten 1982 (Selbstverlag, Keltengring 101, 7815 Kirchzarten).

¹⁶⁾ bisher unveröffentlicht. Markus Manfred Jung, Obermattweg 11, 7850 Lörrach.

Der allezeit vergnügte Tabakraucher

Im Frühling

's Bäumli blüeiht, un 's Brännli springt.
Pötz tausig, loos, wie 's Vögeli singt!
Me bet sy Freud un frohe Muet,
un 's Pfiifli, nai, wie schmeckt's so guet!

Im Sommer

Volli Äbri, wo me goht,
Bäum voll Öpfel, wo me stoht,
un es isch e Hitz un Gluet!
Aineweg schmeckt's Pfiifli guet.

Im Herbst

Chönnt denn d'Welt no besser sii?
Mit sym Trüübel, mit sym Wii
stärkt der Herbst my lustig Bluet;
un my Pfiifli schmeckt so guet.

Im Winter

Winterszyt, schöni Zyt!
Schnee uf alle Berge lyt,
uf em Dach un uf em Huet.
Justement schmeckt 's Pfiifli guet.

Drum schmeckt mer au my Pfiifli wohl.
Denkwohl, i füll mer's nonemool!
Zuem frohe Sinn, zuem freie Muet
un haimetzue schmeckt alles guet.

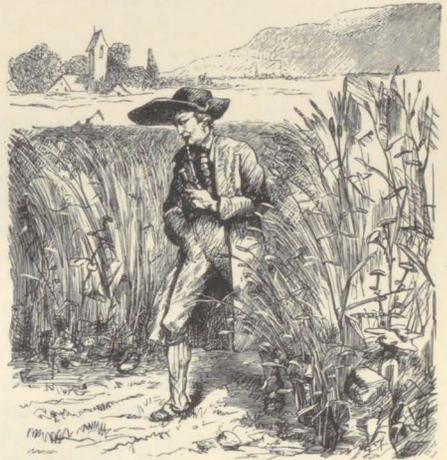
Der allzeit vergnügte Tabakraucher.

Gedicht von J. P. Hebel; illustriert von Erdmann Wagner.



Im Frühling.

's Bäuml' kflieist, und 's Brünkl' springt.
 Des taufig' los, wie 's Bögeli singt!
 Me het si' Freud und frohe Mueth,
 Und 's Piffsi, nei, wie schmeckt's so guet!



Im Sommer.

Poff! Kefri, wo me goht,
 Säun voll' Kefri, wo me stobt!
 Und es isch e' Hitz und Gluet,
 Eineweg schmeckt's Piffsi guet.



Im Herbst.

Gönnst denn d'Welt no besser is?
 Nit si'm Trübel, mit si'm Bi
 Stärkt der Herbst mi' luetzig' Gluet,
 Und mi' Piffsi schmeckt so guet.



Im Winter.

Winterszit, schöni Zit!
 Schnee uf alle Berge lit,
 Wifem Dach und wifem Guet,
 Zustemmi schmeckt's Piffsi guet.

Hebel-Bilder VII.

Es gibt auch zwei Dichter, die im Himmel über dem Schwarzwald wohnen; wenn sie ihn färben dürfen, wissen wir, wer von den beiden an der Arbeit sitzt. Den vergißmeinnichtblauen Himmel verdanken wir Johann Peter Hebel, den tiefblauen Heinrich Hansjakob. Die Vermutung liegt durchaus nahe, daß sie das machen dürfen, denn beide waren zuzeiten ihres Erdenwallens Seelenhirten. Die Wiege des einen, der die Auen und Vorberge besang, stand unten im Wiesental, dort, wo die vorgestreckte Nase des Gebirges, das Grenzachhorn, an den Hochrhein stößt, die des anderen im Kinzigtal, wo der Schwarzwald mit seiner ganzen Tannenfülle den südlichen Höhen zustrebt. Der eine war Protestant, der andere Katholik. Aber im Herzen bargen sie beide die eine große Liebe zur Heimat, zum Schwarzwald. In dieser großen Liebe schmolz jeder geistliche Unterschied. Wenn ihr den Schwarzwälder fragt, warum jeder Rucksack und jede Jacke zwei Taschen haben, wird er euch sagen, damit ihr in jeder ein Buch unterbringen könnt, eines für die Wiesen und eines für den Wald, das eine von Hebel, das andere von Hansjakob. Er stellt sich euren Marsch durchs Gebirge so vor, daß ihr, wie er, oft stehenbleibt, euch mal niederlegt, den Kuhglocken zuhört und darauf achtet, was euer Herz zu all dem rundum meint. Denn da oben in den Bergen ist alles Besinnlichkeit wie in den Büchern der Dichter.

Franz Schneller, Brevier einer Landschaft, 1957

Um den vollständigen und authentischen Hebel bittend

Die Hebel-Forschung vor einem Anfang

Ludwig Rohner, Schwäbisch Gmünd

„Einmal muß man von der Erklärung auf die bloße Beschreibung kommen.“ (Wittgenstein)

I

(1) „Hebels Lebensgang ist einfach und fast schmucklos; er bietet nichts dar von romantischen Fahrten in den Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens, nichts von interessanten Verwicklungen, von tiefgehenden inneren Kämpfen, von einem tragischen Ringen mit einem unerbittlichen Geschick . . .“

(2) „Es geht hier einfach um die Wahrheit Hebel, die sehr viele nicht erkennen wollen, weil es ihnen in den biedereren und gemütlichen Rahmen nicht paßt . . . Man hat bei vielem, was er tat und schrieb, zumal bei den frühen Briefen, das Gefühl, als spiele er über etwas hinweg; manches, was uns Einblick geben könnte, hat er, vielleicht in später Selbst-erkenntnis, vernichtet . . . Es wird Sache der Forschung sein, die bisherige leidige Trennung zwischen dem Dichter Hebel und dem Theologen Hebel zu überwinden . . . Erst dann zeigt sich die wahre Größe Hebels, der ein Mensch war wie wir alle, Gefährdungen und Zweifeln, Säumnissen, Schuldigwerden ausgesetzt . . .“

Sprechen diese beiden „Erklärungen“ vom selben Mann? Während Georg Längin (1) 1875 den Dichter harmonisiert bis zur Spannungslosigkeit, problematisiert ihn Eberhard Meckel (2) 1957 fast bis zur Verfremdung. Ein 1964 erschienener „bibliographischer Bericht“ glaubt in der Hebel-Literatur eine entschiedene „Umwertung“ zu beobachten: „Man lenkt die Aufmerksamkeit auf des

Dichters ‚dunkle Seiten‘, ja manche Interpreten sehen Hebels Leben, Sprache und Weltbild voll spannungsreicher Widersprüche, erblicken Zeichen einer tragischen Zerrissenheit . . .“

Die Wahrheit liegt vermutlich nicht in der sprichwörtlichen Mitte. Entscheiden läßt sich vorläufig noch nichts. Allein für die ungedruckten theologischen Texte Hebels sieht die im Entstehen begriffene historisch-kritische Gesamtausgabe (HKG) zwei unter voraussichtlich neun Bänden vor! Von Hebels aufschlußreichem „Behältnis für meine flüchtigen Gedanken, Einfälle, Mutmaßungen“ sind erst Proben publiziert. Der Hauptbestand des handschriftlichen Nachlasses liegt in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe. Adrian Braunbehrens, der spiritus rector der HKG, schätzt, daß hiervon erst ein Fünftel, höchstens ein Viertel veröffentlicht sei (von den Briefen abgesehen). Über den Theologen Hebel kann das letzte Wort noch nicht gesprochen sein. Wenn die Beschreibung der Erklärung vorausgehen soll, wird die dringliche neue *Biographie* noch auf sich warten lassen.

II

Bedarf der spiegelklare und so einfache Hebel des einschüchternden Aufwands einer textkritischen *Gesamtausgabe*? Zugegeben: die „Alemannischen Gedichte“ galten als *crux editorum*. Nun hat Adrian Braunbehrens bis 1986 eine wissenschaftliche Ausgabe in Aussicht gestellt (nach den von ihm 1982

im „Euphorion“ dargelegten Prinzipien). Von Winfried Theiß gibt es seit 1981 eine ebenso verlässliche wie lesbare Ausgabe des „Schatzkästleins des rheinischen Hausfreundes“ — der Laie sollte sich durch „Wissenschaftlichkeit“ nicht abschrecken lassen. Gleichfalls 1981 hat der Verfasser dieser Übersicht einen Faksimiledruck des „Rheinländischen Hausfreundes“ vorgelegt und mit einem knappen Kommentarband versehen. Es gibt bei Hebel vergleichsweise wenige Varianten. Die Quellenlage ist nicht eben kompliziert.

Überdies sind wir mit Hebel-Ausgaben reichlich versehen. Für den Zeitraum 1890—1961 verzeichnet eine Bibliographie 253 Ausgaben bzw. Auswahlen aus dem „Schatzkästlein“, 40 aus den „Alemannischen Gedichten“ und 15 aus den „Biblischen Geschichten“ (die eher stiefmütterlich behandelt worden sind). An eine Ausgabe der „Briefe“ hat sich seit Zentner (erstmalig 1939) niemand mehr gewagt. Die erweiterte und verbesserte Ausgabe von 1957 ist der Revision dringend bedürftig; die von Zentner ausgelassenen amtlichen sowie die zehn seither aufgefundenen persönlichen Briefe wären einzuordnen. Hier verspräche wohl die systematische Fahndung noch Erfolg.

Für die betreffenden siebenzig Jahre bucht die erwähnte Bibliographie überdies 31 „Werksammlungen“, eine Bezeichnung, die in der Editorik nicht geläufig ist (paradox ebenfalls „Sammelauswahl“). Seit 1867 konnte man auch Hebel frei drucken. Kein vergleichbarer deutscher Autor ist bis in unsere Zeit herauf so häufig bearbeitet, verzettelt und „eingesichtet“ worden für die verschiedenste Zwecke wie gerade dieser Autor, der Mann der kurzen Form und der schmalen Bände (es sind deren drei oder vier, falls man die „Biblischen Geschichten“ doppelt zählt).

Selbst unter den bisherigen 10 „Werkausgaben“, was immer sie im Titel auch ankündigen, ist keine einzige nur annähernd vollständig. Bald fehlen die theologischen Schriften und die „Biblischen Geschichten“, bald

die Rätsel und Versepisteln. Wenn überhaupt Briefe, dann ein paar Beispiele. Und wenn etwas aus den privaten Aufzeichnungen, dann Kostproben. Liebhaberhaft. Der kritische Behagel, der wissenschaftlichen Ansprüchen am nächsten kam, blieb mit seiner Arbeit stecken.

„Sämtliche Werke“, „Gesammelte Werke“, gleichviel: als „Leseausgaben“ gedacht und oft nützlich, bringen sie nie den ganzen Hebel. An Auswahlen ist der Bedarf inzwischen so gedeckt wie, auf der anderen Seite, an „Bekanntnissen“.

Die früheste Werkausgabe, 1832—1834 in acht Bänden, ist bis heute die reichhaltigste und unschätzbar. Die Herausgeber, mit dem Dichter noch persönlich bekannt, konnten auf die handschriftlichen Satzvorlagen zurückgreifen, die dann vernichtet worden sind — oft die einzigen „autorisierten Zeugen“.

III

Die Hebel-Forschung an einem neuen Anfang

In Abständen von fünfzig Jahren sind bisher drei Generationen von Hebel-Forschern hervorgetreten: Sammler, Herausgeber, Interpreten, Biographen (oft all das in einem). Sie verdienen die Dankbarkeit der Nachgeborenen. Sie forschten auf eigene Faust, nur ausnahmsweise zünftige Philologen, mit bescheidenen Mitteln und bei beschränkter Quellenlage. Es bedeutet allerdings eine (wissenschaftliche) Kritik an ihrer editorischen und philologischen Arbeit, jedoch keine Respektlosigkeit gegenüber ihren Verdiensten, wenn man heute mit Nachdruck um den vollständigen und authentischen Hebel bittet. Sie haben mit entsagungsvoller Hingabe den künftigen Lesern ihren Hebel erschlossen, nicht nur gelegentlich mit größerer Liebe als Exaktheit. Hier müssen ein paar Stichproben für umfänglichere Belege stehen. „Der Spaziergang an den See“, mit falscher Überschrift und Datierung, ist von Längin verstümmelt mitgeteilt worden, auf-

grund eines Entwurfs im Nachlaß und in Unkenntnis der gedruckten Fassung (am 14. 1. 1820 in „Morgenblatt für gebildete Stände“). Zentner, dessen Hauptverdienst die Herausgabe der Briefe bleibt, hat sich oft verlesen, und nicht immer geringfügig. Im Brief vom 14. 4. 1801 fehlt rätselhaft der wichtige Ausruf „Ich und Herder!“ Einen Brief vom November 1812 an Gustave Fecht, von dem einiges abhängt, haben Zentner und Altwegg um 16 Jahre zu früh datiert (Einzelheiten über diesen Brief „und anderes noch“ von Adrian Braunbehrens im „Markgräflerland“ 1983). Altwegg vermittelt aus dem Nachlaß die „Traumaufzeichnung“: „Ich lag in dem Haus meiner Mutter in meiner ehemaligen Schlafkammer.“ Der Augenschein im Nachlaß ergibt: „Ich lag (gestrichen: schlief) in dem Hause meiner Mutter (gestrichen: in meiner Mutter) in meiner ehemaligen Schlafkammer.“ Da stutzt nicht nur der Psychologe, zumal wenn er den Kontext liest.

Aus alledem erhellt: In der Hebel-Forschung haben die Kärner noch zu tun, jene Kärner, die der Forscher, wie es heißt, in sein tägliches Gebet einschließen sollte. (Im Archiv in Heidelberg ist ihnen ein Computer behilflich.) Dabei laufen die wichtigsten Aufgaben Hand in Hand.

(A) Aufgrund des handschriftlichen Nachlasses und/oder der authentischen Zeugen ist *ein verlässlicher Text* zu erstellen. Der eingebürgerte Wortlaut bedarf durchgehend der Emendation und Kollation nach dem Standard der modernen Editorik. Die Erfahrungen mit den bisherigen Ausgaben und der Vergleich mit den handschriftlichen Fassungen erlauben keinen Zweifel an der Dringlichkeit dieser Arbeit.

(B) Nach dem Ordnen und Transkribieren des handschriftlichen Nachlasses ist dieser *vollständig herauszugeben*. Eine frühere Zeit hielt sich vor allem an die fertigen Werke und druckte diese nach. Jede Generation bringt in ihr Hebel-Bild auch etwas von sich selber ein. Heutzutage interessiert das Wer-

den fast ebenso wie das Vollendete. Also die vielen Entwürfe, privaten Aufzeichnungen, Tagebuchnotizen, im Falle Hebels etwa die Exzerpthefte, die Präparationen für den Rhetorikunterricht, das lateinische Stilbuch (mit Fassungen etlicher Kalendergeschichten), die Reden in der Societas latina, die Predigtentwürfe, namentlich die „Traumaufzeichnungen“ und das erwähnte „Behältnis“. Weder das väterliche „Rechenbuch“ und das „Taschenbuch“ mit Eintragungen des Sohnes noch der Versteigerungskatalog von Hebels Bibliothek aus dem Jahre 1827 mit 600 Titeln gehören bloß in das Kuriosenkabinett (Hebel als Leser, sein literarischer Geschmack usw.).

(C) Hebels handschriftlicher Nachlaß ist leider zu einem großen Teil verloren (so auch die Briefe an ihn oder seine Personalakten, von ihm selbst verbrannt). *Hebel-Funde* sind relativ selten. Dennoch ist mit aller kriminalistischen Hartnäckigkeit nach solchen zu fahnden. Da wären beispielsweise die Archive an den Wohnorten seiner Adressaten auf Hebeliana hin zu durchkämmen. Glück ist dabei wesentlich. So stieß ich einmal in der Bibliotheca Bodmeriana bei Genf auf ein paar handschriftliche Seiten, die in der Hebel-Literatur nicht verzeichnet sind. Ab uno disce omnes . . .

Andere Desiderata bleiben den Kommentarbänden vorbehalten, welche der kritischen Edition folgen sollen, so der Wunsch nach einem vollständigen Sachregister und einem *Glossar* (nicht nur für die „Alemannischen Gedichte“ und die Kalenderbeiträge). Aus der editorischen Praxis in der DDR wäre in dieser Hinsicht einiges zu lernen.

IV

Im uns so vertrauten Lebens- und Erscheinungsbild Hebels gibt es *weiße Stellen*, die hier nur stichwortartig genannt werden können. Die Erlanger Studentenzeit ist (wiewohl grundlegend) trotz kleinerer Vorarbeiten noch wenig aufgehellte. Über Hebels Umgang mit seinen Schülern weiß man einiges; aber

wie war und wirkte er als Kollege, als Direktor? Wo vernimmt man Charakteristisches über seine amtliche Tätigkeit als Kirchenrat (besonders!) und als Prälat? Die diesbezüglichen Schilderungen nehmen sich fast so summarisch aus wie eine Traktandenliste. „Der tätige Mann der Lebenshöhe“ — dieses Kapitel in den Biographien enttäuscht regelmäßig durch seine „Äußerlichkeit“, nimmt sich aus wie ein Anhang zum „Eigentlichen“. Noch immer vermißt der Hebel-Freund eingehende Porträts jener sechs „Tischherren“, denen Hebel am Stamm jahrelang „vorsaß“ — vielleicht Hebels genuines Milieu (während von einem regen Umgang mit Bauern und Handwerkern kaum etwas bezeugt ist). Sodann seine vielen Freundschaften, eine jede anders motiviert und temperiert (da gibt es zuweilen Mutationen). Heimweh, Mutterbindung, Junggesellentum, die unerfüllte Liebe, das ewige Zögern, jener „Quietismus“, der schon den Zeitgenossen an Hebel auffiel. Wir wissen nicht einmal, ob er seiner lebenslangen Freundin je die Liebe gestanden oder auch nur das Du angetragen hat. Sein „politischer Igerschlaf“. Gervinus behauptet: „Er war friedfertig, schüchtern, bescheiden, ohne Sinn für Politik, vergnüglich gefaßt, ganz gemacht für alle Anforderungen einer friedlich idyllischen Dichtung, die ihre Wurzeln in einer freundlichen Heimat schlug.“ Stimmt das, und wie weit? Zählt soziales Engagement nicht zur Politik? Man möchte fortfahren: das Vagabundische, mehr in der Dichtung (und in den Träumen) als im Leben; der Wein . . . Diese indiskreten Fragen haben mit der Wechselwirkung von Leben und Kunst zu tun. Der gesprächige Hausfreund war ein Meister des Verschweigens. Sogar in den Briefen (Hebel ist einer unserer größten Briefschreiber!) Diese gehören substantiell zu Hebels „poetischem“ Oeuvre. Zentner hat „Schreiben rein amtlichen oder geschäftlichen Charakters und Inhalts“ nicht in seine Sammlung aufgenommen. Diese Entscheidung läßt sich kaum rechtfertigen. Die gegen 600 erhaltenen Briefe harren noch

einer gründlichen Untersuchung. Während die Hebel-Freunde die familiären Briefe vorziehen, hält die Forschung sich vor allem an die amtlichen Schreiben und nimmt diese, etwa die Kalender-Gutachten, kritiklos zum Nominalwert. Bei genauerem Lesen verrät sich hingegen ein hartnäckiger Gesuchsteller mit Zügen eines taktisch klugen Justitiars. Auf die sonderbare Moral (sie steht selten im „Merke“) und die nicht nur gelegentlich verzwickte Erzähltechnik in manchen Kalendergeschichten hat 1970 Maria Lypp im „Euphorion“ hingewiesen — ziemlich ungehört. Sympathisiert der Kalendermann, wie schon behauptet, mit der „Unterschicht“, darf man gar von „Einübung in den Ungehorsam“ reden und handkehrum von hämischen Regungen bei diesem als harmlos geltenden Erzähler? In der Diskussion fallen noch stärkere Worte. Jedenfalls geht im Umgang mit Hebel längst nicht alles auf. Auch die Interpreten haben noch viel zu tun.

V

Bei einem Drittel der Beiträge im „Schatzkästlein“ konnte die Stoff- und Motivforschung Hebels Quellen und Vorlagen auffinden (viele andere kannte der Erzähler vom Hörensagen). Die positivistischen Nachweise fruchten indessen wenig, wenn man nicht zeigt, was Hebel im einzelnen Fall aus dem Vorgefundenen gemacht hat. (Die Zundelfrieder-Geschichten sollte man nicht pressen!) Was soll der Topos, Hebel sei stärker gewesen im Finden als im Erfinden? Die Textgeschichte ist bei ihm — nicht nur wegen der Spärlichkeit von Varianten — viel weniger wichtig und ergiebig als die *Rezeptionsgeschichte* (einige Ansätze hiezu stehen in meinem Kommentarband zum Faksimiledruck des Kalenders). Die „Aufnahme“ Hebels zeigt Konstanten und, weniger auffällig, auch Wandlungen.

Eigentlich ist Hebel einzig mit seinem überaus erfolgreichen „Hausfreund“ von Anfang an ein in die Breite und in verschiedene ge-

sellschaftliche Schichten wirkender Autor gewesen. Der erste Enthusiasmus für die „Alemannischen Gedichte“ scheint ziemlich bald verblaßt zu sein; jedenfalls war zwischen 1808 und 1820 keine weitere Auflage nötig (man redet sich gerne auf die Nachdrucker heraus). Die erste Auflage des „Schatzkästleins“ verkaufte sich so stockend, daß der Verleger erst 1818 (nicht 1816!) eine zweite wagen konnte. Und eine Auflage von 5000 für ein obligatorisches Schulbuch, die „Biblischen Geschichten“, war kein übertriebener Erfolg, die Auftragsarbeit auch aus anderen Gründen ein halber Fehlschlag. Cotta jedenfalls rechnete seinen Autor zu den „Stillen im Lande, die unbeirrt ihren Weg nehmen“.

Das änderte sich erst, als das Biedermeier Hebel als seinen Dichter entdeckte und populär machte. Doch sein Hebelbild blieb auf das Idyllische und Gemütliche verkürzt. Dieses dominiert noch immer. Hier läßt sich die Rezeptionsgeschichte allein schon an den Illustrationen ablesen. Jetzt löste die humoristisch-romantische Linie die derb-realistischen, noch von Hebel autorisierten Illustratoren ab. Das wäre endlich in größerem Zusammenhang darzustellen. Die Stilisierung des Hebel-Bildes hatte freilich schon mit den frühesten, nicht in allem verlässlichen „Lebensbildern“ begonnen (die man gleichwohl wegen ihrer Zeugenschaft gesammelt drucken sollte). Später entwickelte sich daraus das, was Brecht die „pontifikale Linie“ genannt hat: über keinen anderen Dichter wird so häufig „geistlich“ geredet wie über Hebel. Nicht einmal seine vielgerühmte Volkstümlichkeit kann man unbesehen hinnehmen. (Ich bin dieser Frage in meiner Rede „Hebel und seine Leser“ 1982 nachgegangen: Nr. 31 der Schriftenreihe des Hebelbundes). Ist Hebel überhaupt ein Jugendautor? Er selbst hat einzig die „Biblischen Geschichten für die Jugend bearbeitet“. In das Lesebuch ist er schon zu seinen Lebzeiten gekommen, na-

mentlich mit seinen lehrreichen Aufsätzen als Stilmustern. Längst hat die Schule die wenigen parabelartigen Erzählungen Hebels kanonisiert und zur scherzhaften Unterhaltung ein paar der keineswegs so harmlosen Diebsgeschichten dazugenommen. Mit den aufgeklärten Geistergeschichten wußte sie wenig anzufangen, zu schweigen von den unerbittlichen Schauergeschichten. Was vermittelt die Schule von den „Alemannischen Gedichten“? Hebel scheint durch unzählige Auswahlen zu einem Kinderautor geworden zu sein, der er von Haus aus nicht ist. Die Literatursoziologie spricht in solchen Fällen (beispielsweise „Robinson Crusoe“, „Gullivers Reisen“, „Onkel Toms Hütte“) von einem „produktiven Vorurteil“ und „schöpferischen Verrat“.

Zur Rezeptionsgeschichte gehören die vielen Übersetzungen, mittlerweile in über zwanzig Sprachen. Da wäre zu fragen: Was? Wie früh? Wo? Mit welchem Gelingen? Ganz auffällig, daß Hebel zuerst und am nachhaltigsten im nordischen und slawischen Raum angekommen ist, während die Romania sich ihm eher versagt hat. Warum?

Zahllose Schriftsteller bis herauf in die Gegenwart pflegen sich auf Hebel als ihren stilistischen Ahnherrn zu berufen. Was ist in diesen Zeugnissen bloßer Anflug, was freundliche Mystifikation und was produktive Beeinflussung? An schönen, unverbindlichen Lobreden ist kein Mangel.

Ich breche hier ab. Nicht um einen neuen und anderen Hebel ist zu bitten (was sich modisch ausnimmt), sondern um den vollständigen und authentischen. Die HKG wird hoffentlich in absehbarer Zeit viele der eben skizzierten Desiderata abgelten. In dieser Zuversicht und mit einem Dank an Adrian Braunbehrens, der mich in seinem Archiv bereitwillig in die Karten schauen ließ, darf ich mich nach langjährigen Hebel-Studien von der Hebel-Forschung verabschieden.

Der Bettler

En alte Ma, en arme Ma,
er sprichtich um e Wohltat a!
e Stückli Brod ab enem Tisch,
wenns eue guete Willen isch!
He io, dur Gotts Wille!

In Sturm und Wetter, arm und bloß,
gibore bini uf der Stroß,
und uf der Stroß in Sturm und Wind
erzogen, arm, e Bettelchind.
Druf woni chräftig worde bi,
und d'Eltere sin gstorbe gsi,
se hani denkt: Soldate-Tod
isch besser, weder Bettelbrod.
I ha in schwarzer Wetternacht
vor Laudons Zelt und Fabne gwacht,
i bi bym Paschal Paoli
in Corsika Draguner gsi,
und gfochte hani, wie ne Ma,
und Bluet an Gurt und Säbel gha.
I bi vor menger Batterie,
i bi in zwenzig Schlachte gsi,
und ha mit Treu und Tapferkeit
dur Schwerdt und Chugle's Lebe treit.
Z'lezt hen sie mi mit lahmem Arm
ins Elend gschickt. Daß Gott erbarm!
He io, dur Gotts Wille!

„Chumm, arme Ma!
I gunn der's, wienis selber ha.
Und helf der Gott us diner Noth,
und tröst di, bis es besser gobt.“

Vergelts der Her, und dankder Gott,
du zarten Engel wiiß und roth,
und geb der Gott e brave Ma! —
Was luegsch mi so biwegli a?
Hesch öbben au e Schatz im Zelt,
mit Schwerdt und Roß im wite Feld?
Biwahr di Gott vor Weh und Leid,
und geb dim Schatz e sicher Gleit,
und bring der bald e gesunde Ma!
's goht ziemli scharf vor Mantua.

's cha sy, i chönnt der Meldig ge. —
Was luegsch mi a, und wirsch wie Schnee?
Denkwol i henk mi Bettelgwand
mi falsche graue Bart an d'Wand? —
Jez bschau mi recht, und chennsch mi no?
Geb Gott, i seig Gottwilche do!

„Her Jesis, der Friedli, mi Friedli isch do!
Gottwilche, Gottwilche, wohl chenni di no!
Wohl het mi bigleitet di liebli Gstat,
uf duftige Matten, im schattige Wald.
Wohl het di bigleitet mi b'chümmeret Herz
dur Schwerdter und Chugle mit Hoffnig und Schmerz,
und briegget und betet. Gott het mer willfahrt,
und het mer mi Friedli und het mer en gspart.
Wie chlopfts mer im Buese, wie bini so froh!
O Muetter, chumm weidli, mi Friedli isch do!“



Deutsche Gedichte mit Illustrationen. Der Bettler. Gedicht von J. P. Hebel; illustriert von Edmann Wagner. (S. 14.)

Hebel-Bilder VIII.

Hebel!

Des isch für uns nit numen e Ma
wo Versli gmacht hät un netti Gedichtli
vum Ma im Mond un vum Chriesibaum,
vum Kanitverstan un siim so tröstliche Traum.
Hebel sin nit nume Pfausengelisichtli!

Hebel isch Sehnsucht!

De Mensch isch s! Wo hinter em Dichter stoht,
wo zweihundert Johr als e Wegzeiger goht,
wo uralti Sehnsucht uf Fride un Glück
loßt glaubwürdig werde!
Wo s menschliche Gschick
mit menschlische n Auge aluegt,
verstoht,
aß Starchis un Schwachis selbander goht
un beidi sin schließlich de Mensch — un siin Wert.

So wotte mer sii.

Z innerst inn gsammet un z fride debii;
Teil vum e Ganze, wo s Teil au no ganz isch;
riich us eim selber — nit bloß wil de schanzisch
un hetzisch un tuesch de Alltag durii.

Hebel, sell spürt mer, Hebel chönntscha,
wenn nume Mensch wärsch un nüt nebedra.

Mensch sii!
eifach e Mensch!

Ihr hochnoble Gäsch,
sell dunkt is au derzitt no allewiil s Bescht.
s Bescht, wo mer werde — un bliibe cha.

Un dodäfir fiire mer Hebelfesch.

Gerhard Jung, Auszug aus: Hebel un mir! Prolog
zum Schatzkästlein 1974
(Loset wie wärs? — Mundart aus dem oberen Wie-
sental, Morstadt Verlag, 1983)

Hebel in Japan

Fumihiko Yokawa, Hiroshima

Im September 1860 empfing das Tokugawa-Shogunat, damalige japanische Regierung, in Jedo, dem heutigen Tokio, eine preußische Delegation, an deren Spitze Graf zu Eulenburg stand, und im Januar des nächsten Jahres wurde zwischen Preußen und Japan ein Freundschafts- und Handelsvertrag geschlossen. Nun, noch kurz vor der Ankunft der Besuche von ferne hatte die japanische Regierung in aller Eile ihren zwei Beamten aufgetragen, sich möglichst schnell die deutsche Sprache anzueignen. Der eine der beiden Auserwählten Kaneyasu Ichikawa (1817—1899) war Lehrer der holländischen Sprache am Staatsarchiv und der andere Kozo Kato (1836—1916) ein junger Assistent dort, der später Rektor der Universität Tokio wurde.

Diese beiden, die zum erstenmal offiziell aber ohne Lehrer Deutsch studieren mußten, waren wahrscheinlich auch die ersten Japaner, die Johann Peter Hebel kennengelernt hatten. Denn die japanische Regierung bemühte sich andererseits eiligst, verschiedene Bücher — von Fibeln bis zu Fachbüchern auf allerlei Gebieten — aus europäischen Ländern einzuführen, und unter den bald hintereinander eingetroffenen Waren befanden sich auch die deutschen Lehrbücher, deren eins wenigstens als Lesestoff Hebels Erzählungen enthielt.

Die damals importierten europäischen Bücher sind teils schon verlorengegangen, teils aber noch erhalten und in ziemlicher Anzahl in einer Bibliothek in Shizuoka aufbewahrt.³⁾ Und zum Glück auch das, das Hebel enthält. „Leitfaden zum Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur“ heißt das; es ist von Dr. H. Weiffenbach herausgegeben und 1853 in der 2. verbesserten Auflage als die 2.

verbesserte in Breda gedruckt. Wie man es auf dem Titelblatt liest, ist es eigentlich zum Gebrauch der königlichen Akademie der See- und Landmacht in den Niederlanden von dem Lehrer an der genannten Akademie herausgegeben, und darin sind zwei Erzählungen von Hebel ungekürzt aufgenommen: „Unverhofftes Wiedersehen“ und „Merkwürdige Gespenstergeschichte“.

Dieses Buch interessiert uns auch in anderer Hinsicht. Auf seinem Vorsatzpapier ist neben dem Lizenzstempel des Einfuhrkontrollrats eine vom damaligen Zuständigen mit dem Schreibpinsel geschriebene Notiz zu lesen: zehn Exemplare dieses Buches seien 1861 eingekauft worden. Die Regierung hatte nämlich schon bei der Bestellung die Absicht, die Zahl der Schüler zu erhöhen, und sie verwirklichte dies bald. Außerdem stehen in diesem Buch außer Hebels Werken auch die der anderen Schriftsteller wie Goethe, Schiller, Lessing, Jean Paul usw. Es läßt sich leicht vorstellen, daß diese großen Namen den japanischen jungen Anfängern noch gar nichts gesagt haben, aber wie hat sie wohl jedes Werk selbst beeindruckt? Das mottenzerfresene Buch regt unsere Phantasie an.

In den siebziger Jahren wurden einige deutsche Lehrbücher auch in Tokio gedruckt. Eines davon: „Deutsches Lese- und Übungsbuch zum Gebrauch für die Schüler der Daigaku Nanko“ — also für die Schüler der späteren Universität Tokio — wurde 1871 von einem dort lehrenden unbekanntem deutschen Lehrer herausgegeben. Es wäre erwähnenswert, daß man da ein Lesestück mit der Überschrift „Der spaßhafte Räuber“ lesen kann. Ob es der ungenannte Herausgeber nach „Bösem Markt“ von Hebel bearbeitet hat oder nach dem Vademekum selbst, die

Anfangszeilen des Stückes lauten wie folgt: „Ein reicher Mann ging in den Wald. Als er an eine einsame Stelle gekommen war, trat ein großer starker Mann aus dem Gebüsch und setzte ihm ein Pistol auf die Brust. Erschrocken stand der reiche Mann still. Der andere sagte nun sehr höflich: „Mein lieber Herr, ich habe einige hübsche kleine Sachen; wollen Sie mir diese nicht abkaufen?“ . . .

Gegen Ende des letzten Jahrhunderts wurden nun Höhere Schulen⁴⁾ gegründet und damit erfuhr die Zahl der Deutsch Lernenden eine sprunghafte Zunahme. Etwa 40 Jahre danach, als meine Generation zu solchen Schulen ging, lernten schon mehr als zwölftausend Schüler mehr oder weniger Deutsch. So erschienen viele Lehrbücher, auch von japanischen Germanisten herausgegeben, und manche davon könnten vielleicht Hebel warm aufgenommen haben. Was mich betrifft, ich erinnere mich nicht, damals irgendwo in den Lehrbüchern seine Erzählungen gelesen zu haben, geschweige denn seine Gedichte. Als ich aber später z. B. ein kleines Lesestück wie „Seltsamen Spazierritt“ las, kam es mir trotzdem gleich inhaltlich bekannt vor. Hatte ich es doch schon einmal irgendwo gelesen, ohne zu wissen, von wem es geschrieben worden war? Das mag sein. Nicht nur bei Hebel, in damaligen Lehrbüchern der Fremdsprache war es nicht immer allgemein üblich, beim Entleihen eines Stoffes die Quelle anzugeben, besonders wenn es sich um einen „unbedeutenderen“ Schriftsteller handelte. Aber nun Schluß mit den alten Geschichten und lieber zur neueren Sachlage.

Tomio Tezuka, Professor für deutsche Literatur an der Universität Tokio, besuchte 1954 Deutschland und berichtete von dort, daß man in den deutschen Schulbüchern wenigstens in denen für die Grundschüler häufiger Hebel begegne als Goethe oder Schiller.⁵⁾ In demselben Jahre wurde bei uns die erste Schulausgabe von Hebels Erzählungen mit dem Titel: „Kannitverstan und andere Erzählungen“ von Taizo Tanaka herausge-

bracht. Da sind 12 Erzählungen wie „Drei Wünsche“, „Jakob Humbel“, „Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers“ usw. enthalten. 1962 erschien eine andere Schulausgabe: „Biblische Geschichten“, erläutert von Hideo Tanizaki, wo das Leben Jesu von seiner Geburt bis zur Auferstehung in 19 Kapiteln rekonstruiert dargestellt ist. Ferner erschien 1973 „Aus Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds“ von Kaichiro Wada, wo der Herausgeber 6 Erzählungen zum Schulgebrauch zusammengetragen hat. Diese drei sind alle in Tokio herausgegeben worden und werden noch heute weiter aufgelegt.

Wir gehen nun zur Übersetzung ins Japanische. Die erste Übersetzung ging der oben genannten ersten Schulausgabe voraus: 1949 erschien „Rikona mukudori (der kluge Star, also Star von Segringen)“, wo 20 Erzählungen aus dem Schatzkästlein „Star von Segringen“, „Kannitverstan“, „Der geheilte Patient“, „Ein Wort gibt das andere“, „Unverhofftes Wiedersehen“ usw. von Toshiro Ueda⁶⁾ übersetzt sind. In „Sekai shonen shōjo bungaku zenshu (Ausgewählte Werke der Kinderliteratur in der Welt)“ 32 Bände, Tokio 1954–56 sind 4 Bände den deutschen Werken zugeteilt, und da findet man wieder 4 Erzählungen: „Kannitverstan“ und weitere andere, übersetzt von Ueda. 1962 erschien „Aremanhogen shishu“ (die alemannischen Gedichte) übersetzt von Fumihiko Yokawa. Da setzen sich 38 übersetzte Gedichte aus 27 aus der ersten Auflage des Originalwerks, 8 aus der fünften und 3 aus dem Nachlaß usw. zusammen.

Wie nehmen nun die japanischen Lexika der Personennamen Hebel auf? Vor dem letzten Weltkrieg kannten sie ihn leider fast nicht; erst nach dem Krieg fingen sie an, ihn langsam anzuerkennen. „Seiyo Jinmei Jiten (Lexikon der europäischen Personennamen)“ vom Verlag Iwanami wird bei allen als ein maßgebendes unter den gleichartigen Büchern angesehen. Aber selbst dieses Lexikon nahm in seiner ersten Auflage 1932 Reuter oder Voß auf, aber nicht Hebel. In seiner

neuen Auflage 1956 sind 10 Zeilen auf unseren Dichter verwendet und die Beschreibungen sind auch korrekt. Andere Namenlexika, z. B. wie die vom Verlag Heibonsha 1954 oder vom Verlag Tokiodo 1972, ignorieren ihn nach wie vor. „Doitsu bungaku jiten (Reallexikon der deutschen Literatur)“ wurde 1956 von der Japanischen Gesellschaft der deutschen Literatur herausgegeben. Hier sind der Lebenslauf des Dichters sowie seine Werke in zwei Spalten eingehend und exakt dargelegt. Auch die Namen derer, die die alemannischen Gedichte ins Hochdeutsche übersetzt haben, kann man hier finden. Aber ein Fehler ist unterlaufen: Hebel wurde geboren am 11. März 1760! Was seinen Geburtstag betrifft, auch das oben erwähnte Lexikon von Iwanami schreibt, er wurde am 11. Mai geboren — wahrscheinlich beides nur ein Übersehen des Korrektors.

In der auf japanisch geschriebenen Geschichte der deutschen Literatur erwähnen die Verfasser Hebel gewöhnlich im Kapitel Heimatdichtung, aber oft nur seinen Namen. Hier sei „Doitsu bungakushi (Deutsche Literaturgeschichte)“ von Tsuneyoshi Tsuzumi 1943 erwähnt, um so mehr, als man damals in den vierziger Jahren nicht einmal den Namen Hebel kannte. Tsuzumi schreibt dort: „Er ist uns bis heute nur wenig bekannt, aber dieser begabte Dichter von Pestalozzischem Schlag verfaßte nicht nur Erzählungen, sondern auch ausgezeichnete Gedichte. Seine Leistungen wurden immer von Goethe hochgeschätzt.“⁷⁾

Zum Schluß zu den Abhandlungen über Hebel. 1956 schrieb Yokawa über die Alemannischen Gedichte und 1958 über das Nähere ihrer Entstehung. 1982 schrieb Yasu-

mitsu Kinoshita, junger außerordentlicher Professor an der medizinischen Hochschule Kansai, eine Abhandlung: Hebel und seine Kalendergeschichten. Mieko Mitsuo, Studentin im Doktor-Kursus der Universität Kansai, bereitet sich unter der Leitung des Prof. Yamashita zu einer Abhandlung vermutlich über die Modernität in den Werken Hebels vor. Wir hoffen, daß die Aktivitäten dieser jungen Generation von gutem Erfolg gekrönt seien und daß sich auch bei uns der Kreis der Hebelspezialisten sowie der Hebel-freunde weiter vergrößert.

Anmerkungen

¹⁾ In dem Archiv bildete man auch die Dolmetscher der holländ. Sprache aus.

²⁾ Über den frühen Kulturaustausch zwischen Japan und Deutschland ist die Quellenforschung des Prof. Umekichi Tanaka (1885—1975) sehr ausführlich, dem ich zu Dank verpflichtet bin. „Nichidoku bunka koryushi (Synoptische Geschichtstabellen der wechselseitigen Strömungen der Sprachkultur zwischen Japan und Deutschland)“ Tokio: Sanshusha 1968, S. 422 ff.

³⁾ Ieyasu Tokugawa (1542—1616), Gründer des Tokugawa-Shogunats, lebte nach dem Rücktritt 1605 in Shizuoka.

⁴⁾ Das frühere Obergymnasium, wo gewöhnlich die Schüler von 17 bis 19 Jahren lernten.

⁵⁾ Tomio Tezuka (1903—1983): „Nishi-doitsu no kokugokyoiku to bungakushi (Literaturgeschichte und Deutschunterricht in West-Deutschland)“ in „Bungaku (Literatur)“ H. 7, Tokio: Iwanami 1954, S. 8—12.

⁶⁾ Prof. a. d. Uni. Hitotsubashi. Diese Übersetzung ist illustriert von Tomoyoshi Murayama, Bühnendekorateur und Dramatiker.

⁷⁾ Tsuneyoshi Tsuzumi (1887—1976) Prof. a. d. Uni. Osaka: „Doitsu bungakushi“ Tokio: Hakusuisha 1943, S. 311.

Der Wegweiser

– Guter Rat zum Abschied

Waisch, wo der Weg zuem Mehlfuß isch,
zuem volle Faß? Im Morgerot
mit Pflueg un Charst dur 's Waizefeld,
bis Stern un Stern am Himmel stobt.

Me hackt, solange der Tag aim hilft,
me luegt nit um un blybt nit stob;
zletscht goht der Weg dur 's Schüüretenn
in d'Chuchi, un do hemmer's jo!

Waisch, wo der Weg zuem Gulden isch?
Er goht de rote Chrützere noo;
un wer nit uf e Chrützer luegt,
der wird zuem Gulde schwerli choo.

Wo isch der Weg zuer Sunntigfreud?
Gang obni Gfobr im Werchtig noo
dur d'Werkstatt un dur 's Ackerfeld!
Der Sunntig wird scho selber choo.

Am Samstig isch er nit gar wyt.
Was deckt er echt im Chörbli zue?
Denkwohl e Pfündli Fleisch ins Gmües,
's cha sii, ne Schöppli Wüi derzue.

Waisch, wo der Weg in d'Armet goht?
Lueg numme, wo Taffäre sinn!
Gang nit verbei, 's isch guete Wüi,
's sinn nagelneui Charte drin!

Im letschte Wirtsbuus hangt e Sack,
un wenn de furt gohst, henk en a!
„Du alte Lump, wie stobt der nit
der Bettelsack so zierlig a!“

Es isch e hölzene Becher drin;
gib Achtig druf, verlier en nit!
Un wenn de an e Wässerli chunnsch
un trinke magsch, se schöpf dermit!

Wo isch der Weg zue Frid un Ehr,
der Weg zuem gueten Alter echt?
Grad fürsü goht's in Mäßigkeit
mit stillem Sinn in Pflicht un Recht.

Un wenn de am e Chrützweg stobst
un nümme waisch, wo's ane goht,
halt still un froog dy Gwisser zerst,
's cha Dütsch gottlob, un folg sym Root!

Wo mag der Weg zuem Chilchhof sii?
Was froogst no lang? Gang, wo de witt!
Zuem stille Grab im chüele Grund
führt jede Weg, un 's fehlt si nit.

Doch wandle du in Gottisfurcht!
I root der, was i roote cha.
Sell Plätzli het e ghaimi Tür,
un 's sinn no Sachen ehne dra.



Der Wegweiser. Gedicht von J. V. Hebel; Illustrirt von Erdmann Wagner. (S. 337.)

Auf Spuren Hebels als Prüfungskommissar

Friedrich Teutsch, Labr

Wenn man Neues über einen Menschen schreiben möchte, dann bestehen zwei Möglichkeiten: Entweder man befragt bekanntes Material unter neuen Gesichtspunkten, oder man sucht und findet neue Quellen. Beides ist reizvoll, jedoch wollen wir hier letzterem den Vorzug geben. Denn nach meinem Eindruck sind die während der dienstlichen Tätigkeit von Johann Peter Hebel erwachsenen amtlichen Akten erheblich seltener herangezogen worden als das Werk und die privaten Dokumente des Dichters. Aus diesem Grunde wollen wir einmal in einem alten Aktenband des „Großherzoglichen Lyceums“ in Mannheim¹⁾ blättern.

Nach dieser Quelle wird mit Schreiben vom 28. August 1824 der Mannheimer „Lyceums Direction“ Prälat Hebel als evangelischer Kommissar zur Abnahme der Herbstprüfung angekündigt. Sie erfolgt am 24. September. Aus dem Beschluß des „Ministeriums des Innern — Evangelische Kirchen Section“ vom 11. Dezember 1824 findet der Abschnitt über den evangelischen Religionsunterricht unser besonderes Interesse, weil er mindestens sinngemäß den Bericht des Prälaten wiedergibt. Deshalb soll der Geistliche, Pädagoge und Vorgesetzte Hebel in dieser Weise „selbst“ zu Wort kommen²⁾:

„Nur in der Prüfung über den protestantischen Religionsunterricht hätte man gerne befriedigendere Resultate erwarten mögen, wisse aber wohl, daß derselbe, wenn nicht ein Pensum daraus für die Prüfung eingeübt werden soll, was man nie wünschen könne, zu den schwierigsten Gegenständen derselben gehören, und daß, abgesehen von den Gedächtnißlektionen, ein Rückschluß von dem Erfund der Prüfung auf die Zweckmäßigkeit u. Fruchtbarkeit des Unterrichtes hier

weniger als in anderen Lektionen mit Sicherheit zu machen sey.

Indessen wolle man doch den Wunsch nicht unterdrücken, daß bis auf eine andere Art Rath geschafft werden könne, aller mögliche Bedacht genommen werde, daß dieser so wichtige Theil des Gesamtunterrichtes doch nicht gerade, wenigstens nicht ausschließlich an den jüngsten Lehrer hinab falle.“ — Ein verklausuliertes, aber doch klares Urteil!

Fast genau zwei Jahre später, am 22. August 1826, wird der Prälat wiederum für die Herbstprüfung in Mannheim angemeldet³⁾. Sie findet in den Tagen vom 11.—14. September statt. Einen Bericht aber kann Hebel dieses Mal nicht mehr anfertigen; denn er stirbt — letztlich doch überraschend — am 22. September in Schwetzingen.

Die weitere Behandlung des Vorgangs belegen uns zwei Schriftstücke. Zunächst ergeht in Karlsruhe am 10. Oktober folgender Beschluß:

„Da der Ministerial Commissarius Prälat Hebel, durch seine Krankheit und bedauerlichen Tod gehindert, keinen Bericht über die von ihm vorgenommene Prüfung eingesen-det hat, so wird die Lyceums Direction von Mannheim berichtlich anzeigen, ob von demselben über einige Gegenstände, die einer weitem Entschließung bedürfen, z. B. über noch unentschieden gewesene Promotion⁴⁾ einiger Schüler, etwas mündlich verabredet worden seye?“

Über diese mündlichen Absprachen wird drei Tage später aus Mannheim berichtet. Darauf antwortet man am 7. November, „daß man die mündlichen Bemerkungen des verstorbenen Prälaten Hebel, als keiner weitem Entscheidung bedürfend, auf sich beruhen laßen

wolle; was den Bericht über die Prüfung betreffe, so habe man unter den hinterlassenen Papieren allerdings bey seiner Schreibtafel einen vierfach zusammengelegten mit Chiffren beschriebenen Bogen gefunden, zu deren Enträthselung aber der Schlüssel fehlt.“ — Damit hatte die Angelegenheit ihr Bewenden; jedenfalls bricht an dieser Stelle die Überlieferung in unserem Aktenband ab.

Bemerkenswert für uns ist die Tatsache, daß Hebel die Notizen für seinen Bericht in „Chiffren“ geschrieben hat. Ist das nicht bezeichnend für Hebel? Erinnern wir uns nicht sogleich an seine Mitgliedschaft in einem geheimen Studentenorden, an den „Proteuserbund“ und „Belchismus“ mit ihren Geheimsprachen und Geheimzeichen? Und tragen nicht das Hintergründige, Geheimnisvolle und Verborgene wesentlich zum besonderen Reiz der Persönlichkeit des Dichters bei? Man beachte: Auch der Prüfungskommissar

Hebel wollte sich nicht in seine Karten sehen lassen!

So wollen wir den Wunsch Johann Peter Hebels nach Diskretion achten, indem wir uns hier spekulativer Gedanken über seinen geheimnisvollen Papierbogen enthalten, zu denen und ggf. zu weiteren entsprechenden Forschungen diese Zeilen aber doch anregen mögen.

Anmerkungen

¹⁾ Stadtarchiv Mannheim, Bestand Karl-Friedrich-Gymnasium, Zugang 40/1971, Nr. 147.

²⁾ Alle Zitate werden in unveränderter Rechtschreibung und Zeichensetzung gebracht.

³⁾ Vergleiche Schwab, Karl: Prälat Johann Peter Hebel als Prüfungskommissar am Karl-Friedrich-Gymnasium und sein Tod in Schwetzingen. In: *Badische Heimat*, 40 (1960), Heft 1/2, S. 76—78.

⁴⁾ Promotion: Versetzung in die nächste Klasse, Entlassung zur Universität bzw. zum Studium.

Der zufriedene Landmann

Denkwohl, jetz leng i au in Sack
un trink e Pfiifli Rauchtubak
un fabr jetz haim mit Eg un Pflueg;
der Laubi maint scho lang, 's wär gnueg.

Un wenn der Kaiser uus em Root
in Feld un Forst ufs Jage goht,
se lengt er eben au in Sack
un trinkt e Pfiifli Rauchtubak.

Doch trinkt er wenig Freud un Lust,
es isch em näume gar nit just.
Die goldne Chrono drucke schwer;
's isch nit, as wenn's e Schibuet wär.

Wohl goht em mengge Batzen ii,
doch will au mengge gfuettert sii;
un wo n er loost, isch Bitt un Bitt,
un alli tröste chan er nit.

Un wenn er hilft un sorgt un wacht
vom früeibe Morge bis in d'Nacht
un maint, jetz haig er alles to,
se het er erst kai Dank dervo.

Un wenn, vom Treffte bluetig rot,
der Jeneral im Lager stobt,
se lengt er endli au in Sack
un trinkt e Pfiifli Rauchtubak.

Doch schmeckt's em nit im wilde Gwüehel,
bym Ach un Web un Saitespil;

er het turnieret un un um,
un niemes will en lobe drum.

Un Fiiurio un Mordio
un schweri Wetter ziehn em noo;
do lyt der Granedier im Bluet
un dört e Dorf in Rauch un Gluet.

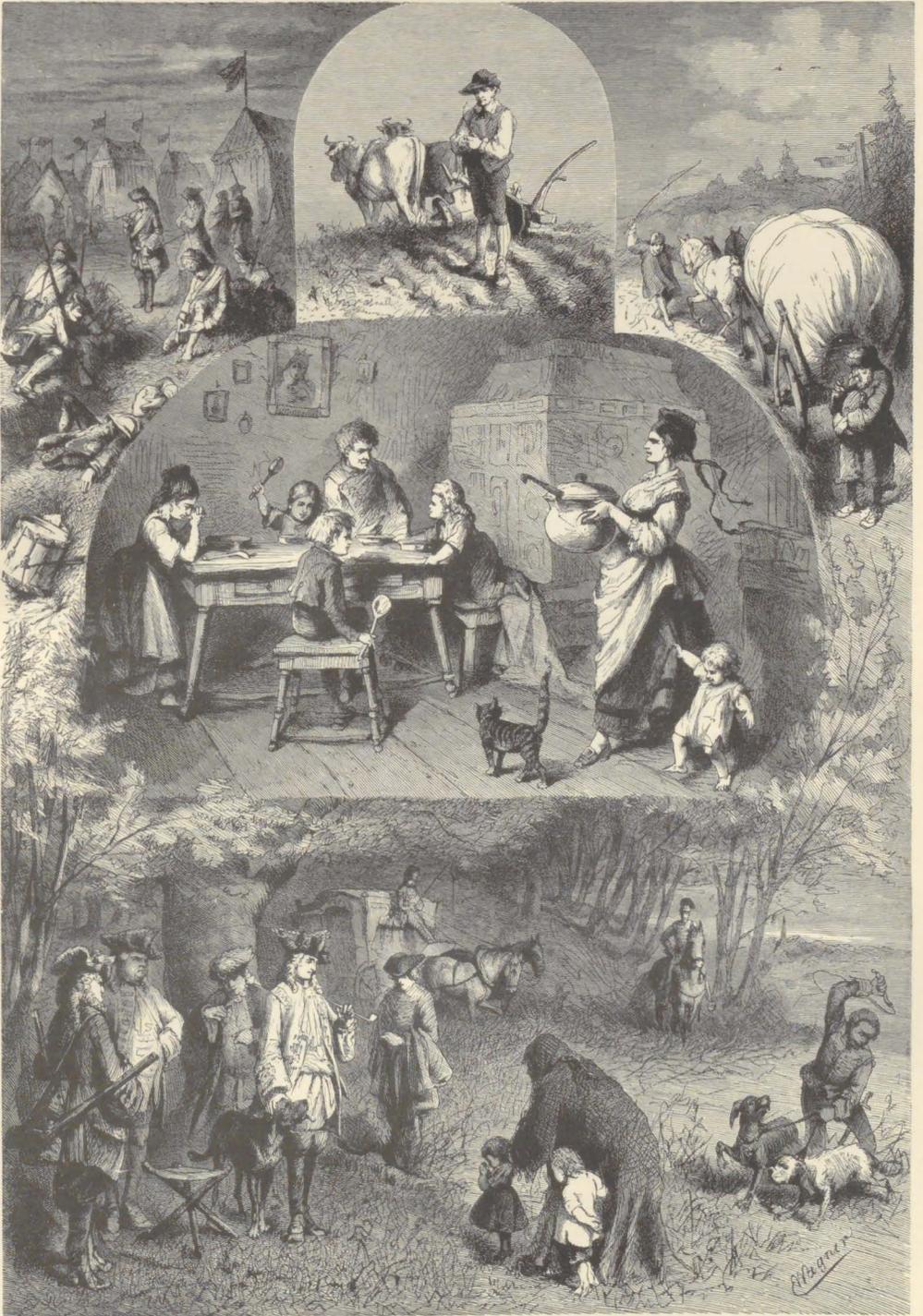
Un wenn in d'Meß mit Guet un Geld
der Chausbeer raist im wyte Feld,
se lengt er eben au in Sack
un holt sy Pfiifli Rauchtubak.

Doch schmeckt's der nit, du arme Maa!
Me siht der dyni Sorgen a,
un 's Aimool-Ais, es isch e Gruus,
es luegt der zue den Augen uus.

De traisch so schwer, es tuet der weh;
doch hesch nit gnueg un möchtsch no meh,
un waisch jo nit, woane mit;
drum schmeckt der au dy Pfiifli nit.

Mir schmeckt's gottlob, un 's isch mer gsund;
der Waize lyt im füechte Grund,
un mit em Tau im Morgerot
un mit sym Odem segnet's Gott.

Un 's Anne-Meili, flink un froh,
es wartet mit der Suppe scho;
un d'Chinderli am chlaine Tisch,
me waiß nit, welles 's fürnehmst isch.



Der zufriedene Landmann. Gedicht von J. P. Hebel. Illustrirt von Erdmann Wagner.

Aus „Weltgesetze“

Lange hielt ich es für möglich, daß die Erde vielleicht nie veralte, sondern ewig fort dauern werde. Nichts, dachte ich, geht doch in ihr verloren. Es ist alles nur Wechsel, neues Leben aus dem Tod, Abgang hier, Zufluß dort. Jetzt kann ich mir nichts anderes mehr denken, als daß sie, die einst nicht war, was sie jetzt ist, mit der Zeit auch nicht mehr das nämliche sein könne. Sollte das Schicksal aller Geschöpfe, die sie am mütterlichen Busen nährt, nicht zuletzt ihr eigenes sein? Wie ein Baum dem andern und ein Mensch dem andern, zwar nicht gerade an der nämlichen Stelle und nicht dem nämlichen nach Gestalt und Teilen, aber doch einem seiner Art Platz macht, das heißt wie er, wenn sein Mechanismus zerstört ist, in die Erde zurückkehrt, um zu dem Neuen, das irgendeinmal und an einem Ort werden soll, seine aufgelösten Teile als Material zu liefern: sollte nicht ebenso die Erde ihren Teilen nach, vielleicht aus der Sonne, der Schöpfungsstätte der Planeten, sich losgewunden, ihren Teilen nach in diesem Punkt des Weltalles sich gesammelt haben? — Sie hat in den Fluten, die sie bedeckten, als Embryo die Periode ihrer ersten Bildung ausgehalten, sie hat in ihren gewaltsamen Erschütterungen, in ihren ehemals so zahlreichen Vulkanen, in ihren Überschwemmungen, die Krankheiten ihrer Kinderjahre, der jugendlichen Gichter der gärenden Säfte des noch nicht berichtigten Gleichgewichtes ihrer festen und flüssigen Teile überstanden; jetzt scheint sie in ihren besten, blühendsten Jahren zu gedeihen; aber einst wird sie, wenn es wahr ist, was einige Kosmologen gegen den Widerspruch anderer behaupten, daß sie nach und nach immer eine engere Bahn um die Sonne beschreibe, einst wird sie, alt und lebenssatt, in den mütterlichen Schoß der Sonne zurückkehren, sich wieder auflösen, sich neu und anders zusammensetzen, das heißt Teile zu andern Kompositionen hergeben, Teile von andern Destruktionen empfangen; unterdessen wird ein neuer, ihr ähnlicher oder unähnlicher Körper auf gleiche Weise entstehen, ihren Platz einnehmen, damit überall, wie im Kleinen, so im Großen, wie im Raum, so in der Zeit Abwechslung und Mannigfaltigkeit herrsche.

J. P. Hebel

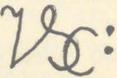
Beitrag zu Johann Peter Hebels Erlanger Studentenzeit

Herbert Lüthy, Riehen

Als J. P. Hebel nach wohlbestandenem Abschlußexamen am Gymnasium von Karlsruhe, das ihm als ausgezeichnetem Schüler „besonders gute Naturgaben“ attestierte, wußte er schon recht genau, wie er sich als Studiosus der Theologie in Erlangen sein akademisches Leben einrichten wollte. Mit ihm reiste sein späterer Freund Johann Wilhelm Schmidt, der am 29. April in Bruchsal, wo sich die Freunde trennten, den Weg nach Jena einschlug. Ein dritter im Bunde, Georg Adolph Stupfer, wandte sich nach Halle.

Am 28. April 1778 trug sich der nicht eben begüterte Hebel im Schmidt'schen Stammbuch mit folgendem, auf das leichte Gepäck seines Verfassers hinweisenden Vers ein:

*Ich bin hier in der Fremde
Und habe nur ein Hemde
Wenn das zur Wäsche springt
So lieg ich in dem Bette
Wie Phylax an der Kette
Bis man mirs wieder bringt*

Durlach den 28. Apr. 78 — Symb. Hodie. Diese Zeilen widmed Ihnen, bester Freund, Ihr ergebenster Fr. Hebel der Theologie Beflissener aus dem Badischen. Der Stammbucheintragung war das Zeichen 

hinzugesetzt; es ist — wie wir heute sagen würden — der Zirkel der Mosellanischen Landsmannschaft, von deren Existenz Hebel offenbar schon vor dem Studienbeginn recht gute Kenntnisse und eine begeisterte Vorstellung hatte. Er mußte sich allerdings in Schmidts Stammbuch für seine Voreiligkeit den Eintrag gefallen lassen: „Phelepp was unterstehst Du Dich“. Das war der Spitz-

name Hebels zu seiner Karlsruher Zeit; die Umstellung der Buchstaben ergibt P. Heppel. Wie sich an den mittelalterlichen Universitäten die Studenten in Nationen zu gegenseitiger Unterstützung zusammenfanden, gab es sich von selbst, daß diejenigen die aus einer Landesgegend stammten, auf der Universität sich auch im 18. Jahrhundert enger aneinander anschlossen und feste Zirkel mit einem gemeinsamen Brauchtum bildeten. So schloß sich Hebel sehr rasch der Landsmannschaft der Mosellaner an, die im 18. Jahrhundert auf den meisten süd- und mitteldeutschen Universitäten weit verbreitet war. Zu dieser hielten sich die Rheinländer, Schwaben, Pfälzer, Badener und Elsässer, die wildesten von allen. Daneben gab es seit den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts in Erlangen noch die Landsmannschaften der Franken, der Bayreuther, der Ansbacher, Schwaben, Livländer und der Edelleute.

Obwohl die akademischen Behörden mit Besorgnis diesen verbotenen Gesellschaften ihre Aufmerksamkeit widmeten und mit Edikten den „liederlichen Lebenswandel und die Zügellosigkeit“, sowie alles Umherziehen mit Musik, das Abhalten von sogenannten Hospitien auf Studentenbuden und vor allem die Duelle streng verboten, blühte das landsmannschaftliche Leben, oft getarnt unter dem Namen „Kränzchen“ oder Tischgesellschaften munter weiter. Man begnügte sich höheren Orts mit der Zusage der Selbstauflösung, die natürlich nie eingehalten worden ist.

Johann Peter Hebel, dem das lange Sitzen in Kollegien wenig zusagte, beteiligte sich mit Eifer an diesem studentikosen Leben. Er

wurde nach etwa einem halben Jahr sogar für würdig befunden, in den engeren Kreis der Mosellaner, den tonangebenden „harten Kern“, den Amicistenorden aufgenommen zu werden. Dieser in Jena auf den Prinzipien der aufstrebenden Freimaurerei gegründete Orden verbreitete sich rasch in allen Mosellanerlandsmannschaften und bildete dort die Badische und Elsässische Elite; er nannte sich auch Elsässer-Orden. In den Stammbüchern ist oft das Ordenszeichen



hinter die Namen gesetzt, das als „vivat amicitia“ oder „vivant Alsati“ zu lesen ist. Das Titelblatt des Hebelsch'schen Stammbuches trägt die Inschrift „J. P. Hebel Bad. Mosellanus“. Darunter deutet eine Zeichnung, zwei gekreuzte Holländer-Pfeifen unter einer Tabakrolle auf die Vorliebe des Besitzers zum „Laster des Tabakrauchens“ hin. Von fremder Hand ist hinzugesetzt: „Knaster ist dein Element“.

Als Kennzeichen trugen die Amicisten ein dem Malteserkreuz ähnliches silbernes Ordenskreuz an einem weißen gelbgeränderten Band auf der linken Brustseite, während sich die Mosellaner weiße grüngerändelte Mäntel auf den Hut steckten.

In den Untersuchungsakten der Erlanger Universität (1781) findet sich eine Liste, von einem Juristen Storck angelegt, auf der paarweise zahlreiche Studenten verzeichnet sind, unter denen auch zweimal der Name Hebels zu finden ist. Es handelt sich offenbar um eine Aufstellung von Duellgegnern. Die Studiosi Runckel und Storck, früher Mosellaner und Amicisten, und dann abtrünnig geworden und zu den Franken und deren engerem Kreis des Harmonisten-Ordens übergetreten, waren die Gegenpaukanten Hebels. Daß es unter diesen Umständen zur Auseinandersetzung mit dem Stoßdegen kommen mußte, war verständlich. Das erste Duell muß mit Runckel ausgetragen worden sein; Sekundant Hebels war Rheinwaldt. Hebel wurde am Arm durch einen Degenstich verletzt. Wahrscheinlich hatte er bis zum zweiten Duell die

Ausheilung der Wunde abzuwarten, weshalb sich sein Abgang von Erlangen bis ins Sommersemester 1780 verzögerte.

Eine historisch nicht belegte, aber sehr wahrscheinliche Anekdote berichtet von einem Streich, dessen geistige Urheberschaft Hebel zugesprochen wird. Einer der Abtrünnigen gebärdete sich in der Öffentlichkeit in stutzerhafter Kleidung und stolz wie ein Pfau als Renommist. Zudem soll er Hebels Unwillen erregt haben, weil er sich mit einer Kellnerin verlobt habe. Hebels Freunde besorgten sich nun einen altersschwachen Pfau, den sie bis auf die Schwanzfedern kahl schoren. Hebel stopfte ihn mit Mais und flößte ihm darauf Rizinusöl ein. So vorbereitet wurde das bedauernswerte Tier in Abwesenheit des abtrünnigen Studenten „Heinermann“ — wohl ein Spitzname — auf dessen Bude gebracht. Am Halse des Pfau war ein Zettel mit folgendem, aus Hebels Hand verfaßtem Gedicht angebracht:

Der entlaufene Pfau.

*Der Pfau ist ein hochmütig Tier,
Der Heinermann kann nichts dafür.
Zung und Schwanz von diesem Vieh
Sind, Herr Heinermann, für Sie!
Fleisch und Darm (samt Rizinus)
Für die Braut mit Gruß und Kuß.*

Die Bescherung bei der Rückkehr Heinermanns — ob es Storck oder Runckel war bleibt ungeklärt — kann man sich denken; auch daß darauf ein Duell unvermeidlich war.

So endete die fröhliche Erlanger Studentenzeit Johann Peter Hebels.

Literatur:

Dr. Ernst G. Deuerlein, Erlangen
Aus Johann Peter Hebels Erlanger Studentenzeit 1778—1780 in: „Einst und Jetzt“ Jahrbuch 1963 des Vereins für corpsstudentische Geschichtsforschung

Johann Peter Hebel — eine Wiederbegegnung zu seinem 225. Geburtstag

Zur Ausstellung der Bad. Landesbibliothek Karlsruhe
und des Museums am Burghof Lörrach

Gerhard Moebring, Lörrach

1985 gibt es wieder ein „großes Hebelfest“. So wollten es 1860 die Verehrer Johann Peter Hebels anlässlich seines 100. Geburtstages in Hausen, die alle 25 Jahre für den inzwischen so berühmten Sohn der Gemeinde eine besonders würdige und großangelegte Feier mit historischem Umzug vorsahen. Dieses Vermächtnis wurde von den späteren Hebel-freunden getreulich aufgenommen. So auch in diesem Jahr. Organisatoren, Vereine, Hebel verpflichtete Gemeinden mit ihren Räten und Verwaltungen, Literaten, Sammler, Bibliotheken und Museen, Professoren, Doktoren, Mundartdichter als die geistigen Erben Hebels und selbst die Post und damit die Philatelisten sind schon lange am Werk, diesem Erbe von 1860 mit allen heute zu Gebote stehenden Mitteln gerecht zu werden. Ein Jubeljahr nach römischem Vorbild oder einfach die Magie der Zahlenmystik, die uns wieder einen willkommenen Anlaß zum Festen und Feiern gibt? Vielleicht aber auch der Ausdruck eines echten Bedürfnisses, sich erneut mit Hebels Werk und Person auseinanderzusetzen! So wird auch 1985 jeder „sein“ Hebel auf seine Art verstehen und feiern. Die Palette ist groß, und der tolerante Hebel wird's dulden, sei es mit dem Anspruch „ne Trunk in Ehre“ (Freude in Ehren) bis hin zum nachdenklichen „un alles schliicht im Alter zue, un alles nimmt en End!“ (Vergänglichkeit). Die Möglichkeiten, Hebels zu gedenken, haben viele Gesichter, nicht nur von der jeweiligen Lokalität oder den dortigen

Verantwortlichen und ihrer zu vertretenen Tradition, sondern auch vom Zeitgeist, der bei solchen Jubeljahren jeweils Hebels Bild mitprägte — denken wir nur an die drei letzten 1910 — 1935 — 1960! Welch ein Wandel der Weltanschauungen und geistigen Standorte in dieser Zeitspanne! Was also machen wir heute aus Hebel? Wie sehen und verstehen wir ihn auf dem Hintergrund solcher Vergangenheit? Welche Verse und Geschichten werden wir 1985 zitieren, um in einer problembeladenen Welt in der latenten Angst vor Krieg, atomarer Zerstörung, Waldsterben und Hungersnot Trost bei Hebel zu finden?

„Un wemme nootno gar zwaituusig zehlt, isch alles zemmekeit . . .“. Hebel ein früher Orwell für uns oder einer von der Friedensbewegung — „un mach en andre Sichle druus . . . un numme kaini Säbel meh!“ Man erinnert sich an „Pflugscharen statt Schwerter!“ Oder Hebel als Mahner im sorgsamem Umgang mit Geld in einer Zeit höchster Verschuldung von Ländern und Gemeinden, „ . . . un wer nit uf e Chrützer luegt, der wird zuem Gulde schwerli cho.“ Und mancher Nachdenkliche in unserer computergesteuerten, weltraumoffenen Zeit wird mit Hebel übereinstimmen „un's sinn no Sache ehne dra.“ Viele werden schließlich auch wieder zu dem beschaulichen Hebel greifen, wo Mensch und Landschaft noch eine lebendige Einheit sind, in einer Zeit, wo man vor lauter Freizeit keine Zeit mehr hat.

Man mag ihn aufschlagen, wo man will, Hebel hat für jedermann und jede Zeit in seiner Universalität ein gutes, hilfreiches und sinniges Wort bereit. Dieser Universalität aus heutiger Sicht nachzuspüren, ist auch die Absicht einer Ausstellung, die von der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe und dem Museum am Burghof Lörrach 1985 durchgeführt wird.

Ein biographischer Teil wird auf die verschiedenen Stationen in Hebels Leben eingehen — von Basel über Hausen — Schopfheim — Karlsruhe — Hertingen — Lörrach und wieder Karlsruhe bis nach Schwetzingen. Aus Museen, Archiven, Bibliotheken und Privatbesitz werden — z.T. erstmals — wichtige Dokumente ein Leben im Nachhinein zu beleuchten versuchen, bei dem erst spät die weite Ausstrahlung sichtbar wurde. So sind auch die Dokumente spärlich und meist nur durch Zufall auf uns gekommen. Sie gewinnen aus solcher Retrospektive erst an Bedeutung: Alltägliche Eintragungen, Erinnerungsstücke, Briefe und Aussprüche, Begegnungen und Bekanntschaften steigern sich auf dem Hintergrund von Hebels Werk zu wertvollen Zeugen, mit denen wir erneut Wesen, Geheimnis und Bedeutung der oft so zwiespältigen und dann wieder elementar einfachen und unkompliziert erscheinenden Persönlichkeit Hebels nachspüren wollen.

Neben den biographischen Erinnerungen wird ein Teil der Ausstellung Kritisches unter der verantwortlichen Federführung von Adrian Braunbehrens, Heidelberg, zu den zahlreichen Editionen von Hebels Werk anmerken. An wertvollen Originalausgaben soll exemplarisch das Phänomen einer über 150 Jahre unvermindert anhaltenden Neuauflage aufgezeigt werden. Das in ein oder zwei Bänden unterzubringende Werk Hebels rechtfertigt — sogar mit Übersetzungen in viele europäische Sprachen und selbst ins Japanische — vom bloßen Umfang her solches Interesse eigentlich nicht. Es ist der qualitative Anspruch, verbunden mit einer Breitenwirkung auf die Leser jeden Bildungsgrades,

der Hebel so volkstümlich und zeitlos gemacht hat. Aber gerade dies verpflichtet umso mehr zu einer „hebel-gerechten“ Edition, und eben dabei gibt es bei den verschiedenen Verlagen durch die anderthalb Jahrhunderte oft erhebliche, z.T. sogar sinnenstellende Unterschiede.

Ein weiterer Teil der Ausstellung zeigt Ausschnitte aus dem umfangreichen künstlerischen Werk der Illustrationen zu Hebels Gedichten und Kalendergeschichten. Klassische, romantische, naturalistische und moderne Auffassungen — belegt mit durchgängigen Vergleichen an einigen Beispielen — zeigen die zeitbedingte Sicht für den geistigen Inhalt von Hebels Werk, vermutlich nicht immer im Sinne Hebels, wie man schon aus seinen Anmerkungen zu zeitgenössischen Illustrationen zu seinen Lebzeiten schließen darf. Ähnlich ergeht es auch den Portrait-Darstellungen Hebels und ihren Wandlungen, die sich letztlich alle auf die wenigen Original-Portraits von Becker, Agricola und Iwanowitsch stützen.

Ludwig Rohner, Schwäbisch-Gmünd, hat schließlich noch einen Beitrag „Hebel als Kalendermann“ hinzugefügt, dem seine zahlreichen — z.T. schon veröffentlichten — Forschungen zu diesem interessanten Thema zugrunde liegen.

Eine bleibende Gabe und Erinnerung für jeden Hebefreund wird das von der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe erstellte Begleitbuch mit dem Ausstellungskatalog sein. Ausstellung und Kommentar stehen unter dem Leitgedanken „Eine Wiederbegegnung mit J. P. Hebel“. Eine solche Wiederbegegnung soll zu erneuter Auseinandersetzung mit Hebels Leben und Werk anregen. Dazu helfen zwölf Aufsätze unter der Federführung von Direktor Dr. G. Römer der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe, die auch neue Perspektiven für ein neues Hebelverständnis eröffnen. Zu „Hebel als Theologe“ hat Prof. Dr. Gustav Adolf Benrath, Mainz, einige Gedanken beigetragen. Adrian Braunbehrens, Heidelberg, kommentiert seine Ausstellung

„Hebeleditionen“. Prof. Dr. Günther Haass, Karlsruhe, berichtet über „Die Theaterbriefe des Johann Peter Hebel“ im Zusammenhang mit Hebels Besuchen im Karlsruher Hoftheater. Prof. Dr. Karl Foldenauer, Karlsruhe, recherchierte über „Hebel in Karlsruhe“. Prof. Dr. Max Kully, Solothurn, beleuchtet die Beziehungen Hebels zur Schweiz, neben Basel — Hebels Geburtsstadt — insbesondere die bis in die Zentralschweiz führenden Reisen. Zu einem ähnlich lautenden Thema — „Hebel und das Elsaß“ — äußert sich Prof. Dr. Raymond Matzen, Straßburg, bei dem sicher Hebels Besuche bei Sophie Haufe im Vordergrund stehen. Unter dem Titel „Heute in Hebels Heimat“ hat Gerhard Moehring, Lörrach, wichtiges zusammengetragen, was mit der Verehrung Hebels in den letzten 50 Jahren zu tun hat. Prof. Dr. Ludwig Rohner, Schwäbisch-Gmünd, würdigt „Hebel als Kalendermann“ — gleichzeitig als Kommentar zu seinem Ausstellungsteil und hat „Kritische Notizen eines Hebel-Lesers“ aufgezeichnet. Einem wenig beachteten Thema „Hebel und die Juden“ hat sich Dr. Joachim Storck, Marbach,

gewidmet. Prof. Georg Thüerer, Str. Gallen, zeigt Wesenszüge von „Hebel als Dichter“, und schließlich gibt Dr. Hermann von Coelln, Karlsruhe, einen Einblick in Herkunft und Bestand der „Hebel-Manuskripte in der Badischen Landesbibliothek“. Die von Dr. Werner Schulz von der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe erstellte Zeittafel erlaubt, diese umfassenden Beiträge wie die Exponate der Ausstellung in die wichtigsten biographischen Daten einzuordnen.

Die vom 5. Mai bis 22. September im Museum am Burghof Lörrach in Verbindung mit der Badischen Landesbibliothek aufgebauete Ausstellung „J. P. Hebel“ wird am 5. Mai, 11.00 Uhr im Hebelsaal des Museums am Burghof in Anwesenheit von Minister für Kultur und Wissenschaft Prof. Engler eröffnet. Ab Oktober wird die Ausstellung auch in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe zu sehen sein.

Öffnungszeiten in Lörrach: Mittwoch 14.30—17.30 Uhr, Samstag 14.30—17.30 Uhr, Sonntag 10.00—12.00 Uhr und 14.30—17.30 Uhr. Gruppen auch zu anderen Zeiten n. Vereinbarung, Tel. 07621/15613).



Deutsche Gedichte mit Illustrationen. Der Karfunkel. Gedicht von J. F. Hebel; illustriert von Edmund Wagner. (S. 183.)

II. Das Jubiläumsjahr 1984 im Rückblick

Festansprache des Ministers für Wissenschaft und Kunst des Landes Baden-Württemberg Prof. Dr. Helmut Engler zum 75. Jubiläum des Landesvereins Badische Heimat in Karlsruhe

Die Badische Heimat besteht seit 75 Jahren.

Ich gratuliere dem Landesverein zu diesem Jubiläum, und ich tue dies als Mitglied der Landesregierung, aber auch als Bürger, der dem Verein seit rund 20 Jahren angehört.

Der Landesverein hat sich schon im Jahr 1909 Ziele gesetzt, die sich auf lange Sicht als gut und nützlich erweisen, er hat seinen Wirkungsbereich auch räumlich sinnvoll abgegrenzt, und er hat sich in den wahrlich bewegten Zeiten seines bisherigen Bestehens — auch über einige Krisen hinweg — gut gehalten. Es war und ist gewiß nicht selbstverständlich, daß wir heute nicht nur eine im ganzen erfreuliche Vereinsgeschichte und eine bedeutende Gesamtleistung feststellen, sondern auch mit Zuversicht in die Zukunft schauen können. Dazu gehörte sicher auch eine tüchtige Portion Glück, ohne daß mit dieser Aussage die Leistung all derer, die sich um den Verein verdient gemacht haben, geschmälert werden soll.

Wie die Gründer des Vereins die Ziele und Aufgaben des Vereins in der Satzung umschrieben haben, hat uns vorhin der Erste Landesvorsitzende, Herr Vögely, vorgetragen. Das ist eine in heutiger Sicht erstaunlich aktuelle Zielsetzung, die in der Sache kaum von dem abweicht, was in § 2 Abs. 1 des jetzt vorliegenden Entwurfs einer zu ändernden Satzung zu lesen ist. Nach diesem Entwurf will der Landesverein Badische Heimat „das überlieferte heimatische Kulturgut erhalten, pflegen, wissenschaftlich erforschen und an seiner sinnvollen Neugestaltung mitwirken. Er widmet sich der ideellen Förderung des Umwelt-, Natur-, Landschafts- und Denkmalschutzes, betreibt Volks-, Heimat- und Landeskunde, regt genealogische Forschungen an und trägt zur Erhaltung der heimischen Mundarten bei.“ Fast alle diese Aufgaben waren der Sache nach schon im Katalog von 1909 enthalten, wo neben der Erhaltung, Pflege und wissenschaftlichen Erforschung des heimischen Volkstums insbesondere auch der Schutz der heimischen Landschaft, ihrer Kultur- und Naturdenkmäler und ihrer Tier- und Pflanzenwelt genannt wird. Wenn hier schon wesentliche Elemente unseres heutigen Begriffs „Umweltschutz“ aufgezählt werden, zeigt uns dies, daß man auch damals schon einen solchen Schutz als nötig, die Umwelt als gefährdet ansah.

Die beiden Formulierungen — es hat im Lauf der Jahrzehnte Zwischenstufen gegeben, die jetzt nicht analysiert werden sollen — legen auch Zeugnis ab vom jeweiligen Zeitgeist oder, etwas bescheidener ausgedrückt, von der Zeitströmung, die die Autoren der Satzungsbestimmungen geleitet hat. An die Stelle des heimischen Volkstums, das es zu erhalten, zu pflegen und zu erforschen gilt, tritt heute das überlieferte heimatische Kulturgut, ein Wort, das wohl nicht negativ vorbelastet ist, das mir aber doch schon ein wenig glatt und technokratisch vorkommt, ähnlich wie etwa die Wortkonstruktion Verkehrsaufkommen, ganz zu schweigen vom Krankengut der Kliniken oder der gräßlichen Neuschöpfung „Leistungsträger“, worunter bestimmte Leute, nämlich Sportfunktionäre und Sportjournalisten, Sportler verstehen, vor allem Fußballspieler, aber nur die besonders guten. Die Anregung genealogischer Forschungen und die Erhaltung heimischer Mundarten sind schon seit geraumer Zeit unter den Vereinszwecken ausdrücklich genannt; auch wenn die Satzung von 1909 sie noch nicht aufzählte, habe ich keinen Zweifel daran, daß niemand ihre Einbeziehung in die Vereinsaktivitäten auch ohne Satzungsergänzung beanstandet hätte oder beanstanden könnte.

Auf was es mir ankommt, ist die Tatsache, daß der Landesverein Badische Heimat in den 75 Jahren seines bisherigen Bestehens seine Ziele konsequent verfolgen konnte, auch wenn sich die Vorstellungen vom richtigen Weg hin zu diesen Zielen immer wieder einmal ein Stück weit gewandelt haben mögen, und daß die Ziele des Vereins so umschrieben waren und auch in der Praxis angestrebt wurden, daß immer wieder viele Menschen sich damit identifiziert und den Verein durch ihre Mitgliedschaft und durch tätige Mitarbeit unterstützt haben.



Ansicht des Schlosses in Karlsruhe im Jahre 1824 (Aquarell von Jean Jacques Sperli d. Ä., Hess. Landesmuseum Darmstadt)

Ich habe vorhin weiter gesagt, daß sich die räumliche Abgrenzung der Vereinstätigkeit von vornherein und bis auf heutigen Tag als glücklich und günstig erwiesen hat. Gab es, gibt es denn wirklich eine „Badische Heimat“? Liegt in diesem Begriff nicht ein innerer Widerspruch, weil man unter dem Wort „Heimat“, wie man es auch geographisch verstehen will, jedenfalls einen engeren Raum verstehen muß als das ausgedehnte, sehr unterschiedliche geographische Regionen (und auch Volksstämme) zusammenfassende alte Land Baden, wie es 1806 gegründet wurde? Wer so fragt, verkennt wohl schon die Vorstellungen, die die Gründer mit dem Vereinsnamen „Badische Heimat“ verbunden haben. Die Zusammenfassung so vieler Teilgebiete mit eigener Vorgeschichte, deren Bevölkerung sich von der anderer Gebiete innerhalb des alten Landes Baden in vielen Beziehungen — nicht nur in der Mundart — ganz wesentlich unterschied, war gerade ein kennzeichnendes Merkmal des alten Großherzogtums. Sie hinderte jedenfalls nicht die Entstehung eines gemeinsamen Landesbewußtseins. Das Nebeneinander der großen Konfessionen, die Notwendigkeit, den unterschiedlichen wirtschaftlichen Verhältnissen in den einzelnen Teilen des Landes gerecht zu werden, die Pflege einer kulturellen Überlieferung, die sich gerade durch ihre Mannigfaltigkeit besonders auszeichnete, alle diese Gegebenheiten machten besondere Anstrengungen notwendig, durch die die anfangs auf schwachen Füßen stehende Einheit des Staates gefestigt werden sollte. Schon im Jahre 1818 hatte der Großherzog eine Verfassung unterzeichnet, die man als die liberalste Verfassung in Deutschland zu jener Zeit bezeichnen kann, und der „Badische Liberalismus“ wurde in der Folge geradezu ein Wahrzeichen des Landes. Der Freiburger Staatsrechtslehrer Karl von Rotteck, gewiß ein unverdächtig Beurteiler, bezeichnete die Verfassung von 1818 als „Geburtsurkunde des Badischen Volkes“, und zwar eines Volkes im Sinne einer neuen und höheren politischen Einheit, als sie Breisgauer, Durlacher und Markgräfler je dargestellt hätten.

Hier geht es mir um die Tatsache, daß im Jahre 1909 ein den Badenern gemeinsames Bewußtsein von der Einheit Badens vorhanden war. Ein Landesverein, der sich von Anfang an die Pflege heimatlicher Werte im ganzen Land Baden vorgenommen hatte, trug damit aber auch noch wesentlich zur Integration des Landes bei. Deshalb verwundert es nicht, daß Großherzog und Regierung den Zusammenschluß der drei Vorläufereinrichtungen zu einem wirkungsvoll arbeitenden Verein mit umfassender Zielsetzung guthießen und förderten.

Und nun noch ein Wort zur dritten der Aussagen, die ich vorangestellt habe, zu der recht pauschalen These, der Landesverein habe sich in all den vielfach unruhigen Zeitläuften seit seiner Gründung gut gehalten. Damit meine ich jetzt nicht in erster Linie die äußere Entwicklung, also die Mitgliederzahlen und Haushaltsvolumina, den Grad der Prominenz der Vorstände und das Ausmaß des Respekts, den die Öffentlichkeit dem Landesverein Badische Heimat entgegenbrachte. Ich denke vielmehr an das Wirken des Vereins, das er als juristische Person dem Handeln natürlicher Personen verdankte, all denen, die sich auf irgendeine Weise für das Wohl des Vereins und damit des Badenerlands eingesetzt haben. Ich will hier nur einen Namen nennen: Hermann Eris Busse. Er hat wie kein anderer seine ganze Kraft, seine großen schöpferischen Fähigkeiten in den Dienst der Badischen Heimat gestellt und Großes geleistet. Es ist ein großes Verdienst der soeben erschienenen Chronik, daß sie auch die Persönlichkeiten, die sich besonders um den Verein verdient gemacht haben, im einzelnen würdigt. Das Wirken des Vereins nach außen offenbart sich zum einen in ungezählten Vorträgen und anderen öffentlichen Veranstaltungen, dann aber vor allem in den Veröffentlichungen, die in ihrer Gesamtheit ein eindrucksvolles Werk, eine in ihrem Umfang und in ihrer Vielfalt imponierende Sammlung von Beiträgen zur Geschichte und Heimatkunde in allen ihren einzelnen Bereichen darstellen, und schließlich auch besonders im Eintreten für die satzungsmäßigen Ziele des Vereins in grundsätzlichen Fragen und in Einzelfällen; auch darauf ist der Erste Landesvorsitzende schon summarisch eingegangen, und die Chronik berichtet auch darüber ausführlich.

Dieses vielfältige Wirken hat dem Landesverein Badische Heimat hohes Ansehen verschafft, und aus allem, was darüber — auch im Jubiläumsheft und in der Chronik — geschrieben und gesagt worden ist, läßt sich leicht die Aussage herleiten, daß vieles in unserem Land heute schlechter aussähe, wenn sich der Landesverein Badische Heimat nicht so tatkräftig für die Verwirklichung seiner satzungsmäßigen Ziele eingesetzt hätte.

Wir wissen, daß die jüngere Generation in der „Badischen Heimat“ nicht in einem ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung entsprechenden Zahl vertreten ist. Das ist zu bedauern, weil die Arbeit des Vereins ja gerade nicht auf Pflege und Bewahrung von Vergangenen um seiner selbst willen, sondern auf die Erhaltung der Heimat als Lebensraum der jetzt lebenden und der kommenden Generationen gerichtet ist. Vielleicht läßt sich aber mancher jüngere Mensch gerade durch das Wort „Heimat“ abschrecken, das er als unmodern und sentimental empfindet.

Heimat ist eines der Worte, die sicher einmal einen eindeutig und uneingeschränkt guten Klang hatten, die dann aber, vor allem in dem Umbruch, der nach dem Ende des 2. Weltkriegs auf vielen Feldern unseres Lebens stattgefunden hat, immer mehr in Mißkredit geraten sind und erst in jüngster Zeit wieder eine gewisse Aufwertung erfahren haben. Ich könnte als weitere Beispiele das Wort Vaterland nennen, dessen Gebrauch den, der es schrieb oder aussprach, dem Verdacht des unbehlehrbaren Nationalismus aussetzte, und das Wort Elite, dessen Gebrauch den Vorwurf der Überheblichkeit und der Mißachtung des in der Verfassung verankerten allgemeinen Gleichheitssatzes auf sich zog. Suchen wir nach den Gründen dieser Entwicklung, so kommen wir zu der Erkenntnis, daß es uns Deutschen offenbar immer noch Schwierigkeiten macht, mit den Wirkungen des Bösen, das sich in unserem Land abgespielt hat, fertig zu werden und einen bestimmten Teil unserer Vergangenheit zu bewältigen. Andere Völker sind mit entsprechenden Begriffen viel unbefangener umgegangen; die Römer scheuten sich, soweit wir es den Quellen entnehmen können, zu keiner Zeit, das Wort „patria“ selbstbewußt und unbefangen zu gebrauchen, und das gleiche gilt für „la patrie“ im Französischen. Auch die Erkenntnis, daß es innerhalb eines Volkes besonders Begabte und Leistungsfähige gibt, auf die die Gesellschaft auch angewiesen ist, wenn sie ihre immer schwierigeren Aufgaben bewältigen will, hat man in anderen Ländern nicht schon im Sprachgebrauch unterdrückt.

„Heimat“ ist ein Wort, das vielleicht nicht ganz so umstritten war wie „Vaterland“ und „Elite“, das dem, der es gebrauchte, vielleicht nicht gleich den Verdacht oder Vorwurf des Reaktionären eintrug, das aber bis vor kurzem, vielleicht sogar bis zur Gegenwart zumindest bei intellektuellen Kritikern bestenfalls Spott oder ein nachsichtiges Lächeln auslösen mochte.

Nur ein kleiner Geist wird, wenn nach der inneren Berechtigung des Wirkens und der Existenz der „Badischen Heimat“ gefragt ist, beispielsweise auf den Aufruf des Vereins für ländliche Wohlfahrtspflege, eines der Vorläufer des heutigen Landesvereins, verweisen, wo etwa zu lesen ist:

„(Der neue Verein . . .) hat den verheißungsvollen und stolzen Namen „Badische Heimat“ gewählt, um zu zeigen, daß in seinem Arbeitsgebiet die Grundstoffe der hohen und süßen Empfindungen zu suchen sind, die man Heimatgefühl nennt.“

Und wo es weiter heißt:

„Wie den Maienbaum oder die fröhlichgrüne Linde inmitten des Dorfs, um die zur Festzeit das feiernde Volk sich zu Freude und Ruhe sammelt, wollen wir Ideale, Hochgedanken pflanzen in die Herzen der Menschen und ihnen die Heimat in alter Schöne und Liebe erhalten.“

Solche Formulierungen, die aus der Zeitströmung zu erklären sind, die die Jahre vor und nach der Wende zum 20. Jahrhundert bestimmte, sind heute natürlich überholt.

Wenn es um die Frage geht, welche Ziele der Landesverein Badische Heimat verfolgt und ob sich der Einsatz für diese Ziele lohnt, so tun wir heute gut daran, das Wort Heimat ohne Pathos, unsentimental und frei von idyllischem Beigeschmack zu gebrauchen, uns aber durchaus auf das zu besinnen, was an Wert diesem Begriff innewohnt und dem Menschen, der damit bestimmte Vorstellungen verbindet, eine große Hilfe sein kann.

Ich habe nicht vor, die Reihe der Abhandlungen, die sich mit dem Heimatbegriff beschäftigen, zu verlängern; ich empfehle dazu die Lektüre der Arbeit von Heinrich Hauß über Regionalismus, regionale Mentalität und Veränderung des Heimatverständnisses im Jubiläumsheft der „Badischen Heimat“. Ich will nur berichten vom Ergebnis der Nachschau in zwei klassischen Nachschlagewerken, die ich bei der Vorbereitung auf diesen Vortrag zur Hand hatte.

Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschränkte sich die Bedeutung des Wortes Heimat offenbar auf rechtliche und geographische Beziehungen eines Menschen zu einem bestimmten Ort. In der 1854 erschienenen ersten Auflage von Herders Conversations-Lexikon sucht man ein Stichwort „Heimat“ vergeblich. Lediglich unter „Heimathrecht“ ist das durch Geburt oder Aufnahme erworbene Recht definiert, das Mitglied einer Gemeinde zu sein und deren Vorteile zu genießen (Betreibung eines Gewerbes, Bildung eines Hauswesens, im Falle der Verarmung der Genuß der wohlthätigen Anstalten). Auch noch Meyers Großes Konversations-Lexikon enthält zwar in der 6. Auflage von 1908 längere Ausführungen zum Heimatrecht, stellt ihnen zur Bestimmung des Begriffs der Heimat aber nur die knappe Aussage voran: „Heimat ist Bezeichnung für den Geburtsort, auch für den Ort, wo jemand sein Heim, d.h. seine Wohnung, hat.“

Die Bedeutung des Begriffs hatte sich damals, also in den Jahren vor der Gründung der „Badischen Heimat“, aber schon ganz wesentlich verändert in einer Zeit, in der die Menschen im Lauf der technischen und wirtschaftlichen Entwicklung mobiler wurden, in der es nicht mehr die Regel war, daß jemand fast sein ganzes Leben dort verbrachte, wo er geboren war, in einer Zeit aber auch, in der die Eingriffe in die Elemente der Umgebung, die das Bild der Heimat bestimmten, immer häufiger und immer stärker wurden.

Man wurde sich in jener Zeit immer deutlicher bewußt, daß die Beziehung eines Menschen zur Heimat beeinträchtigt sein konnte dadurch, daß er die unmittelbare Verbindung zum Heimatort verlor, aber auch dadurch, daß diese ihm vertraute örtliche Umgebung ihren Charakter wesentlich änderte.

Dem Begriff der Heimat steht — lassen Sie mich auch das noch ergänzend sagen — in der Sprachgeschichte das Wort „Elend“ gegenüber, das ursprünglich zugleich „Ausland“, aber auch „Verbannung“ und „Not“ bedeutet hat. Wir wundern uns nicht, daß sich die Bedeutung des Adjektivs „elend“ von „in fremdem Land, aus dem Frieden der angeborenen Rechtsgemeinschaft ausgewiesen, verbannt“ schon im Mittelhochdeutschen verdichtet und verallgemeinert hat in „unglücklich, jammervoll“.

Es gibt sicherlich mobile Menschen, die den Ort ihrer Geburt und ihrer Jugend leichten Herzens verlassen und vergessen mögen; die Mehrzahl ist es aber hiezulande nicht. Die meisten von uns werden an sich selbst schon erfahren haben, daß erst das Leben in der Fremde einem bewußt macht, was man entbehrt.

Heimat ist etwas, was dem Menschen Hilfe und Sicherheit geben kann; der Verlust, das Fehlen der Heimat kann die Ursache von Not sein bis hin zum Entzug der individuellen Grundlagen der Existenz, Existenz verstanden nicht nur im wirtschaftlichen Sinne. Dies gilt für Heimat in jeder Bedeutung. Wir denken an die vielen Menschen, die unter Zwang ihre Heimatregion, ihr Heimatland, damit eben auch ihre engere Heimat verlassen mußten — leider ein Schicksal, das nicht nur viele deutsche Landsleute am Ende des Zweiten Weltkriegs, sondern gerade in den letzten Jahrzehnten in Kriegen und Bürgerkriegen auf der ganzen Erde unzählige Menschen getroffen hat. Die persönliche Existenz kann aber auch in Frage gestellt sein in äußerlich weniger spektakulären Fällen, in denen jemand aus Gründen, die speziell mit seinem persönlichen Leben zusammenhängen, auswandern mußte oder wollte und so die Wurzeln abschnitt, die ihn mit dem Ort verbanden, an dem er geboren und aufgewachsen war. Ein schmerzliches Gefühl, das er als Verlust der Heimat bezeichnet, mag sogar schon mancher empfunden haben, der, etwa als weichender Erbe, den elterlichen Hof verlassen und in der Fremde Arbeit gesucht hat.

Heinrich Hauß hat in seinem vorhin genannten Aufsatz im Anschluß an Hermann Bausinger die Heimat als Lebenszusammenhang, als Lebensmöglichkeit und als Merkmal der Identität bezeichnet. Dies gilt übrigens — so meine ich — nicht nur für die „ursprüngliche“ Heimat, den Ort der Geburt und der frühen Lebensjahre eines Menschen, sondern auch für die „neue Heimat“, den Ort, an dem jemand in einer späteren Lebensphase neue Wurzeln geschlagen hat. Ich teile aber nicht die Auffassung, es habe sich inzwischen, also jedenfalls seit der Gründung des Landesvereins Badische Heimat vor dem Ersten Weltkrieg, eine „Revolution des Heimatbegriffs“ vollzogen. Zwar haben sich die Worte geändert; an die Stelle von früher noch einfachen laienhaften Ausdrücken ist auch schon wieder eine Fachterminologie getreten, wenn ich gar all das heranziehe, was sich inzwischen um den Begriff Regionalismus rankt. Wenn ich dieses Wort höre oder lese, geht bei mir gleich ein Warnlicht an. Das Regionalisieren, die Aufspaltung in kleine und kleinste Räume ist heute beliebt, und es ist sicher gut und notwendig, der Verflachung, der Verwandlung einer gegliederten, farbigen Welt in eine einheitliche graue Masse Einhalt zu gebieten, solange es noch nicht zu spät ist. Man soll aber auch hier die Kirche im Dorf lassen. Um eine Kultur — auch eine regionale oder örtliche Kultur — zu tragen, bedarf es eines Mindestmaßes an Substanz, auch in qualitativer Hinsicht. Wir erleben beispielsweise zur Zeit, wie auch im Rundfunk der Regionalismus um sich greift. Dabei sollte man aber auch die Qualität des Programms im Auge haben und bedenken, daß diejenigen, die ein gutes, auch ein die regionalen Besonderheiten berücksichtigendes Programm zu machen imstande sind, nicht in unbegrenzter Zahl zur Verfügung stehen. Regionalismus darf nicht auf breiter Front zum Dilettantismus führen. Auch hier gibt es Mindestgrößen, die erreicht sein müssen, wenn das, was im kleinen Raum getan wird, nicht dürftig sein soll, und es gibt den Gesichtspunkt des befruchtend wirkenden Austauschs und der gemeinsamen Entwicklung von Gedanken.

Wenn so eine ganze Anzahl regional teilweise eigenständiger Kulturen zusammengehen und gemeinsam gepflegt werden müssen, bedeutet das nicht, daß an die Stelle der lebendigen Vielfalt eine Einheitskultur zu treten hätte. So war und so ist es auch bei der Badischen Heimat nicht. Sie hat sich von Anfang an bemüht, Verschiedenartiges zu gegenseitigem Nutzen zusammenzubringen; sie hat damit bei den Bewohnern der verschiedenen Regionen Verständnis für die Bewohner anderer Regionen und Verständnis für das Ganze geweckt.

Ich hielte es für verfehlt, wenn die Badische Heimat versucht wäre — etwa mit der Begründung, daß der Heimatbegriff sich gewandelt habe oder sich zu wandeln anschieke —, auch nur eine Handbreit von den Zielen abzugehen, die in der Gründungssatzung des Vereins genannt sind. Im Gegenteil: Ich glaube, daß in unserer Zeit, die sich ja von dem, was vor 75 Jahren war, in damals nicht vorstellbarem Ausmaß unterscheidet, die Erhaltung der Werte, aber auch die Erhaltung der materiellen Grundlagen unseres Lebens dringender denn je geboten ist und daß jeder, der dies erkannt hat, seine äußersten Kräfte anzustrengen gehalten ist, um dieses Ziel zu erreichen.

Ich habe Ihnen, meine sehr verehrten Damen und Herren, nicht aufgezählt, was die Landesregierung tut, um all die Werte zu erhalten und zu pflegen, deren Schutz und Förderung der Verein sich vorgenommen hat. Auch das Land Baden-Württemberg fördert den Natur- und Denkmalschutz als ganz normale Staatsaufgabe, es wendet erhebliche Summen für den Ausbau bäuerlicher Freilichtmuseen auf, es finanziert in Hochschulen und anderen wissenschaftlichen Einrichtungen volkskundliche und landeskundliche Forschung. Dabei spielen auch immer wieder Anträge und Anregungen einzelner Bürger oder Institutionen eine Rolle. Es ist aber unerlässlich, daß die Bürger auch weiterhin selbst tätig sind zur Verfolgung von Zielen, wie sie in unserer Vereinsatzung aufgezählt sind, daß es immer wieder viele Mitbürger gibt, die für die Werte, die hinter diesen satzungsmäßigen Zielen stehen, eine beträchtliche persönliche Leistung zu erbringen bereit sind. Wir wollen, daß auch den kommenden Generationen die Badische Heimat noch etwas bedeutet, für das sich einzusetzen sich lohnt.

Ich wünsche der Badischen Heimat zu ihrem Geburtstag, daß die Mitgliederzahlen wieder steigen, daß auch viele jüngere Menschen dem Verein beitreten und daß sich in der Bevölkerung das Bewußtsein von der Notwendigkeit, unsere Heimat zu schützen und zu erhalten, immer mehr ausbreitet und das Handeln des Einzelnen bestimmt.

Rede des Bürgermeisters Kurt Gauly zum 75. Jubiläum des Landesverein Badische Heimat

Der Landesverein Badische Heimat feiert Geburtstag. Die Gratulanten sind in die einstige badische Residenz gekommen, Glückwünsche zu überbringen. Karlsruhe schätzt sich glücklich, sein Rathaus für die Geburtstagsfeier öffnen zu dürfen. Allen Gratulanten ein herzliches Willkommen.

Karlsruhe, Schnittpunkt Badens, in dem das Fränkische und das Alemannische sich ineinander verwoben haben, ist der richtige Ort für das Jubiläum. Steht Freiburg für den alemannischen Teil Badens, dann stehen Mannheim und Heidelberg für den fränkischen und kurfälzischen. Karlsruhe ist sozusagen die Achse, um die sich die badischen Pole drehen. Otto Müßle bezeichnete 1955 in einem Artikel der „Badischen Heimat“ Karlsruhe als die „Goldene Mitte“. Hubert Dörrschuck, Zeitungsmann, Geschichts- und Heimatforscher, einer der leidenschaftlichen Biographen seiner Vaterstadt, hat Karlsruhe die badischste aller badischen Städte genannt.

Karlsruhe gratuliert sehr herzlich zum Geburtstag. Der Herr Oberbürgermeister ist durch eine Dienstreise zu seinem Bedauern verhindert, die Glückwünsche persönlich auszusprechen. Ich tue es in seinem Auftrag und in seiner Vertretung. Der Glückwunsch der Stadt ist zugleich der des Gemeinderates und aller Bürger von Karlsruhe.

Der Landesverein hat seinen Sitz in Freiburg, seit 1926 in einem eigenen Haus. Freiburg hat immer besonders viele Beiträge zur Entwicklung des Landesvereins geleistet, besonders viele Aktivitäten entfaltet, in Freiburg erfolgte auch die Neubelebung nach dem Zusammenbruch des Naziregimes. Aber auch Karlsruhe stand nicht abseits, in Karlsruhe erscheint im Verlag G. Braun seit 70 Jahren das Organ des Landesvereins unter dem Titel „Badische Heimat, mein Heimatland“. In Karlsruhe hat die Redaktion ihren Sitz und hier wohnt der amtierende Landesvorsitzende.

Die Stadt Karlsruhe selbst hat vom Landesverein Badische Heimat mancherlei Anstöße und mancherlei Hilfe erfahren. Lassen Sie mich zwei Beispiele herausgreifen, eines aus früherer, eines aus jüngster Zeit.

1926 hatte der Schriftleiter des Landesvereins Badische Heimat, Hermann Eris Busse, in Freiburg alemannische Wochen ins Leben gerufen. Daraufhin zog der damalige Karlsruher Verkehrsdirektor Lacher, einer der Mitgründer unseres städt. Verkehrsvereins im Jahre 1903, Hermann Eris Busse zur Beratung hinzu, um auch hier badisches Heimatbewußtsein zu stärken. Busse wachte darüber, daß bei Heimatfesten und Trachtenzusammenkünften kein gekünsteltes Programm entstand, und er war mehrmals in der Landeshauptstadt bei wichtigen Entscheidungen wesentlich beteiligt. Das im 2jährigen Turnus stattfindende Trachtenfest hat sich bis in unsere Tage erhalten.

Das zweite Beispiel: Vor zwei Jahren beanstandete der jetzige Landesvorsitzende Vögely im Vereinsorgan den Zustand des alten Friedhofs in der Kapellenstraße und Frühlingstraße, der 100 Jahre lang (bis 1888) benutzt worden war. Er wies auf den zum Teil beklagenswerten Zustand zahlreicher Grabmale hin.

Die Stadt griff die Kritik auf. Im Rahmen der Neugestaltung der Gesamtanlage des alten Friedhofs wurden die im Bereich der Gruftenhalle verstreut liegenden Grabmale gereinigt und verfestigt sowie vor der Gruftenhalle neu geordnet. Die Gruftenhalle selbst wurde von Schmierereien gereinigt. Die notwendige Restaurierung eines Teils der Grabdenkmale ist im Gange und wird in diesem Jahr noch abgeschlossen. In gleicher Weise wurde und wird der Zustand der Grabmale und zweier Gedenkkreuze für deutsche und französische Gefallene des Krieges 1870 verbessert.

Eine noch anzufertigende Hinweistafel soll in der Nähe der Gruftenhalle auf die Bedeutung des alten Friedhofs und bedeutende auf ihm zur letzten Ruhe gebettete Persönlichkeiten der Stadt hinweisen.

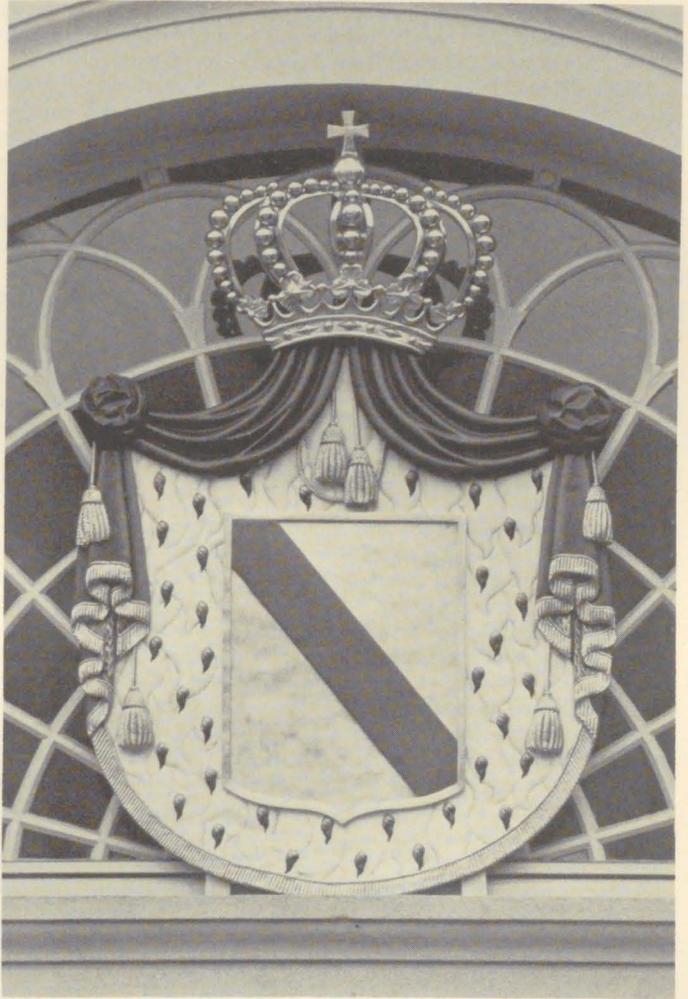
Unser Archivdirektor Dr. Schmitt hat in Ihrem Jubiläumshft Zustand und Selbstverständnis unserer Stadt aktuell beschrieben. Dazu nur wenige ergänzende Hinweise:

Auch Karlsruhe ist sich wieder stärker bewußt geworden, daß es nicht genügt, nur die Ansiedlung von Menschen planend zu ordnen. Der Mensch ist nicht eine mathematische oder biologische Formel. Er ist ein Wesen mit Verstand und Herz. Er braucht Raum, wo sich das Rationale und das Emotionale entfalten kann, aber er braucht mehr als nur Behausung, er benötigt Heimat.

Die Festschrift spürt an verschiedenen Stellen der Frage nach, was Heimat wohl ist: Ein überholter oder unverzichtbarer, ein vergangener und unzeitgemäßer oder auch künftig unentbehrlicher Wert?

Karlsruhe hat in den letzten Jahren sich seiner Geschichte mehr besonnen und versucht, das ihr Überlieferte sorgfältiger zu pflegen. Der Marktplatz, Schöpfung des großherzoglichen Baumeisters Friedrich Weinbrenner, hat zu alter Schönheit zurückgefunden: das Rathaus, die Ev. Stadtkirche mit den angren-

*Badisches Wappen, Karlsruhe,
Münze
(Bildstelle der Stadt
Karlsruhe, Rathaus)*



zenden Gebäuden, in deren einem der alemannische Klassiker Johann Peter Hebel jahrelang gewohnt und gewirkt hat, wurden renoviert. Im Pflaster des Marktplatzes sind die Rosetten der oberrheinischen Münster von Straßburg, Freiburg und Basel in Stein nachempfunden, um die geschichtliche Bindung an den großen Lebensraum des Alemannischen wach zu halten.

Die Münze, ebenfalls Weinbrennerschöpfung und einstens Prägeanstalt badischer Münzen, heute immer noch eine der vier Prägeanstalten der Bundesrepublik, ist frisch herausgeputzt; das Prinz-Max-Palais, vor fünf Jahren neu gestaltet, wurde zum Museum für unsere städtischen Sammlungen und unser Archiv. Derzeit baut das Land Baden-Württemberg dankenswerterweise die Badische Landesbibliothek aus, die Staatliche Kunsthalle und das Gottesauer Schloß, die Stadt erneuert die Carlsburg, das einstige Schloß der Markgrafen von Baden-Durlach, das Oberrheinische Dichtermuseum und insbesondere das Badische Landesmuseum und das Generallandesarchiv stehen dem Interessierten offen.

Dies alles, meine verehrten Geburtstagsgäste, ist nicht das Behüten eines glimmenden Feuers vor dem Erlöschen, nein es sind beredte Zeugnisse eines wachen Geschichtsbewußtseins.

Doch die Zeit bleibt nicht stehen, auch kommende Generationen werden Heimat nicht entbehren können. Kein Zweifel: die Macht des Faktischen wird notwendigerweise und berechtigterweise baden-

württembergische Gemeinsamkeiten prägen. Gleichwohl wird es immer verdienstvoll sein und bleiben, die Eigenart der Landschaften, den Charakter ihrer Menschen mit ihrer Sprache und ihrem Gefühl als tragende Elemente in das vergrößerte Staatswesen einzubringen.

Vielleicht sollten wir uns in einem übertragenen Sinn an eine Empfehlung des alten Großherzogs an einen einfachen Mann aus der Kronenstraße halten, der sich abmühte, dem Landesherrn gegenüber sich des vornehmen Hochdeutsch zu bedienen. Der Karlsruher Mundartdichter Fritz Römhildt (genannt Romeo) hat diesen Vorgang in einem Gedicht beschrieben, das wie folgt endet:

Als Fürscht unn Vatter uns'rer Schtadt,
Weil's for Ihr Hochdeutsch schad isch,
Sie rede *unsern* Dialekt,
denn *ich* verschteh gut badisch.

Für das nächste Vierteljahrhundert wünsche ich dem Landesverein Badische Heimat eine erfolgreiche und fruchtbare Zeit.

*Es ist uns allen natürlicher und ge-
deiblicher, auf der Erde zu bleiben
und nach dem Himmel hinaufzu-
schauen, als uns dem Himmel entge-
genzuschrauben und, ohne ihn zu er-
reichen, in der leeren kalten, wenn
auch noch so reinen Luft zu schweben.
Wir sind Pflanzen, die — wir mögens
uns gerne gestehen oder nicht — mit
den Wurzeln aus der Erde steigen
müssen, um im Äther blühen und
Früchte tragen zu können.*

J. P. Hebel

Ansprache des 1. Landesvorsitzenden Ludwig Vögely

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Der Landesverein „Badische Heimat“ feiert heute offiziell sein 75jähriges Jubiläum. Ein übliches Vereinsfest also? Ganz sicher nicht. Gewiß, diese 75 Jahre des Bestehens spielen die auslösende Rolle, sie sind äußerer Anlaß. Aber die Berechtigung eines solchen Festaktes ist damit nicht bewiesen, die Antwort darauf kann nur aus der Bilanz der 75 Jahre kommen.

Welche Strecke hat doch der Landesverein „Badische Heimat“ seit dem 1. Januar 1909 zurückgelegt! Sie zeigt, wie schnell die Zeit vergeht, wie rasch Verhältnisse wechseln, aber auch, was Dauer und Bewährung sind. Der Landesverein blickt ohne Zweifel auf eine große Vergangenheit zurück. Wenn Sie seine Chronik, die Sie erhalten haben oder in den allernächsten Tagen erhalten, durchblättern, wird Ihnen das sicher bewußt werden. Dies erspart mir eine lange Abhandlung der Vereinsgeschichte. Die Satzung aus dem Jahre 1909 definiert den Zweck der „Badischen Heimat“ so: „Erhaltung, Pflege und wissenschaftliche Erforschung des heimischen Volkstums, Förderung der ländlichen Wohlfahrt auf materiellem und geistigem Gebiete, Schutz der heimischen Landschaft, ihrer Kultur- und Naturdenkmäler, ihrer Tier- und Pflanzenwelt und dadurch Weckung und Vertiefung der Heimatliebe.“

Immer wieder wurde getreu diesen Zeilen versucht, das Optimale mit den gegebenen Mitteln zu erreichen. Es ist erstaunlich, wie schwere Krisen, hervorgerufen beispielsweise durch die beiden Weltkriege, ohne großen Substanzverlust gemeistert wurden. Niemals haben die Männer, welche den Landesverein verantwortlich leiteten, und seine Mitglieder sich aus der Verantwortung für Land und Leute entlassen gefühlt. Sie wußten, wie immer man auch Heimat definieren will, und im Bewußtsein der ihr innewohnenden Werte, wie arm ein Mensch oder Menschen dran sind, die keine Heimat mehr haben, oder wenn sie nicht mehr der Raum sein kann, in dem wir leben können. Und deshalb galt ihrer Erhaltung der Kampf, oft mit großer Vehemenz geführt, der Kampf, um ein paar Beispiele zu nennen, um das Murgtalwerk, um die Schwarzwaldtäler, um das Neckar-Kanal-Projekt, um Titisee und Schluchsee, um die Wutachschlucht, um die Rheinkraftwerke bis hin zum Steinbruch des Hohenstoffeln oder dem Neubau eines Rathauses, der Errichtung eines Denkmals oder der Erhaltung eines Fachwerkhäuses. Die Sachverständigenausschüsse leisteten im Natur- und Denkmalschutz Hervorragendes, oft gefürchtet von den Behörden, noch öfter um Rat gefragt von den Gemeinden. Aber auch die gewachsene Kultur unseres Landes war zu allen Zeiten Gegenstand unserer Fürsorge. Volkskunde und Volkskunst mit allen Sparten, die man ihnen zurechnen kann, Mundart und Trachten, Familienkunde u. v. mehr nahmen in unseren Publikationen einen breiten Raum ein. Heimat war und ist eben für den Landesverein kein geographischer Begriff allein. Uns ging und geht es um die Symbiose zwischen der Natur, den Zeugen der Vergangenheit, der Tradition und der Situation heute mit den Menschen, die hineingesetzt wurden in dieses Land, seine Kultur und Geschichte.

Meine Damen und Herren, nehmen Sie diese Worte bitte als eine kurze Replik auf das in der Vergangenheit Geleistete. Aus der Vergangenheit kommend, über die Gegenwart weiterschreitend, müssen wir aber die Zukunft gewinnen. Wenn die Feststellung stimmt, daß der, welcher nicht zurückblicken kann, auch vorne nichts sieht, dann wird die Bürde fühlbar, welche die große Vergangenheit des Landesvereins mit seinen ehemals beinahe 15 000 Mitgliedern und die das ganze damalige Land Baden umfassende Tätigkeit uns Heutigen auferlegt. Hier wird die Vergangenheit zu einer schier unerfüllbaren Verpflichtung. Lassen Sie mich auch dazu ein paar wenige Worte sagen.

Im Grunde sind die Aufgabengebiete seit 75 Jahren die gleichen geblieben, sie haben sich wenig geändert, nur die Akzente und Schwerpunkte haben sich verschoben. Die Festschrift unseres Dachverbandes, des Deutschen Heimatbundes, der in diesem Jahre 80 Jahre alt geworden ist, weist darauf hin, daß schon Ernst Rudorff (1840—1916), welcher der eigentliche Begründer des Heimatschutzes war, in seiner Schrift „Über das Verhältnis des modernen Lebens zur Natur“ folgende Hauptpunkte seiner Besorgnisse nannte: die Zustände auf dem Lande, die Verhältnisse in den Städten, den Straßenbau; und sein größtes Sorgenkind war der Wald. Vor achtzig Jahren! Und Rudorff zog dann den noch heute gültigen Schluß, daß die Heimatbewegung nicht gegen den Fortschritt sei, sondern für seine sinnvolle Nutzung durch den Menschen kämpfe. Und Hermann Löns, dem die Heimatschutzbewegung zu wenig aggressiv war, sprach etwa zur gleichen Zeit das wahre Wort: „Die Naturverhunzung arbeitet an gros, der Naturschutz an detail!“ Vor 80 Jahren gesprochen, heute noch gültig. Niemand hier im Saal wird bestreiten, daß viele



*Festakt zum 75. Bestehen
des Landesvereins „Badische
Heimat“ in Karlsruhe,
Rathaussaal*

Foto: J. Vögely

der von Menschen geschaffenen Strukturen lebensfeindlich geworden sind oder werden. Die Schlagworte, welche diese Probleme kennzeichnen, sind bekannt, ich brauche sie in diesem Kreise nicht zu wiederholen. Die Folgerungen aber, die ein Verein, wie die „Badische Heimat“ einer ist, daraus zu ziehen hat, sind folgende:

Der Landesverein darf kein bloßer Traditionsverein sein und werden. Das heißt mit anderen Worten, er muß sich den modernen Anliegen des Natur- und Denkmalschutzes annehmen und seine Publikationen für qualifizierte Beiträge öffnen. Unser Ehrenmitglied Prof. Dr. Bader, der heute in Zürich lebt und durch sein hohes Alter am Hiersein verhindert ist, hat dies schon beim 25jährigen Jubiläum des Landesvereins erkannt und in seiner Festrede ausgesprochen: „Wir schätzen in Ehrfurcht die Vergangenheit, ohne alles Vergangene für gut, schön und erhaltenswert zu finden. Es geht um die lebende, gestaltende Gegenwart.“ Die lebendige Wirklichkeit mit ihren bedrohlichen Problemen, die ohne Wenn und Aber als tatsächlich vorhanden zu akzeptieren sind, muß Zentralpunkt unserer Arbeit bleiben. Die Kraft der Argumente, die wir ins Feld zu führen haben, hängt nicht von der Anzahl unserer Mitglieder ab, wohl aber von ihrer Überzeugungskraft. Wir können und wollen die moderne Entwicklung nicht bremsen, wir sind keine Nostalgiker, noch weniger wollen wir in die Steinzeit zurück, wir wissen um die Notwendigkeit



*Festakt in Karlsruhe am 22. 9.
1984. Der Landesvorsitzende
bei der Ansprache*

Foto: E. Vogt

*Heimatabend der Ortsgruppe
Karlsruhe anlässlich des
75. Bestehens der „Badischen
Heimat“ im Saal des
Dekanatszentrums Karlsruhe*



von Fabriken, Straßen und Energiebeschaffung. Wir wissen ebenso um die Notwendigkeit, überkommene landschaftliche und kulturelle Werte zu bewahren und sie sinnvoll in die neue gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung einzufügen. Aber wir wollen helfen, daß unter den gegebenen Umständen Heimat Heimat und der Mensch Mensch in ihr sein und bleiben können. Wir geben zu, daß wir tief beunruhigt sind über das Waldsterben, den Zerfall unserer Baudenkmäler von den Domen und Münstern angefangen bis hin zum denkmalgeschützten Bürgerhaus, über den Zustand der Vegetation, unserer Seen und des Wassers. Das edle Gut der landschaftlichen Schönheit ist, Gott sei's geklagt, nicht vermehrbare, nur vermindertbar. Was weg ist, ist weg, in aller Regel unwiederbringlich. Wenn unsere Kinder sich in 20 oder 30 Jahren noch an unserer Heimat erfreuen wollen, dann müssen wir heute sie schützen. Heute fallen die Würfel, nicht morgen und wohl gleich gar nicht mehr in der nächsten Generation. Auf uns Heutigen liegt die Last, für die kommenden Generationen denken und handeln zu müssen. Helfen Sie bitte alle mit bei den Aktivitäten, die jetzt von dem Landesverein „Badische Heimat“ gefordert werden.

Das aber bedeutet nicht zum geringsten Teil die notwendige Vermittlung von Kenntnissen über die Heimat und ihren Schutz, und diese Vermittlung hat nun einmal in den Schulen zu beginnen. Der DHB hat deshalb durch seinen Präsidenten Dr. Tiedeke für alle 12 Landesverbände gefordert, daß das Fach Heimatkunde in allen allgemeinbildenden Schulen den ihr gebührenden Rang erhält. Und die Begründung ist so beeindruckend, daß ich sie hier zitieren will: „Heimat, Heimatpflege, Heimatgefühl und Heimatschutz sind Werte, die man heranbilden, schon in die Jugend hineinpflanzen muß, damit sie später mitgetragen, mitverantwortet und gegebenenfalls auch mitverteidigt werden können. Man wird das nur erfolgreich tun können, wenn man weiß und gelernt hat, was Heimat, kulturelle Umwelt, Umwelt mit Seele ausmacht. Was man nicht kennt, kann man letztendlich auch nicht lieben. Es darf nicht nur Physik und Mathematik, Informatik und Politologie, sondern es muß auch Heimatkunde in Schule und Volkshochschule gelehrt werden. Nur dann kann der Mensch seine Rolle in der Gesellschaft und in der demokratischen Ordnung richtig spielen, sachlich abwägend, die Wertskalen kennend, vor Einseitigkeit und Einäugigkeit geschützt.“

Wir arbeiten für ein herrliches Land, das darf an dieser Stelle mit einem berechtigten Stolz gesagt werden. Hören Sie nun, was Wilhelm Hausenstein über das „Badische“ geschrieben hat. Es sind Erinnerungen, aus denen wir sehr gekürzt rezitieren, geschrieben in Oberbayern, die voll Heimweh stecken und manches dichterisch verklärt und in seiner Zeit sehen. Aber durch alle Worte und Gedanken dringt das hindurch, was das Badische auch heute noch ausmacht, das Zusammenklingen von Landschaft, Bewohnern und die ihnen gemäße Art zu leben, die Brückenfunktion unseres Landes nach Westen und Süden. Lassen Sie mich die Lesung mit Hausensteins Worten einstimmen: „Das geöffnete Herz fühlt in seinen innigsten Bereichen, daß die Berge jenseits und diesseits des Stromes Brüder sind um der Achse des Stromes willen, daß alles Land zwischen Vogesen und Schwarzwald, das keines ist im Sinne der Politik, ein Land ist im Sinne der Landschaft, im Sinne des menschlichen Lebens!“

Bericht über die Veranstaltungen des Landesvereins „Badische Heimat“ im Jubiläumsjahr 1984

1. a) Auszug aus dem Protokoll der geschlossenen Mitgliederversammlung am 20. Mai 1984 in Freiburg

Nach der Begrüßung der Landesversammlung folgte der Geschäftsbericht des 1. Landesvorsitzenden. Dieser Bericht wurde in Heft 3/1984 (Chronik S. 831—835) im Wortlaut veröffentlicht. Danach wurde der Prüfungsbericht der Rechnungsprüfer für die Jahre 1980—1982 vorgelegt, der auswies, daß die Rechnungsführung durch Herrn Claus Günther in Ordnung war. Darauf entlastete die Mitgliederversammlung Herrn Günther. Sie bestätigte anschließend die Berufung des Herrn Amtsrates Rolf Kohler zum neuen Landesrechner. Der vorgelegte Kassenbericht für die Zeit vom 1. 1. 1983 bis 1984 und der Bericht der Rechnungsprüfer zeigten eine sparsame Haushaltsführung und eine ordnungsgemäße Buchhaltung. Der Vorstand wurde daraufhin von der Mitgliederversammlung entlastet. Zu Rechnungsprüfern für die Jahre 1984—1986 wurden Herr Dr. Paul Zimmermann, Freiburg, und Herr Willy Bickel, Bretten, gewählt. Die Mitgliederversammlung stimmte einstimmig der Berufung folgender Herren in den Beirat zu: Direktor Dr. Biegel, Freiburg, Präsident des Verwaltungsgerichtes Stuttgart A. Lindinger, Schwetzingen, Prof. Dr. K. Sauer, Freiburg, Oberstaatsanwalt beim Bundesgerichtshof E. Schulz, Karlsruhe. Ein Hauptanliegen der Mitgliederversammlung war die Beratung des von Vorstand und Beirat vorgelegten Entwurfes zur Satzungsänderung, welchen eine Satzungskommission unter der Leitung von Herrn Lindinger erarbeitet hatte. Dabei mußten zwei Anträge (Herr Dr. Dittler, Kehl, und Dr. Laubenberger für die Ortsgruppe Freiburg) in die Diskussion einbezogen werden. Der fortgeschrittenen Zeit wegen konnte die Mitgliederversammlung nicht mehr den gesamten Entwurf durchberaten. Sie stimmte dem Vorschlag zu, im Frühjahr 1985 im mittelbadischen Raum eine außerordentliche Mitgliederversammlung anzuberäumen und überließ Vorstand und Beirat das weitere Verfahren. Mit dem Dank des Landesvorsitzenden an die Ortsgruppe Freiburg für die Ausrichtung der Landestagung schloß die Mitgliederversammlung.

b) Die öffentliche Festversammlung

Der 1. und 2. Landesvorsitzende begrüßten die Mitglieder und Gäste, die zu dieser Festversammlung im Kaisersaal des historischen Rathauses zu Freiburg erschienen waren, an ihrer Spitze MdL Schrepp, Bürgermeister v. Ungern-Sternberg und den Rektor der Universität Prof. Dr. Volker Schupp. Der Landesvorsitzende betonte, daß dieser Saal für den Landesverein geschichtliche Bedeutung habe, so fand hier am 30. 10. 1949 die Wiedergründung des Landesvereins nach dem 2. Weltkriege statt. Deshalb wurde der Stadt Freiburg für die Überlassung dieses Raumes besonderer Dank gesagt. Die Ansprache des Landesvorsitzenden befaßte sich mit der Definition Heimat heute und den daraus für den Landesverein zu ziehenden Folgerungen. Grußworte sprachen Herr Bürgermeister v. Ungern-Sternberg, der den Landesverein freundlich in Freiburg willkommen hieß und Dr. Laubenberger zur Verleihung der Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg gratulierte, Herr MdL Schrepp, der seine Verbundenheit zur „Badischen Heimat“ zum Ausdruck brachte, Herr Dr. Körner vom Landesverein für Naturkunde und Naturschutz, der ebenso wie Herr Dr. Biegel vom Forschungskreis Ur- und Frühgeschichte an die gemeinsamen Ziele erinnerte und gute Zusammenarbeit anbot.

Den Festvortrag hielt Rektor Prof. Dr. Schupp. Da dieser von allgemeinem Interesse ist, wurde er in Heft 2/1984 (Jubiläumshft S. 447—458) unter dem Titel „Baden von außen gesehen“ veröffentlicht. Die Ortsgruppe Freiburg hatte zusammen mit der Pädagogischen Hochschule für deren Studierende einen Wettbewerb unter dem Obertitel „Beiträge zum heimatkundlichen Unterricht“ ausgeschrieben. Der Rektor der PH, Herr Prof. Dr. Schwark, konnte den glücklichen Gewinnern die Geldpreise überreichen. Mit Dank an die Stadt Freiburg und an alle, die zur Gestaltung der Feier beigetragen hatten, verabschiedete der Landesvorsitzende die Versammlung, welche musikalisch durch das Kammerorchester „Pro Arte“ unter der Leitung von Herrn Wolfgang Kramer umrahmt worden war.

Die angereisten Mitglieder benützten am Nachmittag das angebotene Programm, welches u. a. eine Münsterführung, Besuch des Museums für Ur- und Frühgeschichte und eine Kaiserstuhlfahrt vorsah.

2. Der Festakt zum 75jährigen Jubiläum des Landesvereins „Badische Heimat“ am 22. September“ in Karlsruhe

Der von der Stadt Karlsruhe bereitwillig zur Verfügung gestellte Bürgersaal des Rathauses bildete einen würdigen Rahmen für diese Hauptveranstaltung des Landesvereins im Jubiläumsjahr 1984 und war voll besetzt. Der Landesvorsitzende konnte viele Ehrengäste begrüßen, u. a. Herrn Minister Prof. Dr. Engler, Herrn Bürgermeister Gauly als Vertreter des im Ausland weilenden Oberbürgermeisters, Herrn Bürgermeister Sack, Herrn Regierungsvizepräsident Dr. Schütz, den Herrn Präsidenten des Oberschulamtes Karlsruhe Dr. Müller, die Herren Rektoren und Direktoren der Hochschulen, Museen, Archiven und Bibliotheken, den Kulturreferenten der Stadt Dr. Heck, die Vertreter der im Rathaus vertretenen Fraktionen, Herrn Dr. Ruland vom Deutschen Heimatbund, Frau Heitland vom Schwäb. Heimatbund, Herrn G. Jung vom Schwarzwaldverein, den Herrn Bürgermeister der Hebelgemeinde Hausen i. W., Gäste aus dem Ausland und nicht zuletzt den Ehrenpräsidenten des Landesvereins Herrn Dr. Knittel und unsere Ehrenmitglieder Frau Dorner und Herrn Bozenhardt. An die Begrüßung schloß sich die Rezitation „Das Badische“ von Wilhelm Hausenstein an, vorgetragen von Jörg Vögely. Den Festvortrag hielt Herr Minister Prof. Dr. Engler, der selbst Badener und Mitglied unseres Landesvereins ist. Diese mit großem Beifall aufgenommene Rede finden unsere Mitglieder im Anschluß an diesen Bericht im Wortlaut, ebenso die Ansprachen des Herrn Bürgermeisters Gauly und des Landesvorsitzenden. Ein weiteres Grußwort sprach Herr Dr. Ruland vom Deutschen Heimatbund. Bei dem Festakt musizierte das Orchester der Volkshochschule Karlsruhe unter der Leitung von Norbert Löw und trug wirkungsvoll zum Gelingen der Feierstunde bei.

Der Jubiläumsfestakt war, das war die einhellige Meinung aller Anwesenden, eine wohlgelungene Veranstaltung, würdig des hohen Anlasses und der Bedeutung des Landesvereins „Badische Heimat“ angemessen.

Am Nachmittag stand den Mitgliedern und Gästen ein gutes Angebot der Ortsgruppe Karlsruhe zur Verfügung: Große Stadtrundfahrt, Besuch und Führung im Landesmuseum (Schloß), im Prinz-Max-Palais und im Generallandesarchiv mit einer Demonstration in der Restaurierungswerkstätte.

3. Der „Badische Abend“ am 22. 9.1984 im Stephansaal des Dekanatszentrums in Karlsruhe

Um es vorweg zu sagen: Dies war ein hervorragend gelungener Abend. Die Atmosphäre war badisch harmonisch, und das Programm kam sehr gut bei den sehr zahlreich Erschienenen an. Es war ein glückliches Vorhaben, unsere Mundartdichter zu Wort kommen zu lassen. Sie alle boten Heiteres und Besinnliches aus ihrem Schaffen, waren ihre eigenen Interpreten und zogen die Zuhörer in ihren Bann: Gerhard Jung, Lörrach („Mir Mensche un unseri Zit, en alemannische Betrachtig zum Geburtstag vu der Badische Heimat“ und „Au d'Wälderlüt chönne lache“), Dr. Hübner, Pforzheim („Gedichte und G'schichte aus dem alde Pforze“), Hans Leopold Zollner, Ettlingen („Gedichte und Geschichten aus Baden“), Rudolf Lehr, Sandhausen („Gedichte, Geschichten, Sprüche“). Der Tenor Hans Beck, Endingen, erfreute mit Volks- und Hebelliedern die Zuhörer, begleitet von Herrn Wolfgang Sieb. Das musikalische Gerüst des Abends gestaltete das Karlsruher Bläser-Oktett unter der Leitung von Dieter Ehlermann in ausgezeichnete Weise. Alle Programmpunkte fügten sich nahtlos aneinander zur Freude der Mitglieder und Gäste, die einen Abend erlebten, der noch lange in Erinnerung bleiben wird und welcher dem Landesverein „Badische Heimat“ viele Freunde gewonnen hat.

Mit dem „Badischen Abend“ fanden die Feierlichkeiten zum 75jährigen Jubiläum des Landesvereins ihren würdigen Abschluß.

L. Vögely
1. Landesvorsitzender

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Dr. Uli Däster,
Oberdorfstr. 23, CH 5415 Nussbaumen

Minister Prof. Dr. Engler,
Ministerium für Wissenschaft und Kunst
Postfach 401, 7000 Stuttgart

Karl Fritz,
Hammerschmiedgasse,
7860 Schopfheim-Fahrnau

Prof. Dr. Karl Foldenauer,
Reinhold-Schneider-Str. 104,
7500 Karlsruhe

Bürgermeister Kurt Gaulty,
Wilhelm-Kolb-Str. 6b, 7500 Karlsruhe

Heinrich Hauß,
Jahnstr. 9, 7500 Karlsruhe

Manfred Hildenbrand,
Georg-Neumaier-Str. 15, 7612 Hofstetten

Dr. Georg Hirtsiefer,
Heckhaus 25, 5302 Much

Johannes Kaiser,
Kaiserstuhlstr. 4, 7814 Breisach

Karl Kurrus,
Schlesierstr. 7, 7800 Freiburg

Prof. Dr. Herbert Lütby,
Waltersgraben, CH 4125 Riehen

Gerhard Moebring,
Nutzingerstr. 18, 7850 Lörrach

Prof. Dr. Ludwig Rohner,
Höhenstr. 35, 7070 Schwäbisch Gmünd

Dr. J. B. Smith,
School of Modern Languages,
University of Bath,
Claverton Down, Bath

Friedrich Teutsch,
Obere Clignetstr. 15—17, 6800 Mannheim

Ludwig Vögely,
Tiefentalstr. 35, 7500 Karlsruhe

Prof. Dr. Fumihiko Yokawa,
Ushita-higaschi 3-41-8, Hiroshima

Das „Schwarzwälder Trachtenmuseum“ in Haslach im Kinzigtal

Manfred Hildenbrand, Hofstetten

Der Schwarzwald und die Landschaften am Oberrhein gehören ohne Zweifel zu den traditionsreichsten und vielseitigsten Trachtenlandschaften in Deutschland¹⁾. Im Schwarzwald und in seinen Vorlanden ist die Trachtentradition noch so lebendig, daß sie heute noch in der Lage ist, ihre Individualität in Brauchtum und festlicher Repräsentation zum Ausdruck zu bringen.

Ende des 17. Jahrhunderts und Anfang des 18. Jahrhunderts entstanden aus der damaligen Mode im Schwarzwald und am Oberrhein eine Vielzahl unterschiedlicher bäuerlicher Trachten. Beeinflußt durch den Zeitgeist und verschiedene Moderichtungen, geprägt durch die Landschaft, durch die Mentalität der Bewohner, durch Armut und Wohlstand und durch konfessionelle Bindungen, treten einzelne bäuerliche Volkstrachten bereits im 18. Jahrhundert deutlich in Erscheinung. Sie wurden fortentwickelt sowie variiert und wurden bis Ende des 19. Jahrhunderts in den ländlichen Gegenden allgemein getragen. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts wurden die Volkstrachten durch modische Kleidung immer mehr zurückgedrängt.

Das Bestreben, die Trachten zu erneuern, geht heute vor allem von den zahlreichen, in den letzten Jahren neu entstandenen Trachten- und Musikvereinen aus, was natürlich manche Probleme aufwirft. Heimatabende im Dienste des Fremdenverkehrs verführen allzu leicht dazu, die Tracht nur nach ihrer „Bühnenwirksamkeit“ zu gestalten, ohne

Rücksicht auf die alte Tradition und ihre Verankerung im Brauchtum.

Im Haslacher Kloster entstand ein überregionales Trachtenmuseum

Am 7. Mai 1980 wurde in Haslach im Kinzigtal im renovierten ehemaligen Kapuzinerkloster das „Schwarzwälder Trachtenmuseum“²⁾ eröffnet, in welchem die Volkstrachten des Schwarzwaldes und der Oberrheinlandschaft in ihren ursprünglichen Formen gezeigt und bewahrt werden.

Das Klostergebäude im Herzen Haslachs eignet sich bestens für ein derartiges Museum. In ganz Baden gibt es kein Kapuzinerkloster mehr, das noch so vollständig erhalten ist wie das Kloster in Haslach. Aus diesem Grunde konnte mit tatkräftiger Unterstützung des Denkmalamtes und mit großzügiger Bezuschussung des Landes Baden-Württemberg und des Ortenaukreises das Klostergebäude und die Außenanlagen originalgetreu restauriert werden.

Die Renovierungsarbeiten, die 1973 anliefen, konnten mit Fertigstellung des Klostergartens im Frühjahr 1980 beendet werden. Im September 1984 wurde auch die Renovierung der Klosterkirche und der Loretokapelle abgeschlossen. Erbaut wurde das ehemalige Kapuzinerkloster in Haslach 1630 bis 1632, also mitten im Dreißigjährigen Krieg, in einer Zeit des Schreckens und der unsäglichen Not³⁾. Es steht noch heute so da, wie es damals erbaut worden war: ein Gebäudekomplex von spartanischer Einfachheit, aber



Das renovierte Klostergebäude in Haslach, in dem das Trachtenmuseum untergebracht ist
(Foto: Manfred Hildenbrand)

trotzdem ein Bauwerk von einmaliger architektonischer Geschlossenheit und bleibender schlichter Schönheit.

Die Idee, im Haslacher Kloster ein überregionales Trachtenmuseum einzurichten, wurde 1974 von Alfred Schmid geboren. Für das Klostergebäude suchte man damals eine neue Zweckbestimmung. Zwar beherbergten einige Räume des Klosters bereits seit 1913 ein örtliches Heimatmuseum⁴⁾, das von Wilhelm Engelberg⁵⁾ begründet worden war. Durch die Wirren des Zweiten Weltkrieges wurden seine Bestände stark reduziert. Erst 1953 konnte das Museum als Hansjakob- und Heimatmuseum von Franz Schmider⁶⁾ im Refektorium, Mönchschor und in der Sakristei des Klosters neu eingerichtet werden. Der größte Teil des ehemaligen Klosters blieb jedoch Armenhaus und verfiel immer mehr. Als man endlich 1973 die Renovierungsarbeiten in Angriff nahm, mußte das

Heimatmuseum ausgeräumt werden. Der größte Teil seiner Exponate, die Heinrich Hansjakob betrafen, wurden in Hansjakobs Alterssitz, dem „Freihof“, ausgestellt, der als „Hansjakobmuseum“ von Maria Schaettgen neu eingerichtet wurde⁷⁾.

Der Plan Alfred Schmidts, im renovierten Kloster ein Trachtenmuseum einzurichten, ging von der Überlegung aus, daß ein Heimatmuseum in der üblichen Form nur örtliches, höchstens regionales Interesse hervorrufen würde. Ein Trachtenmuseum, das alle Volkstrachten des Schwarzwaldes und der angrenzenden Gebiete beherbergen würde, war dagegen etwas Einmaliges, was im ganzen süddeutschen Raum nicht vorhanden war und von dem eine überregionale Attraktivität erwartet werden konnte. Ein stadgeschichtliches und regionalgeschichtliches Museum soll zu einem späteren Zeitpunkt im Mönchschor und in der Sakristei des Klo-

sters eingerichtet werden. Auch die Klosterkirche soll nach ihrer Renovierung museal genutzt werden.

Das „Schwarzwälder Trachtenmuseum“ ist im Obergeschoß des Klostergebäudes untergebracht. Im Erdgeschoß befindet sich das städtische Verkehrsamt und Räume für den Fremdenverkehr. Aus Raumgründen konnte natürlich nicht die Tracht jeder Gemeinde aus dem Schwarzwald und dem Oberrheingebiet ausgestellt werden, sondern nur die typischen Haupttrachten eines Trachtengbietes.

In der rustikalen Atmosphäre der ehemaligen Mönchszellen im oberen Stockwerk des Klosters werden die bäuerlichen Volkstrachten, nach Gebieten geordnet, in sechzehn Großraumvitrinen ausgestellt. Eine originalgetreu restaurierte und eingerichtete Mönchszelle samt betenden Kapuzinermönch gehört ebenfalls zum Ausstellungsbereich.

Die Beschaffung und das Aufbereiten der Trachten erwies sich als sehr mühsam. Eine Arbeitsgruppe unter Leitung von Alfred Schmid arbeitete jahrelang, um das „Schwarzwälder Trachtenmuseum“ einzurichten, Tausende von Kilometern mußten zurückgelegt werden, um die begehrten, oft kaum noch zu findenden alten Originaltrachten aufzuspüren und für das Trachtenmuseum zu gewinnen, teils käuflich, teils als Leihgabe, manchmal sogar als Geschenk. Die Exponate, hauptsächlich lebensgroße Puppen in alten Originaltrachten, zeigen die Volkstrachten vom Renchtal bis zum Hochrhein sowie dem Rheintal. Unter anderem werden ausgestellt Trachten aus Gutach, Einbach, Mühlenbach, die Fürstenberger Tracht, Trachten aus Lehengericht, aus dem Harmersbachtal, aus der Baar, aus St. Georgen, aus dem Elztal, Glottertal, aus St. Peter, St. Märgen, aus dem Hotzenwald, dem Markgräfler Land, die Vreneli-Tracht aus dem Wiesental, Trachten aus dem Hanauer Land, dem Ried, aus Schutterwald, aus dem Schuttertal. Auch die typische Arbeitstracht

der Schwarzwälder Bäuerinnen und Bauern ist in einer besonderen Vitrine ausgestellt.

In acht Schauvitrinen werden eine Vielfalt von Einzelteilen der verschiedenen Trachtengebiete gezeigt, wie Goller, Vorstecker, Kappen, Hauben, Kappenböden, Schäppel, Halstücher usw. Um das typisch bäuerliche Milieu der einzelnen Trachtenlandschaften zu charakterisieren, werden auch eine große Anzahl von Originalutensilien, Werkzeuge und Gegenstände des bäuerlichen Alltags gezeigt, wie Druckmodel für den Zeuglesdruck der Trachtenstoffe, Strohflechtereie, Trachtenschmuck, Gürtel, sogenannte „Trögle“ (bemalte Holzkästen), Schnapsbuddel, Spinnräder, Hanfknitschen, Schwarzwalduhren, Hinterglasmalereien, alte Truhen und Bauernschränke und vieles mehr.

Um die Entwicklung der Trachten zu illustrieren, werden an den Wänden der Gänge im Museum viele zeitgenössische Trachtenstiche und Graphiken sowie alte Originalfotografien von den Trachtenfesten in Freiburg (1895) und Haslach (1899) gezeigt.

Die Sammlung kostbarer Trachten wird ergänzt durch eine eigens der Fastnacht gewidmeten Abteilung. Nicht ohne Grund sind die originellsten Narrengestalten des schwäbisch-alemannischen Fastnachtsbrauchtums ebenfalls im „Schwarzwälder Trachtenmuseum“ vertreten. Einmal ist das „Narrenhä“ auch eine Art Tracht, und zum anderen gehört Haslach i. K. zu den alten Narrenhochburgen im Schwarzwald⁸).

Heinrich Hansjakob und die Volkstrachten

Daß ausgerechnet die Hansjakobstadt Haslach i. K. Sitz des ersten großen Trachtenmuseums Süddeutschlands wird, fügt sich nahtlos in das Erbe jenes Volksschriftstellers ein, der Haslach im ganzen Schwarzwald und darüber hinaus bekannt gemacht hat. Wie kein anderer hat sich nämlich Hansjakob zu seiner Zeit für die Erhaltung der bäuerlichen Trachten eingesetzt und für eine



Mädchentracht aus dem Glottertal

(Foto: Manfred Hildenbrand)

Renaissance der Trachtenbewegung Ende des 19. Jahrhunderts gesorgt.

Auf Anregung des mit ihm befreundeten Schwarzwaldmalers Professor Wilhelm Hase- mann aus Gutach verfaßte Hansjakob 1892 die Flugschrift „Unsere Volkstrachten. Ein Wort zu ihrer Erhaltung“⁹⁾. Die Bauern, so schreibt der Haslacher Volksschriftsteller hier, sollten stolz sein auf ihre alten Trachten, die auf den ersten Blick zeigten, daß sie dem ältesten, dem ehrenwertesten und notwendigsten Stande der Welt, dem Bauernstande, angehörten. Auch die Rücksicht auf die Religion, die Bewahrung der von den Vätern ererbten guten Sitten fordere das Festhalten an den Volkstrachten¹⁰⁾.

Hansjakobs Aufruf sollte in kürzester Zeit Früchte tragen. An verschiedenen Orten Badens wurden Trachtenvereine gegründet. Der erste Trachtenverein entstand übrigens ganz in der Nähe von Haslach i. K., im benachbarten Hausach. Dort wurde 1894 der

„Verein zur Erhaltung der Volkstrachten im Gutach- und Kinzigtal“ gegründet¹¹⁾. Auf Initiative Hansjakobs wurden die Trachtenvereine Badens 1895 im badischen Volkstrachtenverein zusammengefaßt. Im gleichen Jahr, am 29. September 1895, fand in Freiburg das erste große Trachtenfest statt, welches zum erstenmal die verschiedensten Trachten aus allen Teilen des Großherzogtums Baden in einem großen Fest mit Umzug zusammenführte. Im „Schwarzwälder Trachtenmuseum“ sind mehrere Originalfotos von diesem Trachtenfest ausgestellt. Eine Aufnahme zeigt Hansjakob, den damaligen Pfarrer von St. Martin in Freiburg, mit einer Trachtengruppe aus Steinach bei Haslach i. K.

Am 4. Juni 1899 wurde in Hansjakobs Vaterstadt Haslach das zweite badische Trachtenfest durchgeführt¹²⁾, das 1800 Trachtenträger aus allen Gegenden Badens nach Haslach i. K. brachte. 25 000 Besucher säumten damals die Straßen des Städtchens, als der große Umzug stattfand. Sogar Großherzog Friedrich und Großherzogin Luise waren auf der Ehrentribüne beim „Fürstenberger Hof“ anwesend und harreten geduldig auf das Vorbeiziehen des Trachtenumzuges, der nahezu zwei Stunden dauerte. In den Räumen des „Fürstenberger Hofes“ fand am gleichen Tag auch die erste Sandhaas-Ausstellung statt. 600 Zeichnungen und Bilder des Haslacher Malers Carl Sandhaas wurden dort gezeigt, der mit seinem Zeichenstift und Pinsel eine Vielzahl von interessanten Trachtenträgern festgehalten hat.

Noch einmal griff Heinrich Hansjakob 1900 zur Feder und schrieb das Vorwort zu einer der schönsten Trachtenbildersammlungen, die jemals veröffentlicht wurden: „Volkstrachten aus dem Schwarzwald. 25 Original-aquarelle nach der Natur gezeichnet von Heinrich Issel“¹³⁾. Was den Volkstrachten aus dem Schwarzwald den Untergang bringe, so schreibt Hansjakob in diesem Vorwort, sei die Freizügigkeit, die alles vom Land in die Stadt locke, sowie der allgemeine

*Mühlbacher Tracht,
Harmersbachtal — Frauen-
tracht*

(Foto: Manfred Hildenbrand)



Zug der Zeit, der allem Alten und Hergebrachten feind sei und überall Zustände schaffen wolle wie in den Vereinigten Staaten von Amerika¹⁴).

Carl Sandhaas, der Haslacher Trachtenmaler

Neben Heinrich Hansjakob war es der bereits erwähnte begabte Haslacher Maler Carl Sandhaas (1801—1859)¹⁵), der die Vielfalt der Schwarzwälder Trachten schon in der er-

sten Hälfte des 19. Jahrhunderts in seinen Bildern beschrieben hat. Hansjakob hat ihm in seinem Buch „Wilde Kirschen“ als den „nährischen Maler“ ein Denkmal gesetzt¹⁶). 1801 in Hüfingen geboren, verbrachte der junge Sandhaas die Jugendjahre in der Heimat seiner Mutter, in Haslach i. K. Lehr- und Studienjahre führten den begabten Künstler in die Fremde. Etwa von 1830 an bis an das düstere Ende seines von Schwerkmut beschatteten Daseins im Jahre 1859 war



Trachten aus der Baar
(Foto: Manfred Hildenbrand)



Die Riedtracht
(Foto: Manfred Hildenbrand)

dann Haslach i. K. seine eigentliche Heimat. Früh schon hielt der unermüdliche Zeichner die innerlich Einsamen eine selbstgeschaffene Phantasiewelt fest. Zugleich aber beobachtete er mit wachem Auge die Ereignisse und Gestalten seiner Umwelt, die er mit unfehlbarem Blick für das Wesentliche darzustellen wußte. So entstand eine unübersehbare Anzahl von Bleistiftzeichnungen und kolorierten Zeichnungen. Vor allem sind es die Schilderungen aus dem kleinbürgerlichen und bäuerlichen Leben seiner Kinzigtäler Heimat, die für uns wertvolle bildliche Dokumente des heimatlichen Lebens aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts darstellen. Sandhaas zeigt uns seine Kinzigtäler in ihrer werktäglichen und sonntäglichen Tracht. So bilden diese Trachtenbilder ein genaues Bild kleinstädtischer und bäuerlicher Kleidung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Seit 5. Oktober 1984 gibt es im Obergeschoß des „Freihofs“, des Alterssitzes Hansjakobs, eine ständige Carl-Sandhaas-Ausstellung, in der über 300 Bilder des Künstlers zu sehen sind. Sie stammen alle aus dem Besitz der Stadt Haslach i. K.

Die Aufgabe des „Schwarzwälder Trachtenmuseums“

Ganz im Sinne ihrer beiden großen Söhne, Heinrich Hansjakob und Carl Sandhaas, will die Stadt Haslach i. K. in ihrem neuen „Schwarzwälder Trachtenmuseum“ in Form und Material die ursprünglichen Originaltrachten der Nachwelt erhalten, die frühere Entwicklung des Trachtenwesens im Schwarzwald aufweisen, was besonders anhand der Trachtenbilder von Carl Sandhaas verfolgt werden kann, und somit einen wichtigen Beitrag zur Volkskunde und Brauchtumpflege leisten. Schließlich ist das Tragen der bäuerlichen Trachten gerade in der Ortenau und vor allem im Kinzigtal und seinen Seitentälern noch heute sehr lebendig. Beim 8. Kreistrachtenfest am 3. Juli 1983 in Gengenbach wurde der Festzug von 1500 Trachtenträgerinnen und Trachtenträgern gebildet, die von 20 000 Menschen bejubelt wurden¹⁷⁾.

Anmerkungen

- ¹⁾ Über die Trachten des Schwarzwaldes und des Oberrheingebietes vgl. Joseph Bader, *Badische Volksitten und Trachten*, Karlsruhe 1843/44; Hermann Busse/Wilhelm Fladt, *Schwarzwälder Volkstrachten*, Sonderheft „Mein Heimatland“, Heft 7/8, 1934; Rudi Keller, *Die Trachten am Oberrhein*, Straßburg 1942; Albert Reinhardt, *Schwarzwälder Trachten*, Karlsruhe 1968; Heinz Schmitt, *Badische Trachtenpflege in Vergangenheit und Gegenwart*, *Badische Heimat*, Heft 1, 1983, S. 191 ff.
- ²⁾ Vgl. Manfred Hildenbrand, *Das neue „Schwarzwälder Trachtenmuseum“ in Haslach im Kinzigtal*, *Die Ortenau* 60, 1980, S. 314 ff. Dieser Aufsatz wurde für die *Badische Heimat* umgearbeitet und erweitert.
- ³⁾ Über die Geschichte des Haslacher Klosters vgl. Manfred Hildenbrand, *Das Kapuzinerkloster in Haslach im Kinzigtal*, *Die Ortenau* 58, 1978, S. 483 ff.
- ⁴⁾ Maria Schaetgen, *Das Haslacher Hansjakob- und Heimatmuseum*, *Die Ortenau* 50, 1970, S. 134 ff.
- ⁵⁾ Über sein Leben und Wirken vgl. Ernst Engelberg, *Kleine und große Welt im Leben und Wirken des Haslacher Bürgers Wilhelm Engelberg* (1862—1947). Über Traditionen der badischen Revolution 1848/49, *Die Ortenau* 59, 1979, S. 69 ff.
- ⁶⁾ Über die Verdienste von Franz Schmider, des Ehrenbürgers von Haslach i. K., vgl. Manfred Hildenbrand, In memoriam Franz Schmider, *Hansjakob-Jahrbuch* V, 1975, S. 127 ff.
- ⁷⁾ Über das neu eingerichtete Hansjakobmuseum vgl. Alois Krafczyk, *Ein Besuch bei Hansjakob*, „Schwarzwälder Bote“ v. 10. 8. 1979.
- ⁸⁾ Manfred Hildenbrand, *Fasnachtsbrauchtum in Haslach im Kinzigtal*. In: *Haslach im Kinzigtal, aus Geschichte und Brauchtum*. Hrsg. v. Manfred Hildenbrand, *Haslach i. K.*, 1978, S. 131 ff.
- ⁹⁾ *Freiburg i. Br.*, 1892.
- ¹⁰⁾ Ebenda, S. 12.
- ¹¹⁾ Heinz Schmitt, a. a. O., S. 194.
- ¹²⁾ Karl Gageur, *Das Trachtenfest in Haslach im Kinzigtal*, *Freiburg i. Br.*, 1899.
- ¹³⁾ *Freiburg i. Br.*, Kunstverlag J. Elchlepp, 1900.
- ¹⁴⁾ Ebenda, S. 3.
- ¹⁵⁾ Über ihn vgl. Franz Schmider, *Maler Carl Sandhaas*, *Haslach*, 2. Aufl. 1984, sowie neuerdings Esther Vögely, *Der „narrische Moler“ von Haslach*, *Ekkart-Jahrbuch* 1985, S. 87—96.
- ¹⁶⁾ Heinrich Hansjakob, *Wilde Kirschen*, 16. Aufl., *Haslach i. K.* 1983, S. 181 ff.
- ¹⁷⁾ „*Offenburger Tageblatt*“ v. 4. 7. 1983.

*Landesverein, Vorstand und Beirat
gratulieren unserem hochverdienten Ehrenmitglied*

Frau Else Dorner

*herzlichst zum 80. Geburtstag und wünschen noch
viele gute Jahre in Gesundheit und Wohlergehen.*

Der Begriff „Heimat“ in progressiver Definition (IV)

Heimat in Gemengelage

Heimat ist nicht mehr Gegenstand passiven Gefühls, sondern Medium und Ziel praktischer Auseinandersetzung; Heimat kann nicht ohne weiteres auf größere staatliche Gebilde bezogen werden, sondern betrifft die unmittelbare Umgebung; Heimat erscheint gelöst von nur-ländlichen Assoziationen und präsentiert sich als urbane Möglichkeit; Heimat ist nichts, das sich konsumieren läßt, sondern sie wird aktiv angeeignet. Heimat hat, wie in der ursprünglich-konkreten Bedeutung des Wortes, wieder sehr viel mit Alltag und alltäglichen Lebensmöglichkeiten zu tun.

Ich stehe nicht an, diese Ausprägung des Heimatbegriffs als zeitgemäß zu bezeichnen. Aber das schließt nicht aus, daß auch die älteren Bedeutungen und Bedeutungsanklänge weitergetragen werden. Wer sich mit derart komplexen, vielschichtigen Begriffen abgibt, muß mit „Ungleichzeitigkeiten“ rechnen. Charakteristisch für die Verwendung des Heimatbegriffs ist gerade die Gemengelage, das (gar nicht immer bemerkte) Zusammentreffen ganz verschiedener Vorstellungen. Insofern läßt sich die Frage, ob die Auseinandersetzung mit Heimat denn überhaupt modernen Standards entspreche, keineswegs mit Ja oder Nein beantworten — eine Antwort müßte sich vielmehr ungefähr der spielerisch-schneekentänzerischen Sophistik bedienen, die G. F. Jonke in seinem „Geometrischen Heimatroman“ vorträgt: „Man geht meistens viel eher mit der Zeit, indem man gegen die Zeit geht, in letzter Zeit ist es allerdings vielfach üblich geworden, gegen die Zeit zu gehen, so daß das Gegen-die-Zeit-Gehen zum Schluß ein Mit-der-Zeit-Gehen wieder geworden ist, deshalb gehen manche wieder mit der Zeit in des Wortes ursprünglichsten Bedeutung, um so wiederum auf ihre ganz eigene Art und Weise gegen die Zeit zu gehen, eigentlich und vor allem, um dadurch wiederum mit der Zeit gehen zu können!“

Jedenfalls provoziert der Begriff Heimat nicht nur die Gefahr von Mißverständnissen, sondern gibt auch die Chance der Vermittlung zwischen sehr verschiedenartigen Positionen. Konvergenzen zeichnen sich ab; das neue, aktive Heimatverständnis scheint nicht leicht aufzuhalten oder auszuschalten.

Hermann Bausinger,
Auf dem Wege zu einem neuen, aktiven Heimatverständnis.
In: Der Bürger im Staat, Heft 4, 1983

Buchbesprechungen

I. Orte, Landschaften

Durlach, Ein Bildband. Fotografiert von Samuel Degen, Günter Heiberger, Jürgen Sormani, mit Texten von Jan-Dirk Rausch. (Karlsruhe-)Durlach: Widmann 1983

Die alte badische Markgrafenstadt Durlach erfährt durch diesen bemerkenswerten Bildband eine angemessene Würdigung. Bis heute leidet Durlach unter historischen Schicksalsschlägen. Nach der völligen Zerstörung der Stadt im Jahre 1689 und dem Wegzug des Hofes nach Karlsruhe 1718 hat es sich nie mehr zur alten Größe aufschwingen können, sondern blieb zu einem Dasein im Schatten der immer mächtiger anwachsenden Residenz und Landeshauptstadt verurteilt. Zwar verschaffte ihm die im 19. Jahrhundert mit Erfolg betriebene Industrialisierung einige Geltung, doch bedeutete die Eingemeindung nach Karlsruhe im Jahr 1938 wiederum einen schweren Schlag für das seine Eigenart mühsam bewahrende Durlach. Natürlich hat man sich damit abgefunden, abfinden müssen, nachdem auch der Landtag von Württemberg-Baden 1950 nicht bereit war, die Maßnahme des NS-Gauleiters rückgängig zu machen, doch führte dieses Sichabfinden eher noch zu einer vermehrten Betonung der Durlacher Besonderheiten. Ein klein wenig schimmern die Animositäten gegenüber Karlsruhe auch im Text des Buches durch. Sie werden von Wahldurlachern nicht weniger gepflegt als von Alteingesessenen. Der Textautor allerdings ist gebürtiger Durlacher des Jahrgangs 1958, und man wundert sich fast ein wenig, daß junge Leute ein so ausgeprägtes Heimatbewußtsein haben. Das läßt dann den Rezensenten auch über den einen oder anderen historischen Schnitzer hinwegsehen, zumal der engagierte Text wirklich gut lesbar geschrieben ist und überdies eine Menge Information enthält. Jung sind auch die drei Fotografen (zwischen 1950 und 1954 geboren), die ohne die Autorschaft der einzelnen Bilder zu bezeichnen, allesamt eine Liebeserklärung an ihre Heimatstadt abgeben. Die Bilder, ausschließlich Farbfotos in den unterschiedlichsten Formaten, sind mit den Texten zusammen in einem äußerst reizvollen Layout angeordnet. Das Ganze folgt keiner strengen Systematik, doch lassen sich einige Themen benennen: Stadtgeschichte, Turmberg, Feuerwehr, Vereine, Schloßgarten und Hinterhofgrün, Fasnacht, Altstadtfest,

Industrie, Gewerbe. Die Bilder sind durchweg von hervorragender Qualität. Viele Motive sind mehrfach abgewandelt und in unterschiedlichen Perspektiven vertreten. Manches ist überraschend und neu, aber immer liebevoll, nie „kritisch“ aufgefaßt. Natürlich wird auch einiges vermißt, vor allem aus den Bereichen Politik und Kultur, aber die Autoren ließen durchblicken, daß sie bei Erfolg des vorliegenden Bandes die Lücken in einem zweiten schließen könnten.

Das Buch wendet sich in erster Linie an alte und neue Durlacher, doch ist es darüber hinaus ein hervorragendes Beispiel dafür, wie ein Bildband über eine Stadt modern und heimatverbunden gestaltet werden kann, ohne der Gefahr zu erliegen, sentimental und kitschig zu werden.

Heinz Schmitt

Stadt Lörrach, Hrsg., „Lörrach, Landschaft, Geschichte, Kultur“, herausgegeben zur Erinnerung an das vor 300 Jahren am 18. 11. 1682 verliehene Stadtrechtsprivileg, 1982, 708 S., 52,— DM

Die Stadt Lörrach hat sich und ihren Bürgern mit diesem Band ein stattliches Jubiläumsgeschenk gemacht. Der Band hat Gewicht, nicht nur im wörtlichen Sinn, sondern besonders des Inhalts wegen. Was hier in ausgezeichnete Ausstattung vorliegt, ist eine Ortsgeschichte, wie man sie selten antrifft. Hervorragende Fachleute haben zur Feder gegriffen, um dieses Buch zu gestalten: Dr. Dr. Otto Witmann, Lörrach (Der Naturraum und seine Geschichte), Dr. Hugo Heim, Basel (Geographie), Dr. Gerhard Fingerlin, Freiburg (Urgeschichte, Römerzeit und frühes Mittelalter), Dr. Hansmartin Schwarzmaier, Karlsruhe (Lörrach im Mittelalter), Dr. Paul Rothmund, Rheinfelden (Streiflichter aus drei Jahrhunderten, Lörrach vom 16.—18. Jh.), Prof. Dr. Hugo Ott, Freiburg (Lörrachs Weg zur Industriestadt), Oberbürgermeister Egon Hugenschmidt, Lörrach (Lörrach 1960—1982), Dr. Annemarie Heimann-Schwarzweber, Lörrach (Sichtbare Vergangenheit in Baudenkmalern und in der bildenden Kunst), Dr. Berthold Hänel, Lörrach (Kulturelles Leben in der Stadt). Zu diesem Werk kann man der Stadt Lörrach nur gratulieren.

L. Vögely

Hockenheim

Entlang des Kraichbachs entwickelte sich der Ortskern Hockenheims, eines früheren Straßendorfes, heute jedoch eine entfaltete Mittelstadt von rund 16 500 Einwohnern, mit Rang und Namen und einer agilen, kritischen Bevölkerung — läuft doch gegenwärtig eine Bürgerbefragung mit Unterschriftensammlung gegen einen Bebauungsbeschluß des Gemeinderats wegen der Errichtung einer Stadthalle. Wie immer das Ergebnis eines zur Stunde noch erstrebten Bürgerbegehrens und eines eventuellen Bürgerentscheids sein wird — die Eigenwilligkeit ist erneut bestätigt! Bei einer früheren Bürgeraktion wurden bessere Parkmöglichkeiten und Eingrenzung von Lärmbelästigungen an Renntagen im Motodrom erstritten. Mit „Fahradgeschichten“, aufgelesen vom Motodrom zu Hockenheim, befaßte sich jüngst das Fernsehen Südwest 3 und stellte unter anderem die historische Fahrt des Freiherrn von Drais mit seinem Laufrod von Mannheim nach Schwetzingen dar. Zum Rhein-Neckar-Kreis gehört die Rennstadt, die heutzutage die motororientierte Welt kennt.

Diese aktuellen Hinweise mögen genügen, um eine dynamische Gemeinde zu charakterisieren, die zur Jahreswende in Wort und Bild mit einem sehr gefällig aufgemachten Buch von sich reden macht. Der Verkehrsverein Hockenheim e. V. ist Herausgeber und Verlag zugleich. Über 1200 Jahre Geschichte wurden im ersten Teil nach dem 1976 verstorbenen Heimatforscher Ernst Brauch konzipiert (Ernst Brauch: Hockenheim, Stadt im Auf- und Umbruch — 1965 im Selbstverlag). Während er noch von einem Auf- und Umbruch sprach, kann Gustav Schrank den zweiten Teil des neuen Werkes mit „Hockenheim — Stadt mit Zukunft“ überschreiben. Zu beiden Grundrissen steuert Carl-Otto Rübartsch hervorragend aufgenommene und sorgfältig ausgewählte Bilder bei. Und wer sich nach der grundlegenden Lektüre und Bildbetrachtung noch mit einzelnen besonders bemerkenswerten Bauten befassen will oder interessiert nähere Erläuterungen sucht, findet diese im nachgefügteten Anhang „Bemerkenswerte Bauten“ (Helmuth Braun und Gustav Schrank). Im Jahre 1982 hat die Hockenheimer-Ring GmbH „Die Biographie einer Rennstrecke“ (Ernst Christ, Dr. Kurt Buchter, Wilhelm Herz) und eine „Rennsport-Chronik“ (Dieter Herz) in einem respektablen Band vereint im Eigenverlag herausgebracht, so daß eigentlich mit der in die Gegenwart heranzuführenden Neuerscheinung eine echte Marktlücke geschlossen wurde, denn ein Portrait der Stadt fehlte seit dem grundlegenden Werk von Ernst Brauch. Dies wird nunmehr in kräftigen Strichen nachgezogen, von dem ersten dokumentierten

Nachweis (796 im Lorscher Kodex) über die Erhebung zur Stadt 1895 durch Großherzoglichen Erlaß, die „Stunde null“ Ende des Zweiten Weltkrieges, bis zum Bau der Schnellbahntrasse Mannheim—Stuttgart mit allen speziellen Problemen, Erhöhung der Autobahn (A 61), Verlegung der B 36 nach Westen und die damit verbundenen Eingriffe in die Umwelt, vor allem in den Waldbestand der „Schwetzinger Hardt“. Die Ausdehnung der Stadt nach den schrecklichen Notzeiten unter Bürgermeister Franz Hund, dank der dynamischen 20jährigen Amtszeit von Bürgermeister Dr. Kurt Buchter mit der entscheidenden Erschließung des Industriegebietes „Talhaus“ und weiterer Maßnahmen, wandelten das Gesicht der einstigen Arbeiterwohngemeinde mit starkem landwirtschaftlichen Einfluß gänzlich. Der dritte Nachkriegs-Bürgermeister Gustav Schrank weist mit kundigem Sachverstand in dem Buche nach, weshalb für Hockenheim die Zukunft noch offen ist und mit Optimismus der Weg dorthin gegangen werden kann. — Wenn man das Buch aus der Hand legt, weiß man, daß Hockenheim mit diesem Bildband, der in der einheimischen Druckerei Weinmann hergestellt wurde, eine Dokumentation geschaffen hat, realistisch und analytisch zugleich, ohne feuilletonistische Schnörkel. Auflage 3000, Preis 40,— DM. Karl Wörn

II. Geschichte und Kunst

Kunst der Moderne II. Deutsche Maler am Bodensee, im Hegau und in Oberschwaben. Heft 11, Kunst am See. Friedrichshafen 1983

Wer sich mit der zeitgenössischen Kunst, speziell mit der Malerei im süddeutschen Raum beschäftigen will, findet in den verdienstvollen Sammel- und Einzelpublikationen des Verlages Robert Gessler, Friedrichshafen, gute Informationen. In der Reihe Kunst am See sind bisher 11 Bände erschienen. Band 6 und der eben erschienene Bd. 11 stellen jeweils ca. 30 Maler vor. Annette Pfaff-Stöhr vermittelt mit der Einführung „Deutsche Maler am Bodensee, im Hegau und in Oberschwaben“ einen guten Überblick. Lothar Burchardt führt in seinem Beitrag „Heile Welt am See?“ einleuchtende Gründe für den Zug der Künstler auf. Der jeweiligen geschichtlichen, politischen Situation entsprechend, also nicht nur aus ästhetischen Gründen siedelten sich die Künstler in dieser Gegend an. Die einzelnen Maler werden mit der Vita, den wichtigsten Ausstellungen, der Bibliographie und einer Abbildung erfaßt. Die jeweils beigegebenen meist farbigen Wiedergaben sind ausgezeichnet gedruckt, so daß der interessierte

Leser auch vom Bild her einen treffenden Eindruck bekommt. Sicher ist der Druckfehler bei Otto Dix, geb. 1901 statt 1891, nächstens zu korrigieren. Das Bildverzeichnis gibt Auskunft über Entstehung, Technik und Größe, und Standort, eine willkommene Information, die der gelungenen Veröffentlichung wissenschaftlichen Rang gibt.

Richard Bellm

Hans H. Hofstätter, Julius Bissier-Werke im Augustiner-Museum Freiburg.

152 S., 48 Abb., davon 20 farbig. K. Schillinger-Verlag Freiburg, 1981

In gediegener Ausstattung, vor allem mit den sehr gut gedruckten farbigen Abb. legt der Direktor des Augustiner-Museums Freiburg, H. H. Hofstätter, den Bildband vor: Julius Bissier. Über viele Jahre hinweg bemühte sich das Augustiner-Museum um Werke des inzwischen international bekannten Künstlers. Bissier ist 1898 in Freiburg geboren und 1965 in Ascona gestorben. Mehrere Schenkungen von Frau L. Bissier verhalfen nun zu einer repräsentativen Sammlung und damit zu einem guten Überblick auf das Gesamtwerk. Der gute begleitende Text und die farbigen Abb. aus den einzelnen Schaffensperioden eröffnen das Verständnis für den Wandel von der expressiven Vision über die sachliche Darstellung der Rheinfähre zu den inneren Bildern. In diesen meditativen Tuschebildern, die von der asiatischen Malerei angeregt wurden, fand der Künstler zu den abstrakten Bildformen von hohem ästhetischem Reiz. In chronologischer Folge wird die Entwicklung der Bildformen, auch der verschiedenen Techniken wie Radierung, Tuschpinselzeichnung, Monotypie, Holzschnitt ablesbar vorgeführt. Ein abschließender Katalog verzeichnet in ausführlicher Bibliografie Gemälde, Radierungen, Pinselzeichnungen, Monotypien und Holzschnitte aber auch Eiöl-Temperabilder der wertvollen Sammlung.

Richard Bellm

I. Krummer-Schroth, Bilder aus der Geschichte Freiburgs. 208 S., 102 Abb., davon 7 farbig, 3 beigefügte Reproduktionen. Schillinger-Verlag Freiburg, 1970³

Der Titel ist trügerisch. In der Tat handelt es sich hier um ein bebildertes Handbuch über die Geschichte der Zähringerstadt. Die bekannte Autorin

hat die Weihnachts- und Neujahrsgaben der Druckerei Karl Schillinger, Freiburg, in einem Sammelband vereinigt. In fünf Kapiteln: Brücken und Tore — Der Schloßberg — Bauten des städtischen Gemeinwesens — Bürgerhäuser — Kirchen und Klöster schildert Ingeborg Krummer-Schroth die Baudenkmäler und Kunstwerke Freiburgs. Sehr gut eingebunden in die wechselvolle Stadtgeschichte werden die Bauten zu redenden Zeugen der jeweiligen Kulturepoche. Früheste Holzschnitte und Stiche, Lithografien, Gemälde und Fotos illustrieren den erläuternden Text aufs Beste und lassen das Werden der Stadt im Mittelalter bis in den Anfang des 20. Jhs verfolgen. Seltene Fotos dokumentieren bis zum Luftangriff 1944 das Stadtbild, das seit der Zerstörung wesentlich verändert ist. Eine bemerkenswerte Kostbarkeit sind die Reproduktionsbeilagen: der große Stich von Gregor Sickingher 1589, der Stich von M. Merian 1644 und die Ansicht von Freiburg um 1700. Die Bilder und der überzeugende, gut lesbare Text sind eine Fundgrube, erst recht mit dem Register, das den Band beschließt.

Richard Bellm

Georg Richter: „Oberelsaß und Hochvogesen“, 144 S., 90 Schwarzweiß- und 26 Farbseiten, Verlag G. Braun, Karlsruhe, 1984, 44,— DM

Mit dem vorliegenden Band wurde der elsässische Teil der Buchreihe „Regionen am Oberrhein“ abgeschlossen. Für das Elsaß waren vorangegangen „Straßburg“ und „Das Untere Elsaß“, jetzt also erfährt das Land im Süden seine Abrundung. Das Oberelsaß — wer es kennt, liebt es — ist eine der reizvollsten und mit den Hochvogesen eindrucksvollsten Landschaften im Herzen Europas. Dieses Land zwischen Schlettstadt, der Schweizer Grenze und der Burgundischen Pforte mit Colmar als dem Kunst- und Wirtschaftsmittelpunkt, besitzt alles, um den Besucher gefangen zu nehmen. Unzählbare Schönheiten der Natur in den Hochvogesen, der Wein, die idyllischen, unvergleichlichen Städtchen, die Kunst, die Kirchen und Abteien, aber auch die Menschen, die uns „noch immer mit jener halb alemannischen Knitze, halb französischen Nonchalance“ empfangen, fügen sich harmonisch zusammen. Aber das Buch geriet nicht zu einem Hymnus auf die Idyllen, auf Essen und Trinken, es steht in der Gegenwart, und so heißt z. B. eine Kapitelüberschrift „Ottmarsheim und die Fabriken“ oder „Reichenweier ist nicht schuld daran“. Georg Richters Text ist treffend, interessant, wie von ihm gewohnt, glänzend geschrieben und sehr hilfreich. Gut auch das Kapitel

„Oberrheinische Persönlichkeiten der letzten 200 Jahre“, das von Geiler von Kaisersberg über Jörg Wickram bis hin zu Albert Schweitzer führt, und „Sehens- und Wissenswertes in Stichworten“. Die Fotos sind von bewundernswerter Qualität. Sie verlocken zum Reisen, Besuchen und Wiederfinden. Dieser Band ist ein verdienstvoller Beitrag zur Verständigung über den Rhein hinüber, im Endeffekt doch ein Hymnus auf eine wunderbare Landschaft.

L. Vögely

Hans Leopold Zollner, Hrsg., „An Dichterhand durchs Badnerland, ein Gang durch die Jahreszeiten“ mit einem Nachwort über die Grötzinger Malerkolonie von Hans Leopold Zollner, 128 S., mit Kalendarium und 12 Farbtafeln, Theiss-Verlag Stuttgart, 1983, 12,80 DM (Pappband)

Mit diesem ansprechend aufgemachten Büchlein legen Herausgeber und Verlag einen spezifischen Almanach für Baden vor. H. L. Zollner, der erfahrene Autor, hat mit sicherem Griff aus der Literaturkiste Beiträge (Lyrik und Prosa) herausgeholt, sie nach jahreszeitlichen Gesichtspunkten ausgewählt und angeordnet. Dabei kommt zu Wort, was bei uns Rang und Namen hat: Abraham a Sancta Clara, L. Auerbach, die Droste, A. Fendrich, W. H. Fritz, Grimmelshausen, natürlich J. P. Hebel, Vierordt, Scheffel, Marie-Luise Kaschnitz u. v. a. Den besonderen Reiz des Buches machen die farbigen Illustrationen aus, Reproduktionen von Werken der berühmten Grötzinger Malerkolonie der Jahrhundertwende, z. B. Fikentscher, Kallmorgen, Kampmann. Die Malerkolonie wird im Nachwort besonders vorgestellt. Sicher, da liegt ein Almanach vor, wie es viele gibt, und doch ist er einmalig: er ist badisch ohne provinzielles Gewand, und das spricht uns an, weil er damit aus der Anonymität tritt. Wirklich ein Büchlein zum Behalten und Verschenken.

L. Vögely

Hillel, Marc: L'occupation française en Allemagne 1945—1949, Ed. Balland, 1983, 400 S., 89 FF

Erst im Februar 1945 war es General de Gaulle gelungen, bei den übrigen Alliierten die französische Forderung nach einer zukünftigen Besatzungszone in dem zusammenbrechenden Reich durchzusetzen. Südlich der vorstoßenden amerikanischen Einheiten überquerte die I. französische Armee bei Germersheim den Rhein, drang im April

1945 über Karlsruhe und Stuttgart in den südwestdeutschen Raum vor. In dem besetzten Gebiet, seit Juli 1945 endgültig in Nord- und Südzone aufgeteilt, führten die Franzosen ein strenges Besatzungsregime, dessen Druck um 1948/49 angesichts von Ost-West-Konfrontation, Währungsreform und Gründung der Bundesrepublik rasch schwand.

Über jene Besatzungsjahre gibt es mannigfache Veröffentlichungen aus deutscher Feder. Hinzugekommen ist jetzt eine umfassende französische Darstellung von bemerkenswerter Objektivität. Hillels Schrift schildert den Gang der militärischen Ereignisse, geht freimütig auf die Übergriffe der Sieger im Verlaufe der ersten Wochen ein, zeichnet in diesem Zusammenhang die Stimmungslage der französischen Soldaten, die aus einem jahrelang von Deutschen niedergehaltenen Lande kamen. Der Autor legt die wirtschaftliche Ausnutzung der Zone offen, z. B. durch wilde Rodung, erörtert die unzureichende Ernährungslage der Zonenbewohner, die durch ungehemmten Zuzug des Anhangs der Besatzungsfunktionäre verschärft wurde. So zählte die „Zonenhauptstadt“ Baden-Baden im Jahre 1945 nur 31 000 deutsche Einwohner gegenüber 44 000 Besetzern (S. 183).

Ausführlich wird in dem Werk die Besatzungspolitik erhellte: deutsches Gebiet als Pfand für spätere Reparationen, Entnazifizierung und Demokratisierung der Bewohner, schrittweise Delegation von Verantwortung auf deutsche Stellen. Rechts wird der kulturelle Beitrag der Besatzungsmacht in die Waagschale gelegt, nämlich Publikation und Verteilung lang entbehrter Literatur, Aufführung internationaler Filmkunstwerke und bald auch Darbietungen französischer Theatergruppen und namhafter Künstler, zugänglich für jedermann. Diese Ausstrahlung französischen Geisteslebens hat damals viele aus der jungen deutschen Generation geprägt.

Ein bedeutsames Kapitel widmet Hillel jenen Gutwilligen, den „hommes de bonne volonté“, die den Besiegten von Anfang an mit menschlichem Verständnis, hilfsbereit und gesprächsbereit, entgegentraten. Eben sie waren es, die mit gleichgesinnten Deutschen den Weg zur Versöhnung und Freundschaft unserer Völker bereitet haben.

Das Buch fußt auf sorgsamer Vorbereitungsarbeit. Der Verfasser hat Augenzeugen beider Nationalitäten gehört, bislang nur unzulänglich erschlossene Quellen, insbesondere Archivmaterial in Paris und Colmar, gesichtet, ein gut Teil der einschlägigen Literatur ausgewertet. So wird, wer sich künftighin mit dem zeitgeschichtlichen Kapitel der französischen Okkupation befaßt, ohne den „Hillel“ nicht auskommen.

Dr. Reiner Haehling von Lanzener

Metzger, Wolfram: Alte Bauernmöbel. Bemaltes Mobiliar aus Baden. Unter Mitarbeit von Albrecht Bedal, Wolfgang Heck, Almut Heinke, Hubert Vaculik. Mit Farbaufnahmen von Ulrike Schneiders. Karlsruhe, Würzburg: Böhrler 1983. 515 S. (Zeugnisse der Volkskultur. Band 1B. Zugleich Katalog der Ausstellung in Bruchsal.)

Die Literatur über badische Bauernmöbel ist äußerst spärlich. Versuche einer Zusammenfassung wurden seit Hermann Eris Busse nicht mehr unternommen. Daß dies beim derzeitigen Forschungsstand und bei den sehr unterschiedlichen Möbelleandschaften Badens auch schwierig ist, sei nicht verschwiegen. Über die Möbel weiter Bereiche Badens, die Rheinebene, den Kraichgau, den nördlichen Schwarzwald, ist so gut wie nichts bekannt. Das vorliegende Buch des Volkskundlers am Badischen Landesmuseum Karlsruhe stellt nun zwei geographisch und kulturhistorisch recht gegensätzliche Landschaften gegenüber. Den fränkischen hinteren Odenwald und den alemannischen südlichen Schwarzwald. Mit großer Sachkenntnis wird das Wirken der weitverzweigten Schreinerfamilie Baier im hinteren Odenwald dargestellt, die im 18. und 19. Jahrhundert in ihrer Gegend stübbildend wirkte. In diesen Teil des Katalogs ist viel eigene Forschungsarbeit des Autors eingegangen. Am Odenwälder Beispiel wird grundsätzlichen Fragen der ländlichen Möbel nachgegangen. So lesen wir über deren Beziehungen zu den „Kunstmöbeln“, ihre Herstellung, Funktion und soziale Bedingtheit. Hierbei wird auch die Form der Störarbeit im Odenwald beschrieben. Für den Schwarzwald war diese nicht so wichtig. Hier wurden die Möbel oft von zünftigen Schreibern hergestellt. Natürlich ergeben sich auch andere Formen und vor allem völlig andere Motive der Bemalung als im Odenwald. Einleuchtend wird der Zusammenhang zwischen Uhrenschilder- und Möbelmalerei dargetan. Sind im Odenwald vorwiegend Schränke und Truhen überliefert, so spielen im Schwarzwald das bemalte Himmelbett und die Wiege gleichfalls eine Rolle.

Der Katalog beschreibt 132 Stücke, je etwa zur Hälfte aus dem Odenwald und Schwarzwald, einige Vergleichsstücke aus angrenzenden Landschaften sind einbezogen. Alle beschriebenen Stücke sind abgebildet. Besonders hervorgehoben seien die 32 schönen Farbtafeln.

Bauernmöbel haben derzeit Konjunktur, doch gibt es nur selten fundierte Informationen über diesen Gegenstand. Das Buch von Metzger ist nicht nur Ausstellungskatalog. Es leistet einen hervorragenden Beitrag zur Kenntnis der ländlichen Möbelkultur in Baden.

Schon die festgebundene Form weist es als Handbuch für weitere Benutzung aus. Das Buch ist außerhalb der Ausstellung durch die Volkskundliche Abteilung des Badischen Landesmuseums, Schloß, 7500 Karlsruhe 1, zum Preis von nur DM 29,— zu beziehen.

Heinz Schmitt

III. Familienforschung

Ahnenliste Albrecht Freiherr von Eyb, überarbeitet von Alexa Freifrau von Eyb, Neuendettelsau, und D. Dr. Otto Beutenmüller, Bretten. Selbstverlag Neuendettelsau 1983. XV u. 276 S., 1 farb. Wappen, 54 Bildbeilagen, 6 Abstammungstafeln, 3 Lutherbriefe. Format DIN A4, Ganzleinen, DM 99,— inkl. Porto u. Verpackung

Albrecht Frhr. v. Eyb, * Ansbach 13. 10. 1897, † Neuendettelsau 1. 6. 1973, Offizier und Gutsbesitzer, dazu eifriger Familien- und Heimatgeschichtsforscher, hat bei seinem Tode eine rund 6000 Personen umfassende Ahnentafel hinterlassen, die seine Witwe in Zusammenarbeit mit D. Dr. Beutenmüller auf das Doppelte erweitern konnte. Die Ahnenliste wurde so aufgeteilt, daß nach den 16 Ahnen in der V. Generation (Proband = I. Gen.) jeder dieser 16 Ahnenkreise für sich behandelt ist und im allgemeinen mit der XIV. Generation endet. Nur der 27. Ahnenkreis (Forstner, v. Dambenoy) wurde, allerdings beschränkt auf die oberrheinischen Familien, bis zur XXII. Generation fortgeführt. Erfasst sind daher rund 5500 Ahnen. Einige Anschlüsse an den Hochadel (z. B. Grafen von Württemberg, Wittelsbacher, Habsburger, Hohenstaufen, Karolinger) ergeben sich aus den Abstammungstafeln. Die Ahnenschaft ist nach der landschaftlichen und sozialen Herkunft weit gestreut. Unter den 16 Ahnenkreisen kommen die Eyb zweimal vor (Ahnenkreise 16 und 24), überwiegend fränkischer Adel, ferner erscheinen (17) v. Zanthier, aus Salzfurt stammend, mit Ahnen aus der Anhalter Gegend, aber auch aus Franken, dann (25) v. Poellnitz, zumeist Sachsen, und (27) v. Forstner: Straßburg und Oberrhein. Nicht wenige Zweige führen nach Norddeutschland, z. B. Braunschweig, Hannover und Brandenburg. Bemerkenswert ist, daß die übrigen 11 Ahnenkreise bürgerliche Familien betreffen. Davon stammen (18) Theurer, (23) Hartmann, (26) Glocker, (28) Siegle, (29) Rehfuß überwiegend aus Alt-Württemberg, (30) Hübler

und (31) Schmid besonders aus dem Schwarzwald, die übrigen aus Franken: (19) Rivius — Crailsheim, Ansbach —, (20) Limmer und (21) Appelius — beide Kronach —, (22) Forster — Pappenheim —. Natürlich handelt es sich hier nur um sehr verallgemeinerte Herkunftangaben, die lediglich als Anhalt dienen sollen.

Von bekannteren Ahnen seien erwähnt der Feldhauptmann Sebastian Schertel von Burtenbach (Nr. 2064), der württ. Reformator Johannes Brenz (Nr. 4988) und der kursächsische Erbmarschall Hans Löser (Nr. 6500), den Luther als seinen guten Freund bezeichnet hat (3 Briefe Luthers an ihn sind im Anhang abgedruckt). Genannt seien auch der Augsburger Kattunfabrikant Karl Forster (Nr. 22), den man dort den „Fugger des 19. Jh.“ nannte, und der Flößer und spätere Kammerrat Jakob Kast (Nr. 7896), der „badische Fugger“. Mit Heinrich Siegle (Nr. 14) beginnt die väterliche Ahnenliste des Mitgründers der BASF. Gustav Siegle, und die Vorfahren des Salzburger Erzbischofs Matthäus Lang v. Wellenburg erscheinen von seinen Eltern (Nr. 8270/1) an.

Diese umfangreiche Ahnenliste wird von der großen Zahl derer, die in ihr Ahnengemeinschaften finden werden, lebhaft begrüßt werden. Ist die Mehrzahl der adeligen Ahnen auch schon bekannt, so ist die Literatur doch sehr zerstreut und oft nur schwer zugänglich, weshalb ihre Zusammenstellung eine große Erleichterung für den Forscher bedeutet. Von den vielen bürgerlichen Ahnen sind bisher nur wenige veröffentlicht. Daß dies hier geschah, ist um so mehr zu schätzen, als die genealogische Forschung immer mehr erschwert wird. Das Werk, dessen Auflage beschränkt ist, kann bezogen werden von der Bearbeiterin Alexa Freifrau von Eyb, Schloß, 8806 Neuendettelsau.

von Eyb

Deutsches Geschlechterbuch, Band 189

(= 5. Band Badisches Geschlechterbuch)

Beutenmüller, Otto (Rd.): Badisches Geschlechterbuch, 5. Bd. Kl. 8°, 487 S., 5 Fotos, 1 Zeichn., 1 farb. Zeichn., 1 Karte. Deutsches Geschlechterbuch Bd. 189, Limburg a. d. L.: Verlag C. A. Starke 1984. DM 60,—

Klein im Format, stabil in Ganzleinen gebunden und inhaltsschwer sind die Bände des Deutschen Geschlechterbuches. Band 101 war 756 Seiten stark, darin u. a. die Geschlechter Vierling, Schlageter und Hagmaier, kostete im Jahre 1936 RM 14,—. Heute, in immerwährend gleicher Ausführung, im Format etwas größer geworden, kostete der 487 S. starke Band 189 (!!) DM 60,—.

Der 1847 gegründete Verlag blieb auch der gleiche, nur hat er seinen Sitz nicht mehr im niederschlesischen Görlitz, sondern in Limburg an der Lahn. Er liefert auch Formblätter, Ahnentafeln und Stammbäume-Vordrucke für Familienforscher.

Im Band 81 (1934) finden wir z. B. die Berg, Benckiser, Salzer und Wacker; im Band 120 (1955), der zugleich als 3. Band des Badischen Geschlechterbuches gilt, sind die Bender und Wieland u. a. m. verzeichnet, und der frühere Lahrer Landrat Paul Strack gibt eine Übersicht über die Quellen zur badischen Familienforschung. Band 161 von 1972, der 4. badische, enthält z. B. Gierich, Sachs, Vischer.

In dem Quellen- und Sammelwerk mit Stammfolgen deutscher Geschlechter ist heuer (1984) als Band 189 des Deutschen Geschlechterbuches der 5. Band des Badischen Geschlechterbuches erschienen, bearbeitet vom verdienstvollen Senior der nordbadischen Familienforscher D. Dr. Otto Beutenmüller aus Bretten, mit den Familien Spies (Spieß), Uihlein (Uehlein, Ühlein), Barde, Paravicini und Wittmer. Bei den Spiess ist neben verschiedenen Landwirtschaftszweigen auch der Michelfelder Schwanenwirtschaft, der Löwenwirtschaft und der Sinsheimer Rosenwirtschaft. Die Barde kamen aus Schlesien. Bei den Uihlein findet sich viel Wirtschaft- und Sozialgeschichtliches aus dem Taubergau, z. B. aus den Türkensteuerlisten des 16. Jahrhunderts. Daß in alten Grundbüchern in Heildesheim, Bretten und Eppingen der Name Paravicini auftaucht, findet hier seine Erklärung. Ursprünglich im Veltlin ein Adelsgeschlecht, waren sie aus Glaubensgründen über die Schweiz in den Kraichgau gekommen und brachten es bald zu Wohlstand und Ansehen. Im 18. Jh. waren sie in Bretten u. a. Posthalter, Gemeinderat und Ludwig P. sogar 1864—76 Bürgermeister und Reichstagsabgeordneter; Johann Franziskus P., 1632 noch in Basel geboren, gest. 1691 in Eppingen hatte 1661 das Schultheißenamt in Heildesheim inne, 1678 Oberamtsschultheiß in Bretten und Amtsverweser zu Eppingen. Die bekanntesten Wittmer, Jakob (1817—1891) und Heinrich August (1847—1896) waren in Eppingen Posthalter und bad. Landtagsabgeordneter. Letzterer setzte sich in der 2. bad. Kammer unablässig für die Landwirtschaft und bessere Verkehrsverbindungen ein, besonders für die Elsenztafelstraße und die Eisenbahn von Eppingen nach Steinsfurt.

Man sieht, diese Buchreihe ist nicht nur etwas für Familienforscher und Genealogen, sondern auch eine Fundgrube für Heimatforscher. „Nicht minder wert, als die große Geschichte der Welt, ist die Geschichte der Familie“ (Adalbert Stifter).

Edmund Kienle

IV. Blick über die Grenzen

Adrien Finck / Maryse Staiber (Hrsg.), *Elsässer, Europäer, Pazifist. Studien zu René Schickele.* Morstadt Verlag: Kehl, Strasbourg, Basel 1984.

In diesem Buch gibt es ein Bild, das den halbvergesenen Dichter René Schickele (1883–1940) zeigt, wie er mitten auf einer Rheinbrücke steht — und derart genau auf der Grenze; und gerade über ihm liest man auf einem zweigeteilten Schild links: ‚Deutsche Reich‘, rechts: ‚République Française‘. Damit ist eigentlich schon alles gesagt. Denn der Dichter, den dieses Buch seiner unverdienten und unverschuldeten Vergessenheit entreißen will, stand zeitlebens auf der Grenze zwischen den zwei Nationen so wie (in seinem wohl wichtigsten und besten Werk, dem Drama ‚Hans im Schnakenloch‘) der zwiespältige Hans Boulanger, der auch Jean Baecker hätte heißen können — oder eben René Schickele. Er wollte, ganz im Sinne jenes Bildes, die Grenze überbrücken, auf der er stand, beiden Seiten oder keiner Seite zugehörig; weshalb ihn auch die wildgewordenen Franzosen 1922

nach Deutschland, die wildgewordenen Deutschen 1932 nach Frankreich vertrieben. An sein Leben und Werk erinnert dieses Buch, eine Sammlung verschiedenartiger, auch verschiedenwertiger Vor- und Beiträge, die aus Anlaß des 100. Geburtstags entstanden (und hier leider nicht einzeln gewertet und gewichtet werden können). Schickele war sich seiner „gallisch-alemannischen“ Abstammung, wie er selber sagte, wohl bewußt, und er verstand sie recht, nämlich als einen Auftrag; als Elsässer war er Europäer, und als Europäer war er Pazifist. Er gehört in eine Reihe mit Carl J. Burckhardt, Wilhelm Hausenstein, Reinhold Schneider, Albert Schweitzer, Robert Minder, Carlo Schmid. („Jetzt kann man zwar im Luftschiff um die ganze Welt fahren, aber eines kann man nicht mehr: ungefragt über die Brücke von Straßburg nach Kehl gehen“ — dies sagte Schweitzer zu Minder, 1929.) Theodor Heuss, der ebenfalls in diese Reihe gehört, schrieb über Schickele: „Er war ein echter Dichter, zu Unrecht frühe vergessen.“ Das Unrecht wird hier ein wenig gutgemacht.

Dr. Johann Werner

Zum
Hebeljahr 1985

Johann Peter Hebel 1760 – 1826

Wiederbegegnung
aus Anlaß des 225. Geburtstages
– Katalog zur Ausstellung –

Das Museum am Burghof, Lörrach und die Badische Landesbibliothek Karlsruhe widmen Johann Peter Hebel 1985 eine bedeutende Ausstellung.

Aus diesem Anlaß erscheint ein umfangreicher Katalog, in dem auch die Ausstellungsexponate wiedergegeben werden, unter der Mitwirkung von W. Schulz, A. Benrath, A. Braunbehrens, G. Haas, K. Foldenauer, W. Koelln, R. M. Kully, R. Matzen, G. Möhring, L. Rohner, J. W. Storck, G. Thürer. Mit einem Geleitwort von Prof. H. Engler, Minister für Wissenschaft und Kunst.

Ca. 180 Seiten, 50 auch farbige Abbildungen, 27 x 24 cm, kart. ca. DM 19, –
ISBN 3-7880-9709-4

Verlag C. F. Müller GmbH Postfach 43 20
7500 Karlsruhe 1

Wollen Sie wissen wie aus der kleinen zerstückelten Markgrafschaft Baden ein geschlossener deutscher Südweststaat, das Großherzogtum Baden, entstand, dann greifen Sie zu dem Buch



BADEN LAND - STAAT - VOLK 1806 - 1871

Dieses Buch wurde herausgegeben vom General-Landesarchiv Karlsruhe in Verbindung mit der Gesellschaft für kulturhistorische Dokumentation und schildert dokumentarisch auf 230 Druckseiten und 80 Glanzfotoseiten den spannenden Weg einer Staatsentwicklung.

Ein Staat von Napoleons Gnaden findet seinen Weg zum Deutschen Reich. Die liberale Haltung der Regierenden schaffte die Grundlage für die „Badische Revolution von 1848/49“.

Dieses Buch läßt nichts aus, Wirtschaft im Umbruch, soziale Lage, Kunst und Wissenschaft, Monarchie und Staat – auch über Goethe in Karlsruhe wird man unterrichtet.

Ein hervorragendes Werk der wissenschaftlichen Mitarbeit des General-Landesarchivs.

Dieses Buch ist zu beziehen über den Buchhandel oder direkt bei der Gesellschaft für kulturhistorische Dokumentation e.V., Postfach 27 67, 7500 Karlsruhe 1, zum Preis von DM 29,50.